

Bernard Wandeler

Soziokulturelle Animation: Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion

2. Auflage 2013, 1. Auflage 2010
386 Seiten, Broschur 164 x 234 mm
ISBN 978-3-906413-77-8

Die Publikation erschien im interact Verlag, dem Fachverlag der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit und ist als Open Access erhältlich.

Das Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz:



- Name muss genannt werden
- keine kommerzielle Nutzung erlaubt
- keine Derivate (Änderungen) erlaubt

interact

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit

interact Verlag
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Werftstrasse 1
Postfach 2945
6002 Luzern
www.hslu.ch/interact

Webshop: www.interact-verlag.ch

Journal Writing (Blog)

Dr. Barbara van Belle (Dissertation: *Widerstand
von Frauen in Anarchistischer Sozialer Arbeit*)
Prof. Barbara van Belle (Dissertation: *Widerstand
von Frauen in Anarchistischer Sozialer Arbeit*)

Soziokulturelle Animation

Prof. Barbara van Belle
Etablierung von Zielgemeinschaft,
Partizipation und Partizipat



INTAKE

ANALYSE

PLANUNG

Soziokulturelle Animation
Bernard Wandeler (Hrsg.)



Soziokulturelle Animation

Professionelles Handeln zur Förderung von
Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion

Bernard Wandeler (Hrsg.)

Mit Beiträgen von

*Barbara Emmenegger, Martin Hafen, Gabi Hangartner, Annette Hug,
Gregor Husi, Heinz Moser, Reto Stäheli, Heinz Wettstein und Alex Willener*

Diese Publikation wurde gefördert durch die Hochschule Luzern

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 interact Luzern

Hochschule Luzern - Soziale Arbeit

www.hslu/interact

Bildnachweis: Mit freundlicher Genehmigung durch die Abteilung Textildesign
der Hochschule Luzern - Design & Kunst, die das Copyright für sämtliche Bilder hat.

Korrekturen: Andreas Vonmoos Textkorrektur Terminus, Luzern

Gestaltung: Cyan GmbH, Luzern

Druck: Klimaneutral gedruckt bei UD Druck

ISBN 978-3-906413-77-8

Inhalt

Einleitung von Bernard Wandeler	6
Hinweise zu Geschichte, Definitionen, Funktionen... von Heinz Wettstein	1 15
Gesellschaftlicher Wandel und Animation von Heinz Moser	2 63
Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht von Gregor Husi	3 97
Die Soziokulturelle Animation aus systemtheoretischer Perspektive von Martin Hafen	4 157
Eine Praxis der alltäglichen Demokratie von Annette Hug	5 203
Transformationen – Das Verhältnis von Soziokultureller Animation zu Kultur und Kunst von Reto Stäheli	6 225
Ein Handlungsmodell für die Soziokulturelle Animation zur Orientierung für die Arbeit in der Zwischenposition von Gabi Hangartner	7 265
Raumkonzeptionen und Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit von Barbara Emmenegger	8 325
Sozialräumliches Handeln von Alex Willener	9 349

Einleitung

Vor zehn Jahren, 1999, haben die Kollegen Heinz Moser, Emanuel Müller, Heinz Wettstein und Alex Willener für die deutsche Schweiz das erste Grundlagenbuch für die Soziokulturelle Animation publiziert. Dieses Werk bot für viele Jahrgänge von Studierenden der HSA, heute der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, in Luzern und anfänglich noch in Zürich eine wichtige Orientierung. Es war das erste Buch, welches einen wichtigen Beitrag leistete, die Soziokulturelle Animation als Teilbereich, als Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit überhaupt zu etablieren. Damals starteten jeweils ca. 25 Studierende mit dem Studiengang Soziokultur, heute sind es in Luzern jedes Jahr mehr als 50. Sicher Motivation genug, über diese Grundfragen und Grundsätze neu nachzudenken. Zu diesen vier Pionieren sind heute weitere dazugekommen. Diese Kolleginnen und Kollegen sind alle oder waren Dozierende oder Lehrbeauftragte der Luzerner Hochschule. Sie beschäftigten sich in den letzten Jahren unterschiedlich, aber alle engagiert und intensiv mit Fragen der Soziokultur. Einige Kapitel wurden neu redigiert und ergänzt, andere sind ganz neu dazugekommen. Diese Reihe von Texten wird die Diskussion über den noch jungen Bereich der Sozialen Arbeit weiterführen. In diversen Modulen des Grund- und Hauptstudiums unserer Studiengänge werden diese Texte zur Pflichtlektüre gehören.

Die Luzerner Hochschule – Soziale Arbeit hat sich schon in der Vergangenheit und auch heute nach der «Bologna-Reform» für ein pluralistisches und konstruktivistisches Lehrverständnis eingesetzt. Zum Ausdruck kommt diese Haltung sicher in diesem Buch. Wir kennen «die Luzerner Theorie» nicht, auch wenn wir uns sehr bewusst sind, dass Theoriebildung gerade in der Soziokulturellen Animation wichtig ist. Die Beiträge und ihre Autorinnen und Autoren vertreten unterschiedliche Positionen, was die Vielfalt der Ansätze aufzeigt. Die diversen Sichtweisen und Beobachtungsarten der Soziokultur sind so vielfältig wie ihre Praxisfelder. In vielen Punkten sind sich die Autorinnen und Autoren einig: Es geht um das Initiieren oder Beibehalten von demokratischen Prozessen. Diese Grundlagen sollen Fachpersonen unterstützen, ihre Arbeit fachlich fundiert, wirkungsvoll und innovativ zu gestalten.

In der Zwischenzeit ist in den USA ein ehemaliger «Community Organizer», in der Schweiz würden wir von einem Soziokulturellen Animator sprechen, Präsident geworden. Barack Obama engagierte sich nach seinem Studium mit Quartierbewohnerinnen und -bewohnern von Chicago für eine gerechtere Gesellschaft (2007, S. 266). Heute, bei uns in der Schweiz, geht es in unserer Arbeit auch um eine gerechte und solidarische Gesellschaft. In der Einleitung zum Buch von 1999

schrieb Heinz Wettstein (in Moser et al., 1999, S. 9) über eine lebendige Demokratie, die nicht einfach gegeben ist und die sich nicht von selbst entwickelt. Um diese Grundwerte zu verwirklichen, braucht es engagierte Kräfte. Gesellschaftlicher Wandel verlangt von allen Akteurinnen und Akteuren vielschichtige Anpassungsleistungen. Daran beteiligt sind nicht nur Politikerinnen und Politiker. Heute mehr denn je müssen möglichst viele an diesen Änderungen teilhaben. Veränderungen verlangen Neuorientierungen und setzen Lernprozesse voraus, in denen Werte und Normen neu verhandelt werden müssen. Diese Veränderungen passieren «draussen». Dort werden sie gelebt, dort können wir sie beobachten und analysieren. Ganz speziell muss die Jugend immer von neuem in diese demokratischen Prozesse eingeführt werden. Sie muss experimentieren, üben und Vertrauen gewinnen. Die Jungen von heute sind morgen unsere Vereins- und Parteipräsidentinnen und -präsidenten, unsere Fussballtrainer, Vorstandsmitglieder, Chorleiterinnen und Gemeinderätinnen. Orientierung müssen auch die neu Zugewanderten finden. Dazu braucht es kompetente Integrationsfachleute, die auf unterschiedlichen Ebenen intervenieren. Das ist auch der Grund, wieso die Jugendarbeit in der Soziokulturellen Animation eine ganz wichtige Rolle spielt.

Vor diesem nicht immer konfliktfreien Hintergrund erhält die Soziokulturelle Animation heute noch ihre Bedeutung. Ihre gesellschaftliche Funktion ist subsidiär und versucht, die diversen Gruppen zur gesellschaftlichen Teilhabe und Teilnahme zu aktivieren. In der Regel arbeitet sie mit Freiwilligen. Sie interveniert in den gesellschaftlichen Teilbereichen Bildung, Soziales, Politik und Kultur. Die Soziokulturelle Animation unterstützt eine aktive Lebensgestaltung von Gruppen und bemüht sich um einen sozialen und kulturellen Ausgleich, indem zur Partizipation eingeladen wird. Bei der aktiven Gestaltung von Lebensraum orientiert sie sich meist an den vielschichtigen Interessen und Bedürfnissen aller Beteiligten. Die langjährige frühere Sozialdepartementsvorsteherin der grössten Schweizer Stadt, Monika Stocker, sagte einmal, dass Soziokulturelle Animation beinahe Friedensarbeit sei, weil es immer darum gehe, zwischen den Schnellen und den Langsamen, zwischen dem Stärkeren und dem Schwächeren auszubalancieren (in Züfle, 2004, S. 160). Die Soziokulturelle Animation übernimmt öfters eine Vermittlerrolle und baut aktiv Brücken zwischen den Generationen, zwischen Alteingesessenen und neu Zugewanderten, Frauen und Männern usw. Da braucht es Menschen und Gruppen, die untereinander kommunizieren und sich vernetzen, nur so ist in unserer Gesellschaft Innovation möglich (Baecker, 2007, S. 21). Animatorinnen und Animatoren sind Gestalterinnen und Gestalter dieser Zwischenräume. Die Soziokulturelle Animation ist ein Teilbereich der Sozialen Arbeit und stellt ins Zentrum ihres Wirkens immer die Aktivierung der jeweiligen Zielgruppen. In unterschiedlichsten Arrangements wird ermutigt, angeregt und

motiviert. In der Schweiz wird die Soziokulturelle Animation (SKA) durch private oder öffentlich-rechtliche Trägerschaften ermöglicht (z.B. in Gemeinschaftszentren, Jugendhäusern, Präventionsprojekten, Kulturzentren, Pfarreien, in der Verbandsarbeit usw.). Die Soziokulturelle Animation ist eine professionelle Dienstleistung, von der alle Bewohnerinnen und Bewohner in einem Gemeinwesen profitieren können und sollen.

1. Kapitel von Heinz Wettstein

Ein historischer Exkurs beschreibt die Wurzeln der SKA. Die Ursprünge sind in der «éducation populaire» in Frankreich zu verorten. Die kirchlichen und politischen Jugendorganisationen spielten in ganz Europa ebenfalls eine zentrale Rolle. Weiter von Bedeutung und ausschlaggebend für das Verständnis der heutigen SKA waren die wichtigen sozial- und kulturpolitischen Veränderungen in den 60er-Jahren. Kurz wird die Entwicklung der SKA in den europäischen Nachbarländern und in der Schweiz skizziert. Daraus folgen die ersten Definitionen, Funktionsbeschreibungen und Zuordnungen. Im Verlauf der diversen Darstellungen wird aufgezeigt, wie sich in unseren Nachbarländern soziokulturelle Arbeit in den Quartieren, in den Zentren, in der quartierbezogenen Gemeinwesenarbeit (GWA) und ebenfalls die anglophone Community Development (CD) entwickelt haben.

2. Kapitel von Heinz Moser

Wer die SKA verstehen will, muss unbedingt die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der letzten Jahrzehnte analysieren. Ein weiterer historischer Überblick skizziert die politischen, kulturellen und sozialen Veränderungen. Die Rolle der kritischen Theorie der Frankfurter Schule und die zunehmenden Debatten zur Individualisierung und Globalisierung sind von grosser Bedeutung. Emanzipatorische Ansprüche, Veränderungen in der Familie und insbesondere in den Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen haben die Arbeit der SKA beeinflusst. Die Demokratisierung der Kultur und die damit einhergehende Vielfalt des kulturellen Ausdrucks, der Ökologie- und Globalisierungsdiskurs (u.a.) wirken nachhaltig auf das Berufsfeld.

3. Kapitel von Gregor Husi

Dieses Kapitel geht von der Frage aus, worum sich die SKA überhaupt kümmert, welche gesellschaftliche Aufgabe sie übernimmt. Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren, so die vertretene These, kümmern sich um den gesellschaftlichen Zusammenhalt, die soziale Kohäsion. Die strukturierungstheoretischen Grundlagen der Soziologen Giddens (Struktur, Handeln, Strukturierung, System) und Bourdieu (Kapital, Habitus, Feld, Praxis) leisten für die Analyse einen wichtigen Beitrag. Diese Grundlagen lassen sich zu einer Modalen Strukturierungs-

theorie weiterentwickeln. Der Zusammenhalt zeigt sich dann daran, ob und wie Menschen im Handeln zusammenkommen. Die Lebenspraxis von Menschen hängt dabei immer von deren Lebenslagen, Lebenszielen sowie Rollen ab und reproduziert und verändert diese ihrerseits unablässig. Die so umrissene Theorie sucht Antworten auf soziale, kulturelle und institutionelle Fragen, indem sie einen Rahmen darstellt, der soziale Ungleichheit, kulturelle Vielfalt und institutionelle Normalität in modernen Gesellschaften beschreiben und erklären lässt. In diesem Rahmen lassen sich Merkmale von Gruppen, Quartieren oder Gemeinden verorten und interpretieren. Zum Schluss des Kapitels werden drei Diagnostik-Instrumente für die SKA (Stakeholder-Analyse, Sozialraumanalyse, Zeitdiagnose) skizziert, die professionelles Handeln begründen helfen.

4. Kapitel von Martin Hafen

Dieser Text hat zum Ziel, die SKA aus der Perspektive der Systemtheorie nach Niklas Luhmann zu analysieren. Diese Theorie erlaubt, die Beobachtungen der SKA in einer gewissen Art zu beschreiben und zu strukturieren. In der Sozialen Arbeit spielen Organisationen eine wichtige Rolle. Wie werden in diesen Institutionen Entscheidungen getroffen, wie wird kommuniziert, welches sind die massgebenden Personalentscheidungen? Das sind Fragen, die auch die SKA in zunehmendem Mass betreffen. Die Systemtheorie von Luhmann stellt eine Anzahl von Begriffen und theoretischen Konzepten zur Verfügung, mit denen sich das Verhältnis «Mensch - Soziales» angemessen beschreiben lässt (z.B. Inklusion/Exklusion, Selbstorganisation sozialer Systeme, Interventionsmöglichkeiten und -beschränkungen u.a.). Wenn die SKA zum Funktionssystem der Sozialen Arbeit mitgezählt werden kann, dann nach Martin Hafen vor allem darum, weil sie in ihrem professionellen Handeln massgeblich präventiv interveniert. Diese wichtige Funktion sollte nach Ansicht des Autors im Berufsentwicklungsdiskurs vermehrt im Zentrum stehen. Auch als Instanz der «Früherkennung» eignet sich die SKA durch ihre Interventionspositionen wie «Organisator/in» und «Mediator/in» besonders gut. Durch ihre Koordinations- und Vernetzungsarbeit bringt sie spezielle Kompetenzen ins Spiel. Überhaupt spielt die SKA als Gestalterin sozialer Beziehungen für unsere Gesellschaft und die Gesundheit ihrer Mitglieder eine wichtige Rolle.

5. Kapitel von Annette Hug

Im letzten Jahrzehnt haben neben dem Buch «Soziokulturelle Animation» (Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze) von Moser, Müller, Wettstein und Willener ganz speziell die Lehrbücher des Holländers Marcel Spierts, etwa «Balancieren und Stimulieren», und des Franzosen Jean-Claude Gillet, unter anderem «Animation, der Sinn der Aktion», bei uns an der Hochschule Luzern und in der Deutsch-

schweiz die Soziokulturelle Diskussion geprägt. In diesem Kapitel geht es um einen Vergleich, um eine Gegenüberstellung dieser Autoren mit ihren diversen Ansatzpunkten. Beide Autoren sind von Jürgen Habermas und von der Kritischen Theorie beeinflusst. Annette Hug schält aus beiden Ansätzen eine tiefreichende Demokratisierung als gesellschaftliche Aufgabe der Soziokulturellen Animation heraus. Gillet nehme dabei meist eine «militantere» und eine parteiische Haltung ein, während Spierts eher der Pragmatische sei. Für beide Autoren sei klar, dass sich die SKA in gesellschaftlichen Zwischenräumen bewege und dass sie eine wichtige vermittelnde Position einzunehmen habe. Gillet und Spierts werden aber auch kritisch befragt: Annette Hug verunsichert Gillets klare Gegenüberstellung von Konsum versus kreative, subversive Aktion, und sie fragt mit und gegen Spierts, ob die soziokulturelle Arbeit wilder werden müsse, um professionell zu bleiben.

6. Kapitel von Reto Stäheli

In diesem Kapitel stehen einige wichtige Fragestellungen zum Verhältnis der Soziokulturellen Animation zu Kultur und Kunst im Zentrum der Reflexion. Die Begrifflichkeiten werden je nach Perspektive sehr unterschiedlich gedeutet. Welche Erkenntnisse leiten die Animatorinnen und Animatoren von den «unscharfen» Grenzen der Begrifflichkeit «Kultur» ab? Was können wir aus dem Denken und Handeln von Kunstschaaffenden für unsere alltägliche Praxis gewinnbringend erschliessen? Welche Rolle spielt das Kulturschaffen in unseren Quartieren und Dörfern? Das kreative Potenzial in der vielfältigen Dynamik der Begrifflichkeiten «Kultur» und «Kunst» wird facettenreich diskutiert. So wird die Bedeutung der neusten Kulturforschung und der diversen Kunstrichtungen für unsere Praxis skizziert. Im Alltag kann Kunst provozieren und irritieren. Wie weit soll die Soziokulturelle Animation als einer der Vektoren des sozialen Wandels Kulturarbeit aktiv einsetzen?

7. Kapitel von Gabi Hangartner

Im Zentrum dieses Kapitels stehen zwei Themen: Entlang einer Eingrenzung des Solidaritätsbegriffs und dessen Bestätigung als Leitprinzip erfolgen eine Verortung der Soziokulturellen Animation im Bereich der Zivilgesellschaft, eine Betrachtung des so oft verwendeten Begriffs der Lebenswelt, eine Führung über Koordinaten sowie eine neue Sichtweise und Begründung der Handlungsprinzipien bis zur Darlegung des konkreten Handlungsmodells der Soziokulturellen Animation. Dieses Handlungsmodell wird an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit diskutiert, vermittelt und weiterentwickelt. Zentral für die Soziokulturelle Animation sind: Aktivierung von Gruppen von Menschen – meist geschehen diese Handlungen innerhalb von Organisationen – einschliesslich der Beachtung der individuellen

Bedürfnisse von Menschen, unter stetiger Berücksichtigung, Förderung und Begleitung ihrer gruppenspezifischen Kommunikation, ihrer (Selbst-)Organisation und vor allem der Unterstützung einer eigenständigen Formulierung der Ziele der Gruppen. Berufspersonen können sich im methodengeleiteten professionellen Handeln an dem Modell mit den vier Interventionspositionen – Animation, Organisation, Vermittlung und Konzeption – orientieren. Als Leitsatz zur Verwendung dieses Modells bietet sich das Verständnis von Jean-Claude Gillet (1998) an. Er vertritt ein Verständnis, in dem das Modell als Konstruktion, als Beispiel dienen soll und nicht als vereinfachte Darstellung der Wirklichkeit im Rahmen eines erklärenden oder entdeckenden Vorgehens. Das Modell solle als Abstrahierung gelten, welche Einsicht in eine Situation ermöglicht, um sie zu begreifen und um eingreifen und handeln zu können.

8. Kapitel von Barbara Emmenegger

Für die Soziokulturelle Animation spielt das Verhältnis von Raum und dem Sozialen eine wichtige Rolle. So richtet sich seit Mitte der 1990er Jahre die Soziokulturelle Animation vermehrt am Konzept des Sozialraums aus. Mit dem Sozialraum ist eine dynamische Raumvorstellung angesprochen. Räume werden dabei als Prozesse verstanden, die nicht nur gebaute Struktur sind, sondern auch über Handlung und über die Vorstellung produziert werden. Mit dieser Raumvorstellung rücken die Menschen als handelnde Individuen ins Zentrum. Die Ausrichtung des Handelns der Akteurinnen und Akteure bestimmt damit die Ausdehnung eines Sozialraums auch wenn der Fokus in der Soziokulturellen Animation auf lokale, überschaubare Räume gelegt wird. Der Artikel geht der Frage nach, inwieweit sich die Soziokulturelle Animation in ihrer Arbeit auf einen prozessualen Sozialraum einlässt und wo sie physischen Raum und soziale Prozesse losgelöst voneinander betrachtet und dabei auch Gefahr läuft, soziale Konflikte und Ausschlussprozesse zu «Verräumlichen».

9. Kapitel von Alex Willener

Der Bezug zum sozialen Raum ist in der Sozialen Arbeit nicht ganz neu. Bereits vor hundert Jahren war man bemüht, die Notlagen in den Quartieren der amerikanischen Grossstädte zu erfassen. Bauend auf die Tradition und Erfahrung der Gemeinwesenarbeit in den 70er-Jahren, hat sich heute in Deutschland das stadtteilbezogene Quartiermanagement etabliert. In der Schweiz hat die Sozialraumorientierung noch keine lange und ausgeprägte Tradition. Angefangen, mit diesen Ansätzen Erfahrungen zu sammeln, hat sicher die Offene Jugendarbeit. Wenn Ansätze einer Konzeption der Sozialraumorientierung der Soziokulturellen Animation diskutiert werden, müssen hier Begriffe wie Quartier, Viertel, Gemeinschaft, Nachbarschaft, Kerngebiet usw. mehr Klarheit bekommen. Divergierende

Vorstellungen verschiedener Akteure zur Weiterentwicklung des Sozialraums sind beinahe normal. Da übernehmen Soziokulturelle Animatoren und Animatorinnen die Rolle des Vermittelns zwischen divergierenden Interessen. Sie schaffen Vertrauen, ermutigen, knüpfen Kontakte, unterstützen oder, anders ausgedrückt, sie begleiten Aushandlungsprozesse im sozialen Raum.

Die Autorinnen und Autoren wünschen eine spannende Auseinandersetzung. Die Sammlung dieser Beiträge leistet einen wertvollen Diskussionsbeitrag. Wir sind überzeugt, dass die Soziokulturelle Animation mit ihren vielseitigen und innovativen Ansätzen auch zukünftig einen wichtigen Beitrag zur sozialen Kohäsion leistet.

Luzern, im Juli 2010
Bernard Wandeler

Literaturverzeichnis

Baecker, Dirk (2007). Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Moser, Heinz; Müller, Emanuel; Wettstein, Heinz & Willener, Alex (1999). Soziokulturelle Animation. Grundlagen, Grundlagen, Grundsätze. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.

Obama, Barack (2007). Hoffnung wagen. Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream. München: Riemann.

Willener, Alex (2007). Integrale Projektmethodik. Für Innovation und Entwicklung in Quartier, Gemeinde und Stadt. Luzern: interact.

Züfle, Manfred (Hrsg.). (2004). Handeln – Zwischen – Räumen. Von Soziokultureller Animation und der Vergangenheit einer Schule. Luzern: interact.



1 *Heinz Wettstein*

Hinweise zu Geschichte, Definitionen, Funktionen...



1 Geschichtliches

1.1 Einleitung

Die Geschichte der Soziokulturellen Animation ist noch nicht geschrieben und kann hier auch nicht umfassend dargestellt werden. Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches 1999 sind viele neue Hinweise auf diese Geschichte gesammelt und auch bisher wenig beleuchtete Zusammenhänge aufgedeckt worden. Die nachfolgende Darstellung versucht, diese verästelten Wurzeln aufzuzeigen, orientiert sich aber wesentlich an der Geschichte in Frankreich, die für die schweizerische Entwicklung zentral war, und gibt Hinweise auf Entwicklungen in anderen Ländern.

Die Geschichte der Soziokulturellen Animation ist einerseits eng verknüpft mit der gesamten Entwicklung der Sozialen Arbeit – insbesondere der Gemeinwesenarbeit – einerseits, aber andererseits auch mit Entwicklungen, die unter anderen Titeln liefen, wie insbesondere jenem der «éducation populaire», der «educaciòn popular» und ähnlichen andererseits. Diese Verknüpfungen werden nachfolgend nicht aufgelöst, aber auch nicht bis ins letzte Detail verfolgt.

Festzustellen gilt es, dass diese Entwicklung vor allem in den lateinischsprachigen Teilen der Welt ablief. Im Sammelwerk von Jean-Claude Gillet «L'animation professionnelle et volontaire dans 20 pays» (2004), das das Resultat eines entsprechenden Kongresses aus dem Jahre 2003 ist, sind vor allem Beiträge aus französisch-, spanisch- und portugiesischsprachigen Ländern versammelt – aus den Ländern wie Kanada, Belgien oder der Schweiz jeweils Beiträge aus dem französischsprachigen Landesteil. Ausnahmen bilden da die Niederlande, Ungarn und Finnland. Deutsch- und englischsprachige Länder sind nicht vertreten. Das zeigt, dass kulturelle Prägungen – allenfalls teilweise verknüpft auch mit religiösen Differenzen (katholisch – protestantisch, vgl. dazu Schmocker ohne Jahrgang, der diese Differenz auf die unterschiedliche Industrialisierung und einen unterschiedlichen Umgang mit der Armut in diesen beiden Konfessionsräumen zurückführt) – einen wesentlichen Bestandteil dieser Entwicklung darstellen. Wie weit sich dann allerdings die konkreten Praktiken etwa eines «community worker» in Amerika, eines Gemeinwesenarbeiters in Deutschland und eines «Animateur socio-culturel» in Frankreich wirklich unterscheiden, müsste eigens untersucht werden.

Setzen wir also mit der Geschichte in Frankreich ein, um einen roten Faden zu legen.

1.2 Ursprung in Frankreich

Die Bezeichnung «Animation» für bestimmte soziale und kulturelle Handlungen ist in Frankreich entstanden. Sie bürgerte sich im Zeitraum zwischen 1950 und 1965 allmählich ein (Besnard, 1986; Poujol, 1989; Gillet, 1995). Was dabei hervorsteicht, ist die Tatsache, dass damit für bereits ausgeübte Tätigkeiten ein neuer Name gefunden wurde. Darum schliesst hier die Frage an: Was war denn zuvor?

a) Zentral war die Entwicklung der **«éducation populaire»** als Förderung des Volkes, der Arbeiterklasse. Dieser Ansatz ist bis in die Anfänge der Industrialisierung zurückzuverfolgen. Frankreich hat sich später und weniger intensiv industrialisiert als zum Beispiel England, wo die ersten Vorläufer der professionellen Sozialarbeit entstanden (vgl. Müller, 1982). Zudem war und ist Frankreich – trotz der Trennung von Kirche und Staat seit der Revolution – stark katholisch geprägt. Auf diesem Hintergrund brachte die Industrialisierung zwar ebenfalls soziale Not hervor (vor allem in den Industriestädten des Nordens). Diese Not wurde aber abgefedert durch die vielfältigen Beziehungen der Stadtbewohner zur Landschaft. Deshalb nahmen die herrschenden bürgerlichen Schichten vor allem die zivilisatorischen und kulturellen Unterschiede wahr. Erziehung sollte diese etwas abschwächen, gleichzeitig aber verhindern, dass die herrschenden Verhältnisse in Frage gestellt wurden. Unter dem Titel «patronage» kümmerte sich die Elite um die Erziehung der Kinder der einfachen Leute und der einfachen Leute insgesamt. Dies wurde vor allem als karitative Aufgabe von Gläubigen verstanden, ähnlich wie bei den Vorläufern der sozialen Arbeit in England. Etwas später, parallel und in Konkurrenz zu den kirchlichen Angeboten entwickelten sich «weltliche» Angebote. Diese wurden einerseits von Unternehmerseite gestützt, um die Herrschaftsabsicherung zu garantieren. Andererseits wurden auch die Organisationen der Arbeiterbewegung (Gewerkschaften) auf diesem Feld aktiv, um die Selbständigkeit und die Selbstorganisationskraft der Arbeiterschaft zu verstärken. Alle Träger hatten bis zum Ersten Weltkrieg wichtige allgemeinbildende Funktionen für die breiten Bevölkerungsschichten, waren aber durchaus von unterschiedlichen gesellschaftlichen Haltungen getragen und förderten denn auch verschiedene Handlungsfähigkeiten bei den Menschen. In dieser Zeit entstand auch der Begriff «éducation populaire». Sie war in der Zwischenkriegszeit ein Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens, hat sich im Zweiten Weltkrieg als Teil des Widerstandes verstanden und fand im Institut national de l'éducation populaire (INEP) ihre institutionalisierte Form. Das INEP fungierte auch als Herausgeber der Hefte «animation» bis zum Ende ihres Erscheinens.

- b) Die **Jugendorganisationen** (Pfadfinder, christliche Organisationen, Gewerkschaftsjugend, studierende Jugend) stellen eine weitere Wurzel der Animation dar; in ihnen waren ehrenamtliche Kader (ältere Jugendliche, junge Erwachsene, teilweise auch schon ältere Pädagogen) tätig, die ihre Aufgabe darin sahen, die Jugendlichen bei der Selbstorganisation zu unterstützen, ihnen als Pädagogen die verschiedensten Inhalte zu vermitteln und sich mit ihnen zusammen auch für ihre politischen Interessen einzusetzen. Damit befanden sie sich von Anfang an in einem für die Animation typischen Spannungsfeld zwischen Unterstützung von Eigeninitiative und gesellschaftlichem «Lenkungsauftrag». Diese Kader wurden später als «animateurs de jeunesse» bezeichnet.

Diese Entwicklung ist für die Jugendorganisationen auch in Deutschland typisch (vgl. Krahfeld, 1982). Wenn sich auch in Frankreich keine Jugendbewegung wie der «Wandervogel» entwickelte, so stellt sich das Spannungsfeld «Selbstorganisation und Interessenvertretung der Jugend – pädagogische Betreuung der Jugend und Kanalisierung der jugendlichen Energien» als grenzüberschreitendes Phänomen dar. Ein Unterschied in der Entwicklung besteht darin, dass im französischen Sprachraum (und in der Deutschschweiz) diese Entwicklung nicht, wie in Deutschland, durch den Nationalsozialismus unterbrochen wurde. Dieser machte sich die Organisations- und Kulturformen der Jugendbewegung zu eigen, um seine eigenen Zielsetzungen gegenüber den Jugendlichen durchzusetzen; zudem wurden alle Organisationen ausser den Einheitsverbänden HJ (Hitlerjugend) und BDM (Bund Deutscher Mädel) verboten.

- c) Die Entwicklung rund um die **Volksfrontregierung**: 1936 kam in Frankreich eine Linksregierung an die Macht, die die Entwicklung in unserem Bereich stark beeinflusste. Es wurde ein «sous-secrétariat» für Freizeit geschaffen, das Léo Lagrange einer der bekanntesten Freizeitanimatoren der damaligen Zeit in Frankreich führte (vgl. das Portrait in Margairaz & Tartakovsky, 2006, S. 167). Ihm ging es vor allem um den Zugang der einfachen Leute zu Kultur, Film, Theater, Musik usw. Die Volksfrontregierung führte auch die ersten bezahlten Ferien für alle ein. Hintergrund für das Entstehen von Jugendherbergen und Feriendörfern. Die Ferien wurden nicht einfach als individuelle Angelegenheit betrachtet; die in der Volkserziehung engagierten Kreise und Institutionen waren der Ansicht, dass Ferien nicht von allen sinnvoll gestaltet und bewältigt werden konnten. Darum richteten die verschiedenen Institutionen Feriendörfer für bestimmte Zielgruppen (zum Beispiel Belegschaftsangehörige) ein und rüsteten diese mit einer materiellen und personellen Infrastruktur aus. Programm- und Aktivitätsangebote gehörten zu dieser Ausrüstung. Gleichzeitig wurden auch weltanschaulich getragene Beherbergungsorganisationen gegründet, und die

Jugendherbergsbewegung nahm einen schnellen Aufschwung. 1950 führte diese Entwicklung unter anderem zur Gründung des in der Animation «berühmten» Club Méditerranée, bestimmten doch dessen Aktivitäten lange das Bild der Animation ausserhalb Frankreichs.

Zwei Parallelen ganz unterschiedlicher Art aus Deutschland scheinen hier auf: Hier waren schon früher im Zusammenhang mit der «Wandervogel»-Bewegung Jugendherbergen entstanden, die als Vorbild für die entsprechenden Einrichtungen in Frankreich galten und bald auch der reisenden Jugend Europas zu dienen begannen. Ganz anders motiviert war die Einrichtung von Feriendörfern und Freizeiteinrichtungen (unter dem Motto «Kraft durch Freude») durch den Nationalsozialismus ebenfalls in den 30er-Jahren. Sie dienten der Stärkung für den Dienst am eigenen Land, wie ihn die Nationalsozialisten verstanden. Praktisch dürften dann allerdings konkrete Programme usw. ganz ähnlich ausgesehen haben. Das heisst, dass die konkreten Handlungsformen der damaligen «Animatoren» (sie nannten sich noch nicht so) unterschiedlich instrumentalisiert wurden.

- d) Die Entwicklung der **«maisons de la culture»** nach dem Konzept, das André Malraux während seiner Zeit als Kulturminister in den 50er-Jahren aufbaute. Ihm waren zwei Anliegen wichtig: die Verbreitung der Kultur, das Zugänglichmachen der Kunst auch für breite Bevölkerungskreise einerseits, die Stärkung der «Kulturproduktion» der Bevölkerung andererseits. In diesen Häusern sollten dem «einfachen Bürger» Kunstwerke in adäquater Form vorgestellt und verständlich gemacht werden. Andererseits sollten in ihnen eigene Produktionen der Bevölkerung entwickelt und dargestellt werden. Er nahm damit alte Anliegen der «éducation populaire» auf und setzte sie in einer der Zeit adäquaten Form um. Er setzte dadurch auch die Diskussion um Kultur in Gang, wie sie später zum Beispiel in den Büchern von Pierre Bourdieu («Die feinen Unterschiede», 1982) unter anderem ihr Echo fanden.

So war eine Entwicklung in Frankreich in etwas anderer Form bereits vorweggenommen, die in Deutschland Ende der 60er-, Anfang der 70er-Jahre unter dem Titel «Kultur für alle, Kultur von allen» zu einer neuen Kulturpolitik und zur Entwicklung der soziokulturellen Zentren führen sollte. Diese neue Kulturpolitik war zu Beginn vom emanzipatorischen Anliegen getragen, «die Gesellschaft durch Kultur zu demokratisieren, indem Möglichkeiten kultureller Beteiligung und Eigentätigkeit gefordert wurden» (Sievers & Wagner, 1992, S. 11). «Demokratisierung der Kultur, das hiess zunächst Chancengleichheit verwirklichen und Mitbestimmung ermöglichen» (ibid., S. 12) und führte zur For-

derung, dass sich die traditionellen Kulturinstitutionen intern demokratisieren und bürgernäher darstellen und ihr Angebot für «alle» öffnen sollten. Sie setzte aber auch eine Bewegung von Projekten und Initiativen der «freien» und «alternativen» Kultur in Gang, die zu einem immer wichtigeren und mit der Zeit anerkannten Teil des kulturellen Lebens wurde. Diese Kulturvermittlung spielte sich oft in den soziokulturellen Zentren ab. (vgl. Kap. 2, H. Moser, S. 77 und Kap. 6, R. Stäheli, S. 245)

- e) Die Entwicklung der «**centres de l'éducation**» und der «**centres sociales**», mit denen der Staat Aufgaben, die ursprünglich den Familien zugeordnet waren, übernahm und die auch stark präventiven Charakter haben. Diese Zentren rechnen sich teilweise der Sozialpädagogik und der Sozialen Arbeit zu und haben ihre Wurzeln in der Settlement-Bewegung in England (vgl. Müller, 1982; Pujol, 1989), das heisst in jener Bewegung, die – wie zum Beispiel mit der Toynbee-Hall in London (1883) oder dem Hull-House in Chicago (1890) – Häuser schuf, in denen einerseits die Trennung zwischen den Bevölkerungskreisen vermieden wurden (in Toynbee-Hall wohnten Studierende, die einen Teil ihrer Zeit für die Arbeit im Quartier einsetzten) und andererseits den Armen, den Arbeitern die Möglichkeit geboten wurde, im Notfall ihre Basisbedürfnisse zu decken (Ernährung, Schlaf, Hygiene). Zudem sollte ihnen ein breites Angebot (Bildung, Beratung, Sport usw.) helfen, sich selber besser zurechtzufinden. Diese «centres» fassten verschiedene Dienste und Angebote zusammen, arbeiteten mit Profis und Ehrenamtlichen und hatten deutlich Prävention und Hilfe zur Selbsthilfe im Visier.
- f) Die Entwicklung der «**éducation active**», wie sie in den «centres d'entraînement aux méthodes d'éducation active» (CEMEA) ab 1937 gepflegt wurde, und vor allem in Kinderlagern und Ferienkolonien zur Anwendung kam. Diese Entwicklung ging vom Anliegen aus, dass alle Kinder regelmässig Ferien geniessen können sollten, auch wenn die Eltern die finanziellen Möglichkeiten kaum hatten. Die Kinder sollten sich in diesen Ferien erholen, aber auch entwickeln, soziale und kreative Kompetenzen entfalten. Dieses Anliegen wurde Gegenstand der staatlichen Erziehung und bildete eigene pädagogische Handlungsformen aus. Die Lehrkräfte waren verpflichtet, solche «colonies de vacance» zu leiten, und in der Lehrerbildung wurde auf diese Aktivitäten speziell vorbereitet. Aktivierende Methoden fanden so eine weite Verbreitung. Im deutschen Sprachraum scheinen entsprechende Entwicklungen eher auf freiwilliger Basis stattgefunden zu haben. Zudem waren die traditionellen Jugendverbände im Bereich der Lager sehr aktiv, suchten wohl staatliche Unterstützung (in der Schweiz etwa via Jugend + Sport), wehrten sich aber gegen intensivere staatliche Eingriffe.

Engagierte in all diesen Bereichen fanden sich in den 50er- und 60er-Jahren in Frankreich unter dem Titel der (Soziokulturellen) Animation zusammen. Der Begriff wurde vor allem popularisiert, als zu dieser Zeit in diesen Aktivitätsbereichen eine Professionalisierung einsetzte und die Profis – ebenso die Ausbildungen – eine Identität aufbauen mussten/wollten. Letztendlich war es wohl diese Entwicklung, die zur Herausbildung und Bündelung dieses Berufsfeldes geführt hat. Wie die vielfachen Herleitungen aber zeigen, konnte keineswegs von einem einheitlichen Konzept gesprochen werden; eher waren die weitgehenden Überschneidungen und die Unmöglichkeit, diesen Bereich klar einzuordnen, Auslöser für dieses Bedürfnis nach einer Neuorientierung.

Zugleich wurde dieser junge Berufszweig voll von den gesellschaftlichen Entwicklungen der 60er-Jahre erfasst. Bezeichnend dafür ist eine Passage im Buch von G. Poujol (1989) im Zusammenhang mit der damals geführten Diskussion um die Abgrenzung zwischen Ausbilder/Lehrer und Animator: «Dieses Phänomen einer allgemeinen Selbstzensur scheint uns spezifisch für die französische Gesellschaft der 60er-Jahre. Der Beweis dafür ist der praktisch weder ins Deutsche noch ins Englische übersetzbare Charakter dieser beiden Worte: animation et animateur. Es kann sich dabei nicht um eine Lücke der beiden betreffenden Sprachen handeln, sondern vielmehr um ideologische Begriffe, die nicht von einer Gesellschaft in die andere zu transportieren sind» (Poujol, 1989, S. 36). Diese allgemeine Selbstzensur aufzubrechen und neue Entwicklungen zu ermöglichen, wie sie sich dann 1968 auch auf der Strasse zeigten, dazu war die Animation in den Augen ihrer Promotoren und Promotorinnen jener Zeit angetreten. Der damalige Slogan «l'imagination au pouvoir» («Die Fantasie an die Macht») gibt vielleicht am ehesten den damaligen kulturellen Hof der Begriffe «animation» und «animateur» wieder: Ein Hauch von Anarchie, von Unfassbarkeit, von Aufbruch, von Entkrustung, von Bewegtheit und Beweglichkeit durchwehte die Animation. Die Themen «Ordnung und Chaos», «Widerstand und Anpassung» finden in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Ausprägungen, die sich auch heute etwa in unterschiedlichen Organisationskulturen oder in unterschiedlichen Streikkulturen niederschlagen. Damit ist auch angezeigt, dass die Adaptation dieses Konzepts in eine andere Kultur nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen kann bzw. zu je eigenen Ausprägungen führen muss. Die Ausprägung, wie wir sie für den deutschen Sprachraum insbesondere aber die deutsche Schweiz sehen, ist ein wesentlicher Inhalt dieses Buches.

1.3 Internationale Entwicklung

Die Vielfalt der verschiedenen Entwicklungen im Einzelnen nachzuzeichnen ist nicht möglich, weshalb ich mich auf einige zentrale Aspekte beschränke. Es ist schwierig zu bestimmen, wie sich die Ideen der Animation verbreitet haben. Frankreich spielte für viele Länder eine orientierende Rolle. Dabei sind Eigenständigkeit und Originalität der Entwicklungen aber durchaus unterschiedlich. So wurde denn der 2003 in Bordeaux durchgeführte Kongress mit dem Titel «Die Animation in Frankreich und ihre Analogien im Ausland» versehen; das weist darauf hin, dass weder von gemeinsamen Bezeichnungen noch von einem gemeinsamen Grundverständnis Ausgegangen werden konnte. Ziel des Kongresses war es Letzteres herauszuarbeiten. Die Teilnehmern/innen des Kongresses waren jedoch überfordert in die Vielfalt der Bezeichnungen Ordnung zu bringen.

In den **lateinamerikanischen Ländern** ist eine grosse Affinität zur Animation festzustellen. Schon früher bekannt war dort auch die «educatiòn popular». Versuche, die Lage der Minderprivilegierten durch Unterstützung und Förderung der Eigenverantwortlichkeit und Eigenaktivität zu verbessern, kennen eine intensive Geschichte. Dabei ragen zwei Elemente hervor, die für diesen Erdteil bezeichnend sind:

- Einerseits die Arbeiten eines Paulo Freire und – etwas weniger oft erwähnt – eines Ivan Illich, die eine neue Form der Bildung prägten, in der die Lernenden nicht Objekte, sondern Subjekte des Lernens sind, in der Lernen auch Bewusstwerdung («Conscientisation») bedeutet und damit auch zum Handeln, zur Veränderung führen soll; Augusto Boal hat dies mit dem «Theater der Unterdrückten» in eine aktuelle kulturelle Form gebracht.
- Andererseits die Theologie der Befreiung, wie sie von Theologen wie Leonardo Boff oder dem Bischof Dom Helder Camara vertreten wurde, die das Evangelium mit der Option für die Armen verbanden und deren Befreiung aus unverschuldeter Armut und Abhängigkeit betrieben.

Damit wird auch deutlich, dass Volkserziehung, Animation oder «Animacion comunitaria» in Lateinamerika stark mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Kontinents verknüpft ist und sich eindeutig auf die Seite der Minderprivilegierten stellt; schreiende Ungerechtigkeiten wiesen ihr diesen Weg. Verknüpfungen mit marxistischen Ansätzen sind denn in diesen Entwicklungen öfters anzutreffen.

In **Spanien und Portugal** stellt sich die Entwicklung ähnlich dar, wobei da der direkte Einfluss Frankreichs stärker zu gewichten ist. Allerdings scheint die Animation in Spanien ein sehr regionales Phänomen zu sein und sich vor allem

auf den Norden zu beschränken. Beruflich eingeordnet wird die Animation unter verschiedenen Titeln: Während es auf der Ebene der höheren Fachschulen/Fachhochschulen eine Ausbildung in Soziokultureller Animation gibt, firmiert sie an der Universität unter dem Dach des «Educador social». In **Italien** ist die Animation aus den zur Verfügung stehenden Quellen wenig fassbar.

In den **Niederlanden** wird eher von soziokultureller Arbeit als von Soziokultureller Animation gesprochen; diesem Bereich wird auch das «opbouwerk» zugerechnet, das wir wohl mit Gemeinwesenarbeit umschreiben würden. Damit wird erneut deutlich, dass Zuordnungen und Begrifflichkeiten von Land zu Land differieren und keine allgemeine Beschreibung ermöglichen. Die Autoren, die diese Arbeit in ihrem Land im Sammelwerk von 2004 (Gillet, 2004) vorstellen, weisen auf ein Thema hin, das in vielen anderen Beiträgen wenig erscheint. Vor allem in Südamerika ist die Parteilichkeit für die Minderprivilegierten und das Engagement für eine Demokratisierung der Gesellschaft (entsprechend dem «animateur militant» der 60er-Jahre in Frankreich) noch ungebrochen. In den Niederlanden wird die aktuelle Diskussion um diesen Bereich hingegen unter den Titel «Animation zwischen Emanzipation und Paternalismus» gestellt und deutlich auf die Ambivalenz zwischen Parteilichkeit und gesellschaftlichem «Normalisierungsauftrag» hingewiesen. Damit wird ein Thema aufgegriffen, das auch in der schweizerischen Diskussion zentral ist.

In all diesen Darstellungen wird aber deutlich, dass die Animation jung ist, keine ausformulierte gemeinsame theoretische Grundlage hat, ganz verschieden benannt und zugeordnet wird, keine stabile Professionalisierung mit dem entsprechenden Ausbildungs- und Forschungshintergrund aufweist und in den meisten Ländern immer noch oder erneut erst recht um ihren Platz kämpfen muss.

1.4 Entwicklung in der Schweiz

In der **französischsprachigen Schweiz** wurde der Ansatz zuerst auf privater Ebene rezipiert. Kirchliche, gewerkschaftliche und private Kreise, die vor allem in der Jugendarbeit engagiert waren, versuchten, der Idee der Animation in der Romandie zum Durchbruch zu verhelfen. In Genf war es der CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) der durch die Gründung kleiner Jugendzentren noch in den 50er-Jahren einen Anfang machte; diesen Zentren war vor allem Prävention zugeordnet. Daneben gab es Initiativen zur Sporterziehung und zur Übernahme des Konzepts der «maisons de la culture».

Anfang der 60er-Jahre begann die staatliche Beschäftigung mit der Freizeit und mit der Animation (Beispiel Genf: 1961 Rapport Légeret über Jugend- und Frei-

zeitinstitutionen und deren Ausrüstung, 1962 Gründung des Freizeitdienstes im Jugendamt und eines berufsbegleitenden Kurses für «animateurs de jeunesse», 1963–1967 Gründung von zehn Freizeitzentren sowie der Ecole d'animateurs de jeunesse). Die übrigen Gebiete der Romandie erlebten ähnliche Entwicklungen mit einer gewissen zeitlichen Verschiebung (Gründung der Ausbildung in Lausanne 1965).

Die 68er-Bewegung trug dann neue Ideen in die Arbeit der Freizeitzentren und der Animation: Sie sollten offen für alle sein und allen ermöglichen, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Kulturelle, bildende und politische Aktivitäten im Quartier bekamen Vorrang, der «animateur de jeunesse» wurde zum «animateur socio-culturel», und auch die Ausbildungen gaben sich diesen neuen Namen (Genf 1971).

Dies ist auch die Zeit, in der die Begriffe «Animation» und «Animator» erstmals in der **deutschen Schweiz** auftauchen. Zweifellos hatte es in der deutschen Schweiz ähnliche institutionelle Entwicklungen gegeben (z.B. die Entwicklung der Arbeiterbewegung, die Entwicklung der Jugendverbände, die Gründung der Freizeitzentren der Pro Juventute in Zürich, die Gründung von Jugendhäusern im Laufe der 60er-Jahre, der Beginn der Professionalisierung der Jugend- und Freizeitarbeit). Diese Entwicklung lief aber unter anderen und unterschiedlichen Namen wie etwa Freizeitpädagogik, Gemeinwesenarbeit oder Jugendarbeit, in Anlehnung an die in Deutschland übliche Terminologie.

Auf verschiedenen, heute noch nicht überall geklärten Wegen floss die Idee der Animation über die Sprachgrenze. Dabei hat zweifellos die Ausbildungsinstitution «Grundkurs Animator» (in Zürich gegründet 1971) die tragende Rolle übernommen. Es hatten sich professionelle Mitarbeitende aus den Freizeitanlagen und aus den Jugendhäusern zusammengefunden, weil ihre Ausbildungsbedürfnisse nirgends – auch nicht in den Gemeinwesenarbeitsansätzen der Schulen für Soziale Arbeit – befriedigt wurden. Sie bauten eine eigene Ausbildungsmöglichkeit auf. Die Auseinandersetzung um die Namensgebung dieser Ausbildung liest sich wie eine Übersicht über die verschiedenen Ansätze, die in der deutschen Schweiz in der sozialen und kulturellen Arbeit im Freizeitbereich bekannt waren. Von Gemeinwesenarbeit wollte man sich abgrenzen, weil sie der Sozialarbeit zu nahe stand und sich diese Profis nicht als Sozialarbeiter oder Sozialarbeiterinnen verstehen wollten. Freizeitpädagogik war für sie ebenfalls ein falsch gewichtetes Konzept; sie verstanden sich nicht als Pädagogen, die ändern etwas beizubringen hatten, sondern als Helfer, Unterstützer und Förderer der Eigeninitiative, Selbstentfaltung und Selbstorganisation. So griffen sie auf das in der

Romandie geläufige Konzept der Animation zurück, das ihnen ihre Ideen am ehesten auszudrücken und umzusetzen schien. Die gesamtschweizerische Struktur der Stiftung Pro Juventute, die Trägerin der Freizeitanlagen war, dürfte diese Übernahme erleichtert haben.

Dass damit dieser Ansatz in diesem Arbeitsbereich noch keine allgemeine Gültigkeit besass, zeigte sich bei der Gründung der Jugendarbeiter-Ausbildung 1975 in Luzern: Hier wurde auf die Ansätze der Jugendarbeit, wie sie im deutschen Sprachraum entwickelt wurden, zurückgegriffen. Erst gegen Ende der 70er-Jahre und nach vielen konzeptionellen Diskussionen unter den Ausbildungen auch über die Sprachgrenze hinweg bekam diese Ausbildung den Untertitel «Grundausbildung in soziokultureller Animation» zugeordnet. Die anschliessenden Entwicklungen im Bildungsbereich liessen diese Ausbildungen den Weg über «Höhere Fachschule» zu den Fachhochschulen machen. In der Romandie gibt es heute drei Ausbildungsgänge, die in der gemeinsamen Fachhochschule verknüpft sind. In der Deutschschweiz wird die entsprechende Ausbildung an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit angeboten; in Zürich wurde diese Spezialität mit dem Aufbau der Fachhochschule nicht mehr weitergeführt.

1.5 Entwicklung in Deutschland

In Deutschland wurde Animation nicht zu einer zentralen Grösse sondern zum Gegenstand theoretischer Diskussionen und praktischer Tätigkeiten, die auf verschiedene Weise verschiedenen Bereichen zugeordnet wurden. Eine erste Diskussion fand in den 70er-Jahren statt (Kirchgässner, 1983). Dann scheint aber die Freizeitpädagogik/Freizeitwissenschaft (Opaschowski und Nahrstedt als Exponenten) als übergeordneter Begriff die Animation absorbiert zu haben; sie erscheint noch im Zusammenhang mit Freizeitangeboten für Kinder (Päd. Aktion München und die Hefte «Animation», die allerdings inzwischen ihr Erscheinen eingestellt haben). Die Charakterisierung der Animation als soziokulturell taucht kaum auf. Sie scheint sich bisher – erfolgreich – einer sauberen Einordnung in theoretische Konzepte entzogen zu haben (vgl. Michels, 1995). Allerdings scheint es doch zu gelegentlichen Rezeptionen zu kommen (vgl. Kulturbüro Sachsen, ohne Jahrgang).

Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang auch, dass kaum ein Autor aus dem Bereich der Kulturarbeit sich an dieser Diskussion mitbeteiligt, obwohl Anfang der 70er-Jahre die Grundlagen einer neuen Kulturpolitik formuliert wurden (vgl. Glaser, 1972; Hoffmann, 1974). Freizeitpädagogische und kulturpolitische Diskussion scheinen völlig getrennt zu verlaufen. Die Entwicklung der soziokulturellen Zentren, in denen von soziokultureller Arbeit, aber kaum von Animation gespro-

chen wird, mag auf Abgrenzungsbedürfnisse hinweisen; offenbar war der Graben zwischen der Freizeitpädagogik und dieser konkret entstehenden Arbeit zu gross. Soziokulturelle Animation reicht – wie oben schon angemerkt – in beide Bereiche hinein und hätte sich als vermittelndes Konzept angeboten; daran bestand aber offenbar kein Interesse.

Bezeichnend ist dazu auch festzustellen, dass die Diskussionen zur Animation in den verschiedenen Ländern/Sprachregionen Europas praktisch unverbunden geführt wurden; erst mit dem schon oben zitierten Kongress 2003 wurde eine Verbindung vorgenommen.

Damit sind einige Striche zur Geschichte ausgezogen. Allgemein muss dazu festgehalten werden, dass es an vielen Orten dieser Welt Initiativen gab und gibt, die gleichen/ähnlichen Grundrichtungen und Grundhaltungen wie die Animation verpflichtet sind – auch in Ländern, in denen sie vorerst nicht vermutet würden (ehemalige Ostblockländer). Die entsprechenden Verbindungen werden teilweise durch internationale Organisationen (UNESCO) hergestellt; erschlossen sind sie aber bis heute nur ansatzweise.

So sind einige eher äussere Wegstrecken skizziert. In Parallelen dazu werden nachfolgend Hinweise zur Definitionsgeschichte, zu Funktionszuordnungen und zu Bezügen zu anderen Bereichen gegeben.

2. Hinweise zu Definitionen, Funktionen, Zuordnungen

2.1 Einleitung

1975 setzt Henry Ingerberg in einer UNESCO-Broschüre über ein Kapitel den Titel «L'animation socio-culturelle: Omniprésente et introuvable». Das weist auf einen für diesen Gegenstand wichtigen Umstand hin: Es geht hier um ein Phänomen, das nicht einfach in einem Kanon festgefügt und in Traditionen verankerter Kategorien (der Wissenschaft, der Institutionen, der Politik) zu verorten ist, sondern sich vielfältig und verschiedenartig manifestiert.

Dies hat vielfältige Gründe. Vier davon möchte ich vorneweg kurz ansprechen:

Soziokulturelle Animation ist immer eingelagert in die gesellschaftliche Entwicklung. Ob sich eine Gesellschaft schnell entwickelt oder langsam, ob das Schwerkraft der Entwicklung im materiellen oder im immateriellen Bereich liegt, ob die Mehrheit der Menschen Not leidet oder im Überfluss lebt, ob eine Gesell-

schaft einen gemeinsamen Normenschatz hat oder sich sehr ausdifferenziert, wie die Menschen leben, wohnen, miteinander reden, sich fortbewegen usw. – all das hat immer direkte Auswirkung auf die Soziokulturelle Animation. Die heutige Zeit, die mit immer neuen Entwicklungen, Verwerfungen, Problematiken in technischen, wissenschaftlichen, politischen, ökonomischen, ökologischen, sozialen und kulturellen Bereichen aufwartet und die Menschen/die Menschheit vor immer neu zu bewältigende Lebenssituationen stellt, beeinflusst die Grundlagen der Soziokulturellen Animation tiefgreifend.

Soziokulturelle Animation ist eine junge Entwicklung. Sie hat keine approbierte Geschichte; sie hat Geschichten: jene des Begriffs, jene der Institutionen, der Personen und der Aktivitäten in ihren Zeichen – aber auch jene all der Initiativen, die genau das Gleiche tun und wollen, sich aber nie ausdrücklich als Soziokulturelle Animation verstanden haben. Im ersten Teil dieses Kapitels sind die erste und zweite Geschichte skizziert. Die dritte Geschichte wäre eine Weltgeschichte; sie wird nur insofern thematisiert, als sie für das Animationsverständnis hier und heute wichtig ist.

Soziokulturelle Animation gibt es somit wohl auf der ganzen Welt – in kulturell je adäquater Weise. Festlegungen behindern möglicherweise die Verständigung über die kulturellen Grenzen hinweg – deshalb ist Animation offen im Verständnis, offen dafür, dass sich Strömungen, die sich an den gleichen Fixpunkten orientieren, Platz haben, auch wenn sie andere Namen tragen, aus andern Traditionen kommen ...

Soziokulturelle Animation ist nicht am grünen Tisch oder in der Studierstube entstanden, sondern in der Aktion selbst. Sie hat sich nie um die Kategorisierungen der Theorie gekümmert, sondern sich an Haltungen und Handlungen orientiert; Institutionen und Personen verkörperten sie und liessen sie allenfalls auch wieder fallen.

Damit ist deutlich, dass die Darstellung der Funktionen und Definitionen einige Unebenheiten aufweisen muss, wenn ein stringentes System erwartet wird (vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 93 und Kap. 4, M. Hafén, S. 172). Sie macht die Vielfalt der Zusammenhänge wie der Unterschiede deutlich. Dabei konzentriert sich diese Darstellung auf den französischen und den deutschen Sprachraum; auf Ersteren, weil sich dort dieses Konzept ausgebildet hat, und auf Letzteren, weil er unser Sprachraum ist. Auf die vergangenen Entwicklungen in anderen Sprachräumen wurde im ersten Teil dieses Kapitels kurz eingegangen. Und die aktuellen, grenzübergreifenden Verknüpfungen werden am Ende dieser Darstellung folgen.

2.2 Funktionen und Definitionen

Beschränken wir uns also vorerst auf die beiden oben erwähnten Sprachräume. Es zeigt sich bei der Durchsicht der Literatur, dass im deutschen Sprachraum andere Zugänge zur Frage der Definition üblich sind als im französischen. Während in Ersteren in wenigen Sätzen formulierte Definitionen auf unterschiedlichem Niveau zu finden sind, gehen die Autoren im Letzteren mehr beschreibend, essayistisch vor. Die Definitionsversuche haben in beiden Sprachräumen zur gleichen Zeit eingesetzt und sollen hier in der Folge auch durchmischt dargestellt werden.

In der Definitionsgeschichte in **Frankreich** zeigt sich, dass – nachdem der Begriff der Animation in den 60er-Jahren für eine ganze Reihe von bereits existierenden verschiedenen Funktionen im soziokulturellen Bereich Verwendung zu finden begann – vor allem in den 70er-Jahren Versuche der begrifflichen Fassung gemacht wurden, allerdings meist nicht als abstrakte Definitionen. Als Beispiel sei hier der oft zitierte Pierre Besnard angeführt: «Aber die meisten Autoren von Studien oder Forschungsarbeiten zur soziokulturellen Animation sind sich in der Tatsache einig, dass es handlicher ist, eine gewisse Anzahl von Charakteristiken der soziokulturellen Animation zu liefern als eine allgemeine Definition aufzustellen, auch wenn dieses Unternehmen mühsam ist» (Besnard, 1986).

Seine Beschreibung lautet dann wie folgt:

«Die soziokulturelle Animation lässt sich als ein Ensemble von Praktiken, Aktivitäten und Beziehungen charakterisieren.

- Die Praktiken und Aktivitäten betreffen die von den Individuen in ihrem sozialen und kulturellen Leben, besonders in ihrer Freizeit, gezeigten Interessen. Diese Interessen lassen sich wie folgt einteilen (nach J. Dumazédier): künstlerische, intellektuelle, soziale, alltagspraktische und physische.
- Diese Praktiken reagieren auf Bedürfnis nach Einführung, Ausbildung und Handlung, das durch bestehende Institutionen nicht gedeckt wird. Sie befriedigen Funktionen der Erholung, Zerstreuung und Entwicklung.
- Diese Praktiken sind freiwillig (im Unterschied zu gewissen kulturellen Verpflichtungen in der Schule), ob es sich um die Ausführung einer Tätigkeit oder um die Teilnahme an einer Vereinigung handelt.
- Diese Praktiken und Aktivitäten sind im Prinzip offen für alle Kategorien von Individuen, welche auch immer ihr Alter, Geschlecht, ihre Abstammung, ihr Beruf etc. sind.

- Diese Praktiken und Aktivitäten setzen im Prinzip kein vorgängig zu erreichendes Niveau voraus.
- Diese Praktiken sind im Prinzip nicht auf das Erreichen einer Qualifikation oder eines Diploms ausgerichtet.
- Diese Praktiken werden im Prinzip in Gruppen ausgeübt, innerhalb einer der verschiedenen soziokulturellen Institutionen.
- Sie werden allgemein unter Mithilfe eines professionellen oder ehrenamtlichen Animators ausgeübt, der im Prinzip eine entsprechende spezielle Ausbildung bekommen hat und der vorwiegend Methoden der aktivierenden Pädagogik einsetzt.»

(Besnard, 1980)

Diese Definition ist für Frankreich erstaunlich unpolitisch, und – obwohl darauf immer wieder Bezug genommen wird – sie entsprach nicht den Intentionen, die die Soziokulturelle Animation in diesen Jahren begleitete. Die Animatorinnen und Animatoren, die in Frankreich diese Bezeichnung für sich zu gebrauchen begannen, verstanden sich – entsprechend der Zeitstimmung – als «animateurs militants», kämpferische Animatorinnen und Animatoren. Das hiess zwei Dinge: Animatorinnen und Animatoren sind Agenten der Veränderung in einer Zeit, in der überlebte Macht- und Sozialverhältnisse endlich aufgebrochen werden sollten, und sie sind es auf Seiten derjenigen, die bisher nicht an der Macht teilhatten, eher am Rande der Gesellschaft oder in den unteren Schichten beheimatet waren. Das zeigt auch die folgende Autorin, ehemalige Leiterin des Institut National de l'Education Populaire (INEP): Geneviève Poujol beschränkt sich auf die Zitierung anderer Autoren (Besnard, Dumazédier) und meint abschliessend ziemlich lakonisch: «Für uns ist die Animation vor allem ein ideologisches Projekt, das während einer Periode von 15 Jahren einen bedeutenden Konsens gefunden hat [in der Intention der Gesellschaftsveränderung, H.W.] (...) In einem gewissen Sinne kann man die Animation als Restkategorie betrachten (...) Heute hat das Projekt Animation seinen ideologischen Bezug praktisch verloren» (Poujol, 1989). In Frankreich wurden denn auch Animatorinnen und Animatoren, die mehr dem Verständnis von Besnard entsprachen, als «animateurs techniques» bezeichnet. Die schon in der geschichtlichen Skizze angesprochene Spannung zwischen der Rolle der parteilichen Unterstützung der Minderprivilegierten und derjenigen der gesellschaftlichen Normalisierung als Rollen der Animation wird hier wiederum deutlich. Sie stellt eine Variante des «doppelten Mandates» der Sozialen Arbeit dar, einerseits sich für die Minderprivilegierten einsetzen zu wollen, andererseits

im Auftrage von Verwaltung und Politik Vollzüge mitzutragen, die in eine andere Richtung weisen. Gillet bezeichnet diese beiden Pole des Spannungsfeldes als heisses und kaltes Universum der Animation (Gillet, 1995).

So hat sich keine befriedigende Definition finden lassen, sodass Jean-Claude Gillet 1995 sein erstes Kapitel mit «La définition introuvable» überschrieb und darin die verschiedenen Definitionsmöglichkeiten aufzeichnete. Er zeichnet dabei die immer wieder andere Verbindung von Animation mit einem Adjektiv (soziokulturelle, social, kulturell, erzieherisch usw.) und die Vielfalt der Definitionen dieser Adjektive (insbesondere von «soziokulturell») nach. Immerhin ist bei ihm der gesellschaftspolitische Bezug durchaus wieder auffindbar, allerdings in zwiespältiger Form. (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 205)

Die länderübergreifende Diskussion 2003 liess für Gillet auch keine anderen Schlüsse zu, sodass er als Folgerung aus diesem Kongress Fragen stellte und keine Antworten formulieren konnte (Gillet, 2004). Deshalb beschränkte er sich schon vorher auf beschreibende Annäherungen und die Bildung von Typologien. In seinem Werk von 1995 unterschied er zwischen dem Konsum- und dem Transfermodell, später unterschied er zwischen dem «univers chaud de l'animation» («alles ist möglich und die Animation ist ein Faktor der Veränderung und des gesellschaftlichen Fortschritts») und dem «univers froid de l'animation» («Animation als Instrument der Bewahrung und der sozialen Normalisierung»). Dieses Spannungsfeld bleibt bestehen; Gillet will aber nicht in dieser Spannung steckenbleiben, sondern sie als zwei Seiten eines Handlungsfeldes verstehen, die sich der Animator zunutze machen muss (vgl. Gillet, 2001).

Zentral ist in dieser Entwicklung der Versuch, die Funktionen des Animators herauszuarbeiten; dieser Versuch förderte die auch in der Schweiz rezipierte Trias «Concepteur – Médiateur – Organisateur» zutage (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 296).

In **Deutschland** hat der in Frankreich so verwendete Begriff der Animation einige Hürden zu überwinden. Vorerst wohl allgemein wegen kulturell-sprachlicher Unterschiede, die in Deutschland den Begriff als «unseriös» erscheinen lassen (Animierdame, Animierfilm als meist erste Assoziationen – in Deutschland spricht man lieber von [soziokultureller] Arbeit). Dann auch durch die konkrete Rezeptionsgeschichte: Animation im Sinne, wie sie in Frankreich verwendet wurde, wurde zuerst von Opaschowski auf breiter Basis rezipiert. Er verstand und versteht sie als Begriff der Freizeitwissenschaft und der Freizeitpädagogik. Er geht dabei davon aus, dass Animation primär, aber nicht nur, in der Freizeit angesiedelt ist und die Freiwilligkeit der Teilnahme an ihren Angeboten konstitutiv

für sie ist. Dies führt auch dazu, dass er nicht von Soziokultureller, sondern von Freizeit-kultureller Animation spricht. Allgemein definierte er Animation folgendermassen: «Animation – ein Schlüsselbegriff im Freizeit-, Kultur- und Bildungsbereich – bezeichnet eine neue Handlungskompetenz der nicht direktiven Motivierung, Anregung und Förderung in offenen Situationsfeldern. Animation ermöglicht Kommunikation, setzt Kreativität frei, fördert die Gruppenbildung und erleichtert die Teilnahme am kulturellen Leben. Wesentlich an der neuen Handlungskompetenz ist, dass sie sich anderer als nur verbaler Mittel bedient, dass sie ausser dem intellektuellen auch den emotionalen und sozial-kommunikativen Bereich anspricht» (Opaschowski, 1979). Und für die Freizeit-kulturelle Animation lautet seine Beschreibung – etwas näher an der Praxis – so:

«Freizeit-kulturelle Animation bezeichnet

- das Ziel der Ermutigung, Anregung und Befähigung, beim Einzelnen oder der Gruppe Begeisterung dafür zu wecken, eigene Fähigkeiten und Möglichkeiten, die latent vorhanden sind zu entdecken und zur Entfaltung zu bringen,
- die Methode der Motivierung, Initiierung und Förderung von Lernprozessen und/oder Aktivitäten und/oder sozialen Aktionen Einzelner oder Gruppen,
- den Prozess personen-, gruppen- oder gemeinwesenorientierter Belebung, Beratung und Begleitung,
- die Wirkung der Kontaktierung, Aktivierung und Koordinierung von Angeboten, Aktivitäten und Aktionen»

(Opaschowski, 1979)

1990 fasst er die Definition kurz und bündig so zusammen: «Animation ist eine nicht-direktive Methode der Förderung der Kommunikation, kreativ-kultureller Selbsttätigkeit und sozialer Aktion» (Opaschowski, 1990). Und er verbindet sie dann mit Zieldimensionen, wie sie der Rat für kulturelle Zusammenarbeit beim Europarat bereits 1973 formulierte, indem er mit Animation jene Aktivitäten bezeichnete, die den Individuen dazu verhelfen,

- sich in ihrer Situation Bedürfnissen und Begabungen bewusst zu werden,
- mit andern Menschen zu kommunizieren und so aktiver am Leben des Gemeinwesens teilzunehmen,
- sich anzupassen an Veränderungen in der sozialen, urbanen und technischen Umwelt und an kommende Veränderungen,

- ihre eigene Kultur zu vertiefen, was – genauer gesagt – umfasst: die intellektuellen Fähigkeiten, die Kräfte des Ausdrucks und der Kreativität, die körperlichen Fähigkeiten.

Michels, der die Definitionsgeschichte von Animation in Deutschland nachzeichnet, kommt zu folgenden Umschreibungen:

«Animation im weiteren Sinne umfasst die Gesamtheit von Aktivitäten, Massnahmen, Interventionen,

- die auf freizeitbezogene «Zielfunktionen» (Emanzipation, autonomes Handeln, Selbstverwirklichung, Spass und Erleben, kommunikative und kreative Prozesse usw.) gerichtet sind, und
- fungiert nach diesem Verständnis als globale Beschreibung der Tätigkeit und Kompetenz im freizeitbezogenen Berufsfeld
- auf unterschiedlichen Ebenen (Mikro- bis Makro-Ebenen) des Handelns und
- in unterschiedlichen gesellschaftlichen (politischen, ökonomischen, sozialen, kulturellen, pädagogischen) Teilsystemen.»

Und: «Animation im engeren Sinne umfasst

- auf der konkreten Handlungs- und Interaktionsebene
- die intendierte Gestaltung und Beeinflussung
- der Wirksamkeit von materiellen und sozialen Umweltfaktoren auf
- das Erleben und Verhalten von Individuen,
- vor allem in Gruppensituationen.»

(Michels, 1995)

Während die erstere Definition als die eines eigenständigen Ansatzes verstanden werden kann, bezieht sich Letztere vor allem auf die methodische Ebene. Damit wird deutlich, dass solche Definitionen immer in verschiedenen Perspektiven verstanden werden, wobei auch da kaum eine klare Einordnung der verschiedenen Standpunkte möglich ist. Immerhin weist auch Candinas (1990) darauf hin, dass im deutschen Sprachraum vor allem auf der methodischen Ebene rezipiert wurde.

Diese Definitionen zeigen eine andere Orientierung als die französische Diskussion: Dort findet keine klare Einordnung in «Freizeitwissenschaft» statt; überhaupt wird in Frankreich immer wieder das Nicht-Einordenbare der Animation

betont (Gillet, 1995). Dagegen ist in Deutschland der gesellschaftspolitische Bezug, die Einbettung der Animation in die gesamte soziale und kulturelle Gesellschaftsentwicklung, beim freizeitwissenschaftlichen Definitionsstrang schwächer; die obigen Definitionen kommen – mindestens vordergründig – unpolitisch daher und machen die Assoziationen an den Club Méditerranée begreiflich. Gesellschaftspolitischen Gehalt hat dann das Konzept Soziokultur, auf das noch zu verweisen sein wird. Im Animationsbereich macht in neuerer Zeit einzig der Österreicher Popp (1990) in dieser Hinsicht eine Ausnahme, der die Animation mit der Gemeinwesenarbeit verknüpft und nach Michels der «kritischen Freizeitpädagogik» zugeordnet werden kann. Durch solche Bemerkungen wird auch für Deutschland klar, dass Zu-, Ein-, Über- und Unterordnungen durchaus strittig sind und die in Frankreich gar nicht mehr erstrebte Klarheit auch nicht ohne Weiteres geschaffen werden kann.

Die gesellschaftskritischere und dem Pädagogischen weniger verbundene Interpretation von Hubert Kirchgässner konnte sich also nicht durchsetzen. Dieser verwies in seiner Zusammenfassung von 1979 auf folgende zwei wesentlichen Eigenheiten der Animation:

«Animation ist aber nicht einfach mit ausserschulischen, freiwilligen Lernformen gleichzusetzen. Schon gar sollte man vermeiden, an Stelle von Animation von Sozialpädagogik zu sprechen, so sehr die beiden Gebiete sich auch überschneiden. Das Wort Pädagogik ist von sich aus einfach zu antianimatorisch, als dass es für die in die Breite zielende Tätigkeit der Animation gebraucht werden könnte.» Und: «Sozial-kulturelle Animation ist heute eine Reaktion auf die zunehmende Entfremdung und auf die Möglichkeiten, die sich durch die Freizeit ergeben. Entfremdung meint hier die wachsende Fremdbestimmung durch Sachzwänge und Superstrukturen, die Nichtidentifizierung mit der Arbeit und die erheblich gewachsene Problematik der Lebensorientierung.»

Diese Eigenheiten, die in der französischen Diskussion immer wieder aufscheinen, gehen in der Entwicklung in Deutschland mit der Verknüpfung von Animation und Freizeitpädagogik teilweise verloren. Den französischen Ansatz greift erst Popp wieder auf, der seine Arbeit zwar in den freizeitwissenschaftlichen Rahmen stellt, aber klar darauf hinweist, dass die Wurzeln der Animation nicht in der Freizeitpädagogik liegen; er ist einer der wenigen, der die schweizerische Diskussion mitrezipiert (Popp, 1995, 2003). Er greift im Wesentlichen die Formulierungen des Rates für kulturelle Zusammenarbeit auf und beruft sich auf dessen ergänzende Erklärung: «Der Erfolg dieser Methode liegt in dem Prinzip Animation – Partizipation – Demokratie und kann nur durch hervorragende Organisationsarbeit garantiert werden. Erfolg kann sich nur ergeben durch die Kombi-

nation der sozialen Kräfte mit einer effektiven Beziehung zwischen intentionaler und funktionaler Animation, das heisst, Animation ergibt sich direkt aus dem sozialen Leben, wie es sich gerade entwickelt» (Rat für kulturelle Zusammenarbeit 1973, S. 37). Popp meint denn auch, dass es fruchtbar wäre, für den Diskurs zwischen Sozialpädagogik/Sozialarbeit und pädagogischer Freizeitforschung/Freizeitpädagogik unter anderem auch eine fundierte Auseinandersetzung mit den französischen, niederländischen und schweizerischen Animationskonzepten zu führen (Popp, 2003).

Die Definitionen von «Animation» im deutschen Sprachraum sind also schillernd vor allem betreffend ihre gesellschaftspolitische Verortung. Dennoch lassen sich als wesentliche Elemente zusammenfassen:

- Es handelt sich bei der Animation um eine neue Handlungskompetenz der nicht-direktiven Motivierung, Anregung und Förderung.
- Diese Handlungskompetenz hat sich auch nichtverbaler Mittel zu bedienen, um auch den sozial-kommunikativen Bereich anzusprechen.
- Für eine erfolgreiche Animation ist hervorragende Organisationsarbeit Voraussetzung.
- Diese Handlungskompetenz entfaltet sich in «offenen Situationen» oder «offenen Situationsfeldern».
- Animation, Partizipation und Demokratie bilden eine Trias.

Es scheint uns besonders interessant, hier auf die **schweizerische** Diskussion etwas näher einzugehen, weil sie verschiedenen Strömungen ausgesetzt war und vermittelnd wirkte.

Als das Konzept der «Animation» in den 60er-Jahren in der Romandie Verbreitung fand, war die Diskussion stark durch die Entwicklung in Frankreich geprägt. Erst die Ausweitung auf die Deutschschweiz zu Beginn der 70er-Jahre führte dazu, dass die verschiedenen Einflüsse sich miteinander verknüpften. Dies wurde deutlich am UNESCO-ELRA-Kongress 1978 in Zürich, wo zwei Strömungen präsent waren: die deutsche Freizeitpädagogik einerseits und die französischsprachige Animationsbewegung andererseits. Die kontroverse Diskussion der beiden Konzepte fand eine institutionelle Form in der K.O.S.S.A. (Zusammenschluss der schweizerischen Ausbildungen in Soziokultureller Animation, das heisst der mit den

andern Ausbildungen im Sozialbereich verknüpften Ausbildung in Lausanne und Genf sowie der eigenständigen Höheren Fachschulen für Soziokulturelle Animation in Zürich und Luzern). Die Ansiedlung dieser Ausbildungen im Bereich der Höheren Fachschulen im Sozialbereich war in sich schon ein Beitrag zur Definition.

Eine erste gemeinsame Basis wurde mit der «gemeinsamen Plattform der schweizerischen Schulen für soziokulturelle Animation» geschaffen (1989). Darin wurden die bisher unterschiedlichen Diskussionsstränge vereinigt. Das Resultat sah wie folgt aus:

- Animation ist somit eine soziale Aktion, welche behauptet, auf die Entwicklung der Gesellschaft und die Aktivitäten, die Einstellung und die Kommunikation von Individuen Einfluss zu nehmen.
- Mittels Animation werden verschiedene Gruppen von Menschen angesprochen (Initiativgruppen, Quartierbewohner etc.). Ihre eigentliche Wirkung entfaltet die Animation erst durch die Aktivitäten der angesprochenen Gruppen.
- Animation ermutigt solche Gruppen, gemeinsame Projekte zu realisieren und damit an den sie betreffenden Entscheidungen teilzunehmen. Ausgehend von sozialen Defiziten ermutigt Animation die Betroffenen, selbst zu handeln und zu entscheiden.
- Animation beruht somit auf sozialpädagogischen Ansätzen, die aktivierend wirken.

Und als abschliessende umfassende Definition wurde festgehalten:

«Soziokulturelle Animation ist eine soziale Aktion, welche sich in verschiedenen Aktivitäten ausdrückt, abhängig von den sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen und Möglichkeiten der betroffenen Bevölkerung. Diese Aktion zielt darauf ab, die betroffenen Gruppen zu strukturieren und zu aktivieren, um die von diesen Gruppen beabsichtigten sozialen Veränderungen zu erreichen. Die Teilnahme beruht auf Freiwilligkeit und die Aktion findet auf der Basis demokratischer Strukturen statt. Die Mittel der Aktion sind Methoden der aktivierenden Pädagogik, welche die Mitbeteiligung stimulieren.»

In diesen Definitionen ist deutlich der gesellschaftliche Bezug, der über die «Freizeitwissenschaften und Freizeitpädagogik» hinausreicht, sichtbar: Anima-

tion ist nur mit dem Ziel einer demokratisch verfassten Gesellschaft und in sich selbst als Verwirklichung von sozialer und kultureller Demokratie zu verstehen und bezieht sich damit auf die Formulierung des CCC (vgl. oben). Die Bezüge zu andern Ansätzen (Kultur für alle, Soziokultur, Gemeinwesenarbeit) werde ich nachfolgend noch aufzeigen. Damit versteht diese Definition das Individuum immer eingebettet in die Gesellschaft; dort soll die Animation mithelfen, dass es nicht einfach Opfer der Entwicklungen, sondern auch Täter ist.

Auf dieser Basis entwickelte sich die Diskussion vor allem an den folgenden Themensträngen weiter:

- Welches ist die gesellschaftliche Funktion der Soziokulturellen Animation: Steht sie auf der Seite der Minderprivilegierten und versucht, parteilich deren Interessen zum Durchbruch zu verhelfen («animation militante»), oder steht sie zwischen den Parteien, um Kommunikation zu ermöglichen und faire Konflikt- und Interessenaushandlungsprozesse zu sichern (die Arbeit der gesellschaftlichen Mediation)?
- Setzt sie mehr bei den sozialen Defiziten einzelner besonders benachteiligter Bevölkerungsgruppen an oder geht sie davon aus, dass sämtliche Bevölkerungsgruppen vom technologischen, ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Wandel betroffen sind, Partizipations- und Mitgestaltungsmöglichkeiten eher verlieren und darum entsprechender Unterstützung bedürfen?
- Zusätzlich klingt – gefördert durch die Praxis – auch immer wieder die Diskussion um die Entwicklung des Individuums und der Gesellschaft an, werden Animatorinnen und Animatoren doch mehrheitlich von politischen Institutionen beauftragt, die Interesse an Machterhaltung haben. Der Interessengegensatz zwischen Auftraggeber und Betroffenen, die zu Beteiligten der gesellschaftlichen Entwicklung gemacht werden sollen – in einem oft durchaus widerständigen Sinne –, ist mindestens seit den 60er-Jahren konstitutiver Bestandteil der Diskussion um Animation in Frankreich und in der Schweiz. Gillet bezeichnet dies als «Janussyndrom», als nicht aufzulösendes Spannungsfeld, das von der Soziokulturellen Animation auszuhalten ist (vgl. oben).

Diese Situation hat sich denn auch in intensiven Diskussionen über die Ziele, Funktionen und Rollen niedergeschlagen. Emanuel Müller hat das in einem Arbeitspapier wie folgt formuliert: Die soziokulturelle Intervention, die auf die Gestaltung, Aneignung und Wiederaneignung des Alltagslebens ausgerichtet ist, kann durch folgende Einzelzielsetzungen erreicht werden:

-
- Sie fördert die Kommunikation und Mitbeteiligung von Einzelnen, Gruppen und Gemeinschaften, indem sie diese miteinander in Verbindung bringt und Vernetzung ermöglicht. Sie leistet dadurch einen Beitrag zu Integration, vermehrter Partizipation, Selbstaktivität und Selbstorganisation.
 - Sie unterstützt die Artikulation von Bedürfnissen und Interessen durch die Betroffenen. Sie fördert die Fähigkeit, auf Bedürfnisse zu reagieren und Veränderungen zu realisieren.
 - Sie schafft geeignete Voraussetzungen für eigenständige soziale, kulturelle und politische Ausdrucksformen im persönlichen, nachbarschaftlichen, kommunalen, regionalen oder institutionellen Bereich.
 - Sie trägt dazu bei, ungelöste soziale und interkulturelle Konflikte zu bearbeiten, zu regeln und geordnet auszutragen, indem sie Unterschiede beachtet und Entscheidungen ermöglicht.
 - Sie schafft geeignete Voraussetzungen für eigenständige kulturelle Ausdrucksformen im persönlichen, nachbarschaftlichen und kommunalen, regionalen oder institutionellen Bereich. Sie setzt in der Arbeit mit ihren Zielgruppen unterschiedliche mediale Techniken ein.
 - Sie bietet Unterstützung und Beratung bei der Entwicklung, Durchführung und Beurteilung von Initiativen und Projekten im soziokulturellen Bereich an.
 - Sie erschliesst brachliegende soziokulturelle Kompetenzen und Ressourcen.

Indem sie diese Ziele verfolgt, nimmt sie folgende – in den Grundlagen der Animations-Ausbildungen der deutschen Schweiz festgehaltenen – Funktionen wahr:

-
- Integrationsfunktion, indem sie Kommunikation zwischen verschiedenen Individuen, Gruppen und Kulturen ermöglicht und stimuliert.
 - Partizipationsfunktion, indem sie alte Formen der gesellschaftlichen und kulturellen Beteiligung aktiviert und neue Beteiligungsformen mit ihren Adressaten kreiert und durchsetzt.
 - Vernetzungsfunktion, indem sie den Aufbau sozialer und kultureller Netzwerke unterstützt und begleitet.
 - Funktion des Zeitmanagements, indem sie Gestaltungsmöglichkeiten freier Zeit für gesellschaftliches und kulturelles Engagement fördert und unterstützt und somit zur Erhöhung der Kompetenz im Umgang mit – freier – Zeit beiträgt.

- Edukative Funktion, indem sie primär im ausser- und nachschulischen (ausserhalb des formalen/institutionellen Bildungssystems) Bereich Bildungs- und Lerngelegenheiten erschliesst und anbietet.
- Enkultorative Funktion, indem sie Selbstwahrnehmung, Selbstdarstellung und kulturellen Austausch fördert und somit das Hineinwachsen von Individuen und Gruppen in die Kultur der sie umgebenden Gesellschaft fördert und erleichtert.
- Ressourcenerschliessende, soziokulturelle Ausgleichsfunktion, indem über die Vernetzung vorhandene Ressourcen erschlossen werden, zum Tragen kommen und Ausgleichsfunktionen wahrgenommen werden können.
- Funktion der Kritik und der Solidarität, indem sie dazu beiträgt, Kritik an gesellschaftlichen Missständen artikulieren zu helfen und somit die Grundlagen zur Aktivierung von Solidarität schaffen hilft.
- Präventionsfunktion, indem sie gesellschaftliche Problemlagen frühzeitig wahrnimmt und informierend, unterstützend und ausgleichend zu deren Bearbeitung Beiträge leistet und so zur Verhinderung ihrer Chronifizierung beiträgt.

Aus dieser Diskussion schälten sich auch die drei zentralen Rollen des Animators heraus, jene des Concepteur, des Médiateur und des Organisateur. Diese wurden von der K.O.S.S.A. (1990) wie folgt bestimmt:

«Der Concepteur muss fähig sein,

- die Studien des Milieus durchzuführen, die für seine Arbeit notwendig sind:
 - Wie sind die Bedürfnisse einer Bevölkerung zu erfassen?
 - Wie sind die echten Mängel hinter einer Situation der Unzufriedenheit oder des Konflikts herauszufinden?
 - Wie sind die verschiedenen Aspekte einer sozialen Problematik zu definieren wie auch die betroffenen Partner, die zu einer Lösung beitragen können?
- ein Aktionsprojekt zu entwerfen, das zielorientiert ist und auf einem richtig zustande gekommenen Mandat beruht, im Hinblick auf eine Veränderung der Ausgangssituation,
- sich die notwendigen technischen (spezialisiertes Personal, Material, Räume usw.) und finanziellen Mittel für das Projekt vorstellen zu können,
- die Wirkung seiner Aktion in Bezug auf die festgelegten Ziele auszuwerten.

Der Médiateur muss fähig sein,

- die Information, die Kreativität und die Kommunikation auf allen Niveaus zu fördern: zwischen Individuen, in einer Gruppe, zwischen den sozialen Partnern einer grösseren Gemeinschaft/Kollektivität,
- das Aktionsprojekt allen betroffenen Partnern zugänglich zu machen, um ihre Ressourcen zu mobilisieren und die Partizipation zu fördern,
- Verhandlungsprozesse zu fördern.

Der Organisateur muss fähig sein,

- Aktionen von verschiedener Zeitdauer zu planen,
- die notwendigen finanziellen Ressourcen zu finden,
- Teams von spezialisierten oder ehrenamtlichen Mitarbeitern auf die Beine zu stellen und ihre Arbeit zu koordinieren,
- die notwendige Öffentlichkeitsarbeit für das Projekt zu gestalten,
- das Personal, das Material und die Ausrüstung, die für das Projekt zur Verfügung stehen, einzusetzen,
- den verschiedenen Partnern Rechenschaft abzulegen.»

In einzelnen Ausbildungen wurde später die Rolle des «animateur» angefügt, mit der vor allem die aktivierenden, anregenden Fähigkeiten benannt wurden, mit denen Zielgruppen vom passiven Zuschauen und vom Gefühl der Machtlosigkeit zur Eigenaktivität und dem Gefühl der Selbstwirksamkeit bewegt werden sollen (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 288).

Das ist der Fundus von Definitionen und Funktionsbeschreibungen, aus dem die Animation in Frankreich und in der deutschen Schweiz wesentlich schöpft. Die in anderen Ländern auffindbaren Definitionsversuche fördern eigentlich keine wesentlich neuen Elemente ans Tageslicht; die Herleitungen können unterschiedlich sein, die Gewichtungen können verschieden vorgenommen werden, aber bestimmte **zentrale Elemente** sind immer wieder vorzufinden.

Bei allen Definitionen geht es unbestritten um die Aktivierung von Individuen und Gruppen. Man geht davon aus, dass Animation dem einzelnen Menschen oder dem Kollektiv etwas bringt oder ermöglicht, was ohne sie nicht zustande käme. Wichtig ist die dahinter stehende gesellschaftliche Analyse. Das oben mehrfach erwähnte Spannungsfeld muss in den Definitionen verarbeitet werden; dies geschieht meist in der Richtung, dass Animation dem Einzelnen und Gruppen hilft, gesellschaftliche Veränderung und Entwicklung zu verarbeiten und zu gestalten, indem aktive Lösungen für den Umgang mit Veränderung gefunden und Handlungsmöglichkeiten für die Gestaltung des Wandels angeregt werden. Beides gehört zusammen, auch wenn eher die Gestaltung angestrebt wird (vgl. dazu die zentrale Rolle der Projektmethodik in der Animation, wie sie von Willener 2007

beschrieben wird). Diese «Hilfe» lässt die Animation vor allem jenen angedeihen, die sonst wenig Möglichkeiten haben, mit Veränderungen umzugehen und darauf einzuwirken, also machtfernere Gruppierungen.

Dabei nehmen die Autoren entweder eine eher gesellschaftspolitische oder eine eher individualisierende Perspektive ein. Die gesellschaftspolitische Perspektive ist in allen nichtdeutschen Ländern stärker vertreten und kann als Hauptströmung der Animation bezeichnet werden. Sie betont den Verlust an Wirkungsmöglichkeiten für viele Menschen in den heutigen gesellschaftlichen Veränderungen – immer stärker auch durch eine Globalisierung, die beim Einzelnen Ohnmachtsgefühle hervorruft. Animation soll in dieser Perspektive – ausgehend von der UNESCO und vom Europarat formulierten breiten Verständnis von Kultur – dazu beitragen, dass es den Menschen wieder vermehrt möglich wird, sich zu orientieren und ihr Leben aktiv mitzugestalten. Dabei geht sie davon aus, dass das nicht in individuellen Aktionen passieren kann, sondern dass gemeinschaftliches Handeln notwendig ist.

Die Soziokulturelle Animation ist in dieser Hinsicht eine demokratiefördernde Methode, die versucht, über die formale Partizipation hinaus eine materielle zu entwickeln, sie nicht in ein politisches Korsett zu zwängen, sondern Partizipation in allen Lebenszusammenhängen zu fördern (vgl. Kap. 5, A. Hug S. 206 und A. Hug in Willener, 2007). Animation will dabei selber Demokratie vorleben, indem sie transparent agiert, von den Bedürfnissen der Betroffenen ausgeht, echte Kommunikation und faire Konfliktaustragung fördert, damit das Zusammenleben im Gemeinwesen an Qualität gewinnt.

Die individualisierende Perspektive setzt bei der Entwicklung der Freizeit an und den in ihr liegenden Möglichkeiten und Gefahren. Ihr Ziel ist die sinnvolle Nutzung dieser Zeit. Diese Nutzung ist vorerst eher auf individuellen Gewinn ausgerichtet, auf die Steigerung der Lebensqualität durch Projekte und Aktivitäten, in denen die Bedürfnisse und Fähigkeiten der Betroffenen effektiv zum Zuge kommen. Soziale, kulturelle und politische Perspektiven kommen dann vermittelt auch zum Zuge. Ihre gesellschaftliche Analyse ortet eher Probleme beim Einzelnen seine Freizeit für sich und die Gesellschaft nutzbar zu machen – so werden auch jene gesellschaftlichen Kräfte benannt, die eben diese Probleme mitverursachen, wie die Ökonomisierung der Freizeit usw.

Auch in dieser Strömung nehmen Gemeinschaft und Kommunikation einen zentralen Platz ein, vorerst im Sinne der individuellen Qualität, dann auch im Sinne der gesellschaftlichen Chance. Animation gerät hier teilweise in den Bereich des Pädagogischen, in dem Anleiten, Belehren und Ähnliches stärker ins Blickfeld

rücken. Dabei hält auch diese Strömung die Prinzipien der Freiwilligkeit und der Partizipation aufrecht. Diese Strömung wird in Deutschland durch die mehr freizeitpädagogischen Orientierungen von Opaschowski und Nahrstedt vertreten. Spuren einer ähnlichen Haltung sind in Südamerika – in Argentinien und Brasilien – offenbar unter nordamerikanischem Einfluss ebenfalls auffindbar, aber nicht zentral (vgl. Beiträge von Sirvent und Andrade de Melo in Gillet, 2004).

In diesem Buch (vgl. Beiträge von Moser, Hug, Husi, Hafen und Hangartner) wird nachfolgend der Versuch unternommen, diese vielfältigen Aspekte verknüpft mit theoretischen Hintergründen zu vertiefen, in Zusammenhänge zu stellen und somit Orientierung zu gewinnen; dass das nicht aus einer einzigen Perspektive geschieht, entspricht der Eigenheit der Soziokulturellen Animation.

Erstaunliches ist immer wieder zu beobachten, wenn es um Aussagen zur Zukunft der Animation geht; da wird von Krise, ja schon fast vom Untergang der Animation gesprochen, weil sie sich nicht wie erhofft etablieren konnte und immer wieder mit anderen Bezeichnungen verknüpft, ja anderen Bereichen zugeordnet wurde (vgl. dazu etwa Gillet, 2007). Gleichzeitig wird die Wichtigkeit des Fortbestandes der Animation betont, ohne dass – mindestens nach Kenntnis des Autors – aber klare Konzepte aufscheinen. Einen Versuch in dieser Richtung unternehmen Husi und Wandeler (2006). Sie gehen dabei von der wahrscheinlich weitergehenden Differenzierung der Gesellschaft in verschiedenen Dimensionen aus und formulieren dann als zukünftige Aufgaben der Animation «Brücken bauen», «Das Zusammenleben mitorganisieren», «Nachhaltig den Umgang mit Diversität im Gemeinwesen zu verbessern». Damit wird eine Tendenz verdeutlicht, die auch Gillet schon mit dem Begriff «Médiacteur» umschrieben hat: Animation steht nicht nur vermittelnd zur Verfügung da, wo sie angefordert wird, sondern sie versucht, aktiv auf das konstruktive Zusammenleben hinzuwirken in einer Welt, in der die Akteure auch in kleineren Einheiten immer mehr auseinanderdriften, in der die Perspektive der meisten nur bis zur Durchsetzung der eigenen Vorstellungen geht, in der die eine Gruppierung die Lebenswelt der anderen nicht mehr versteht und in der es demnach immer schwieriger wird, für gesellschaftliche Fragestellungen gemeinsame und tragfähige Lösungen zu finden. Dies ist wohl eine sinnvolle Perspektive für die Soziokulturelle Animation – die Frage ist, ob sie gesellschaftlich getragen und nachgefragt wird oder ob sie nur eine Vision Engagierter ist.

2.3 In welchem Umfeld steht die Animation

Im Verlauf der bisherigen Darstellung ist mehrfach deutlich geworden, dass die Soziokulturelle Animation vielfach vernetzt ist mit anderen Gebieten/Bereichen/Methoden; diese Vernetzung wird als Über-, Gleich- oder Unterordnung darge-

stellt. Theoretische, berufspolitische und pragmatische Perspektiven haben einen Einfluss auf diese Bezüge. Einige dieser Bezüge sollen hier skizziert werden, um eine minimale Orientierung in der Vielfalt zu ermöglichen.

2.3.1 Sozialpädagogik/Soziale Arbeit

Diese zwei Begriffe in einen Titel zu nehmen ist ein gewagtes Unternehmen. In «Pädagogik, Handbuch für Studium und Praxis» (Roth, 1991) wird in einem Artikel Sozialpädagogik praktisch mit Heimerziehung gleichgesetzt (Hans-Dieter Heun, Dorothea Wiesenfeldt-Heun: Sozialpädagogik und Heimerziehung/Sozialarbeiter, in Roth, S.612 ff.), während andernorts (Hans Pfaffenberger: Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin, in Roth, S.989) festgestellt wird: « Sozialpädagogik und Sozialarbeit sind Teilfelder gesellschaftlicher Praxis, die zwar aus verschiedenen historischen Wurzeln und Ansätzen stammen, zwischenzeitlich aber zu einem integrierten Feld gesellschaftlicher Praxis zusammengewachsen sind oder zumindest auf dem Weg dahin sich entwickeln, zu einem Gesamtfeld, das schon wegen der sehr weitgehenden Überschneidungen und des Fehlens eines durchgängigen logischen Unterscheidungs- resp. Abgrenzungsprinzips nicht mehr einfach zweiteilbar, sondern nur noch mehrdimensional aufgliederbar ist.» Schütze subsumiert in seinem Artikel im Buch «Erziehen als Profession» (Dewe, 1992) die Sozialarbeit ohne weiteres unter die Pädagogik. Andererseits wird im Handbuch «Sozialwesen Schweiz» (1987) Soziale Arbeit als Oberbegriff für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Animation gehandelt (ibid., S. 456) und wird das Verhältnis «Sozialarbeit - Sozialpädagogik» als konflikthaft dargestellt (ibid., S. 460).

Damit befindet sich die Soziokulturelle Animation inmitten einer laufenden Diskussion über Einordnungen in wissenschaftliche Disziplinen (Sozialarbeit als Wissenschaft) und über berufspolitischen Status. Diese Diskussion kann hier nicht ausführlich dargestellt werden, umfasst sie doch eine breite Zahl von Beiträgen. Festzuhalten ist dabei, dass sich die Sozialpädagogik immer mindestens als Teildisziplin der Pädagogik verstehen konnte, während die Sozialarbeit keine eindeutige Leitdisziplin kannte, sich aber bisher nur teilweise als eigenständige wissenschaftliche Sparte durchsetzen konnte. Dewe et al. (1996) halten dazu fest, dass es darum gehe, ob die pädagogischen Aspekte (beschädigtes Subjekt) oder die materielle, kulturelle oder soziale Mangellage von Lebensschwierigkeiten ins Zentrum gerückt werden; da wird möglicherweise die Grenzlinie gezogen. Diese ist aber durchlässig und auch in der Praxis nicht klar zu ziehen. Candinas (1990) und andere, später auch Popp (2003) brauchen denn auch Sozialpädagogik/Sozialarbeit immer als Begriffspaar, um damit auf die Unsinnigkeit der Abgrenzungskämpfe zu verweisen.

Ich möchte hier ausgehen von der doppelten Zielsetzung der Sozialpädagogik, wie sie Böhnisch (1992) beschreibt: Ziel ist sowohl Lebensbewältigung wie auch Sozialintegration, und das darauf gerichtete sozialpädagogische Handeln bezeichnet er als «erzieherische Hilfe zur Lebensbewältigung» (ibid., S. 11). Damit wird auch der Entwicklung Rechnung getragen, dass sich die Sozialpädagogik sowohl über eine enge Altersbegrenzung (Kindheit und Jugend, allerdings immer noch zentrale Zielgruppe) als auch über enge institutionelle Grenzen (Heime und andere stationäre Institutionen) hinausentwickelt hat.

Andererseits wird im Diskussionsbeitrag im Sozialmagazin von Puhl et al. (1997) festgehalten, dass der Gegenstand Sozialer Arbeit im engeren Sinne sich auf individuelle und/oder strukturelle «Defizite» im Zurechtkommen des Menschen bezieht. In diesem Zusammenhang wird dann von Prävention, Intervention, Rehabilitation (Resozialisierung) und Belehrung/Versorgung gesprochen. Damit sind wohl auch erzieherisch wirksame Handlungen mitgemeint, aber es geht ebenso um materielle Unterstützung oder um Veränderung der Rahmenbedingungen.

Was unterscheidet nun die Soziokulturelle Animation von diesen Bereichen?

Einerseits kann gesagt werden: Lebensbewältigung liegt sicher auch in ihren Intentionen. Auch Sozialintegration kann noch nicht zur Abgrenzung herhalten, obwohl die Animation hier aktive Sozialintegration darunter verstehen müsste. Ich denke, dass am ehesten am Begriff der erzieherischen Hilfe eine Differenz festzumachen ist.

Als zentral in der Animation ist die Selbstbestimmung der Betroffenen, das Selber-in-die-Hand-Nehmen des eigenen Schicksals. Das heisst auch, dass die Betroffenen selber definieren, welche Hilfe ihnen zukommen soll, und sie die Steuerung dieser Hilfe in der Hand behalten. Das Prinzip der Freiwilligkeit schliesst bewussten Zwang aus, die Prinzipien der Partizipation, der Demokratie und der Transparenz schliessen Manipulation aus. Diese Voraussetzungen dürften im Feld der Sozialpädagogik höchstens teilweise erfüllt sein: Die Betroffenen müssen die Hilfe in Anspruch nehmen, es wird für sie definiert, welche Hilfen das sind, und ihrer Partizipation sind oft klare Grenzen gesetzt, das heisst, die Ziele werden von aussen vorgegeben.

Auch wenn diese Abgrenzung grob gezeichnet ist, trifft sie genau die Diskussion in der sozialpädagogischen Praxis. Dahinter stehen oft unterschiedliche Gesellschafts- und Menschenbilder. Teilweise kann diese Abgrenzung aber ganz einfach dadurch erklärt werden, dass es Menschen gibt, die die Voraussetzung für eine Selbstbestimmung nicht mehr oder nur noch sehr reduziert mitbringen und da-

rum von den Möglichkeiten der Animation – mindestens temporär – überfordert sind. Diese Überforderung kann allerdings auch damit zusammenhängen, dass das institutionelle Feld generell die Voraussetzungen für animatorisches Arbeiten nicht bereitstellt und damit Animation als Insel höchstens Verwirrung bei den Betroffenen schafft. Letztlich ist dazu aber festzuhalten, dass natürlich in der Animation erzieherische Aspekte mitschwingen, wenn Partizipation eingeübt, Selbstbestimmung gelernt, Kommunikation verbessert, Problemlösungsfähigkeit entwickelt usw. wird. Diese pädagogischen Aspekte sind aber im Verständnis der Animation nur ein Teil der erhofften Wirkung und werden als zweckbestimmt für das Erreichen der Selbständigkeit der Einzelnen und Gruppen verstanden.

Andererseits ist die oben angeführte Orientierung an sozialen Problemen und den daraus resultierenden Defiziten (auch wenn ausdrücklich festgehalten wird, dass das keine Defizitorientierung in der konkreten Arbeit festhalten will, sondern Ressourcenorientierung durchaus zentral ist) der Sozialarbeit eine so von der Animation nicht geteilte Gegenstandsbestimmung. Die Ausgangspunkte für die Animation sind vielfältig und breit und beschränken sich nicht auf Defizite (ausser man definiere jeden Entwicklungswunsch eines Menschen als Ausgleich von Defiziten). Zudem hat die Animation nicht die gleichen Interventionsmöglichkeiten, fehlen ihr doch sowohl die materiellen Ressourcen (Fürsorge) wie auch die entsprechenden Sanktionsmöglichkeiten. Vielmehr setzt sie oft auch dort an, wo Menschen implizit Kritik an der Ressourcenverteilung anmelden und neue Verteilungen aushandeln wollen.

So kann hier festgehalten werden, dass die Animation grosse Schnittmengen mit Sozialpädagogik und Sozialer Arbeit aufweist. Schmocker (ohne Jg.) geht denn auch in seinem Beitrag so weit, dass er über die drei Bereiche eine Definition der Sozialen Arbeit stellt. Diese wurde an einer internationalen Tagung der Ausbildungen und Berufsverbände im Jahre 2000 in Montreal wie folgt getroffen (in der Übersetzung von B. Schmoker): «Die Profession Soziale Arbeit fördert den sozialen Wandel, Problemlösungen in menschlichen Beziehungen sowie die Befreiung und Ermächtigung von Menschen, um ihr Wohlbefinden zu heben. Unter Nutzung von Theorien menschlichen Verhaltens und sozialer Systeme vermittelt soziale Arbeit am Punkt, wo Menschen und ihre sozialen Umfelder aufeinander einwirken. Dabei sind die Prinzipien der Menschenrechte und sozialer Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit fundamental.» Die Einordnung der Animation in eine so weit gefasste Definition ist sicher möglich, sie entscheidet aber die Frage der Über-/Unterordnung zwischen Sozialer Arbeit und Sozialpädagogik als universitäre Disziplinen nicht. Schmocker und andere weisen aber damit deutlich darauf hin, dass diese Kämpfe für die Sache wenig fruchtbar sind.

2.3.2 Freizeitpädagogik

Horst W. Opaschowski bezeichnet die Animation als originäres Methodenkonzept der Freizeitpädagogik (Opaschowski, 1983), auch Nahrstedt verwendet den Begriff «Freizeitanimation» als eine der Methoden der Freizeitpädagogik (Nahrstedt, 1990); noch weiter geht zum Beispiel Hermann Giesecke, der Animation als eine der fünf Grundformen pädagogischen Handelns bezeichnet (Giesecke, 1987).

Ist damit die Soziokulturelle Animation eine Methodik innerhalb des selbst nicht einfach zu definierenden Bereichs der Freizeitpädagogik oder der Pädagogik insgesamt? Diese Frage kann hier nicht gültig entschieden werden, weil sich die Animation, wie bereits erwähnt, der Systematik immer wieder entzieht. Immerhin gibt es auch bei den französischen Autoren viele Hinweise darauf, dass die Verknüpfung mit der Pädagogik eng ist, ausgehend von der Vorgeschichte der «éducation populaire» bis hin zu den Hinweisen von Gillet, der seine Arbeit im Rahmen der Erziehungswissenschaften vorstellt (1995, S. 15).

Trotzdem seien hier einige Hinweise angeführt, die nicht einfach eine Einordnung, sondern eine Differenzierung ermöglichen sollen.

Der Bezug von Giesecke in seiner allgemeinen Einordnung weist einmal mehr darauf hin, wie die Diskussion um die Animation in Deutschland andere Wege nahm als in Frankreich und von dort nur Ausschnitte rezipierte: «Der Begriff ist vom französischen Wort «Animateur» übernommen, womit in diesem Zusammenhang die Programmgestalter und Betreuer in Ferienlagern gemeint sind» (1987, S. 91). Dies führt dann dazu, dass die ganzen gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen diese Diskussion läuft, ausgeblendet und der Begriff als originärer Begriff der Pädagogik aufgebaut werden kann. Darin sind sicher einige der Wesensmerkmale der Soziokulturellen Animation enthalten – so etwa das Element der Freiwilligkeit, die Verknüpfung mit Motivation.

Wichtig ist dabei, dass das Lernen der Menschen im Mittelpunkt steht; damit unterscheidet sich dieses Verständnis von jenem der französischen Animation, in der dies nur einer unter mehreren Gesichtspunkten ist.

In diese Richtung geht auch die Differenzierung, wenn Animation und Freizeitpädagogik miteinander in Bezug gebracht werden sollen. Freizeitpädagogik versteht sich als Teil der allgemeinen Pädagogik oder als Teil der Sozialpädagogik (Opaschowski, 1990, S. 116). Je nach Standpunkt des Autors wird dann die Freizeitpädagogik mehr als Teil oder mehr als besondere Disziplin verstanden. So grenzt Opaschowski die Freizeitpädagogik von der Sozialpädagogik ab, indem er

eine andere Orientierung und eine andere Beziehung zwischen den Beteiligten postuliert: Während in der Sozialpädagogik problem- und konfliktorientiertes Handeln vorherrscht und das «medizinische Behandlungsmodell» zur Anwendung komme, finde sich in der Freizeitpädagogik Bedürfnis- und Situationsorientierung, und es gehe um die Beziehung «Animateur - Teilnehmer», wobei die letztere Seite durch Eigeninitiative und Gruppenaktivität gekennzeichnet sei (Opaschowski, 1990, S. 117). Er meint auch, dass Freizeitpädagogik auf zwei Grundlagengebieten aufbaut, der Freizeitwissenschaft und der Erziehungswissenschaft, und dass sich auch darum eine Einordnung in eine andere pädagogische Teildisziplin verbietet (Opaschowski in Roth, 1991, S. 942).

Nahrstedt (1990) präzisiert noch weiter, dass Ausgangspunkt der Freizeitpädagogik die Entwicklung der freien Zeit ist, mit der die Individuen und die Gesellschaft nicht gelernt haben, umzugehen. Freizeitpädagogik habe zum Ziel, den Individuen Zeitkompetenz zu vermitteln, damit die Freizeit ihren emanzipatorischen Gehalt, ihre Ausrichtung auf Freiheit nicht verliere und völlig in die Abhängigkeit der Konsumgesellschaft gerate. Einerseits verbindet sich die Idee der Emanzipation und der Ausrichtung auf Freiheit sehr wohl mit den Intentionen der Animation. Andererseits fehlt bei Nahrstedt der Bezug auf die gesellschaftliche Auseinandersetzung, den politischen und sozialen Prozess fast gänzlich. Zudem ordnet er Animation als eine bestimmte Methodik unter dieser Gesamtzielsetzung ein.

Die Frage des «Lernens» bleibt auch bei den Freizeitpädagogen zentral. Dabei wird die Freizeit als wichtiges Handlungs- und Sozialisationsfeld für den heutigen Menschen verstanden. Frage ist dann allerdings, was ein pädagogisches Eingreifen rechtfertigt. Y. Herzog (1991, S. 146) führt in ihrer zusammenfassenden Kritik dazu aus: «Die Berechtigung pädagogischer Handlungsanweisungen für den Bereich Freizeit wird meist undiskutiert als gegeben vorausgesetzt, oder aber der Einfluss von Massenmedien und kommerziellen Institutionen gilt als ausreichende Begründung für pädagogisches Eingreifen.» Das heißt, dass die Menschen die Freizeit nicht sinnvoll nutzen lernen (Herzog, 1991, S. 147) oder in ihr mit Ansprüchen und Problemen konfrontiert sind, denen sie nicht gewachsen sind. Als Hintergrund dafür eruiert sie die Beschreibungen eines gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesses und die ungenügende Anpassung der Schule an diesen Prozess, die solche erzieherische Lücken entstehen lässt (S. 148). Diese eindeutig pädagogische Orientierung, die über die Bedürfnisbefriedigung der Teilnehmenden hinausgehende Orientierung, zeigt sich denn auch in den für die Freizeitpädagogik formulierten Zielen: Bildungsziel Selbständigkeit (Opaschowski in Roth, 1991, S. 940), Emanzipation (Nahrstedt, 1974, S. 92, 1990) u.ä. Diese Anmerkungen zum Thema «Freizeitpädagogik» zeigen: Es gibt viele Über-

schnidungsbereiche: Ausrichtung auf Bedürfnisse und Situationen, Freiwilligkeit der Teilnahme, Partizipation bei der konkreten Freizeitaktivität (vgl. die partizipative Planung bei Opaschowski, 1996, S. 197ff.), partnerschaftliches Verhältnis «AnimatorIn – TeilnehmerIn». Dieses Verhältnis ist in der Freizeitpädagogik aber letztlich dadurch dominiert, dass der Animator weiss, wohin sich der Teilnehmer entwickeln soll. Die gesellschaftliche Entwicklungskomponente fehlt in der Freizeitpädagogik fast vollständig; ihr geht es um die individuelle Entwicklung auf einen Menschen hin, der mit sich, der Freizeit und der Umgebung zurechtkommt. Dies zeigt sich auch in der Darstellung der «animatorischen» Anforderungen an Freizeitpädagogen bei Nahrstedt: «Animation wird als ein Beispiel genannt für eine Reihe von Strategien und Kompetenzen, die mehr auf eine inhaltliche Gestaltung von Freizeitsituationen für Gruppen ausgerichtet sind. Animation selbst meint «Belebung», «Beseelung», damit Anregung zur Selbsttätigkeit und Selbstorganisation. Animation und alle mit ihr vergleichbaren Strategien organisieren sich immer auch in Bezug auf Inhalte, Themen, Probleme, Ziele (...) In den Handlungssituationen von Freizeitpädagogen werden die Aufgaben dieser Kompetenzebene beschrieben mit Entwicklung und Durchführung von Freizeitprogrammen, Ferienprogrammen, Vermittlung von Kenntnissen an Kinder/Jugendliche/Erwachsene» (Nahrstedt, 1990, S. 177f.). Oder Opaschowskis kurze zusammenfassende Darstellung der Animation im Rahmen der Freizeitpädagogik (1996, S. 196):

Wenn es den Begriff «Animation» nicht gäbe ...

Was Animation wirklich bedeutet

1. Aktive Lebensteilnahme

- Leben leben lernen
- Beleben, Wiederbeleben, Wiedergeburt
- Lebensbereicherung, Lebensfreude

2. Gemeinsames Erleben

- Kommunikatives Erleben, soziokulturelle Kommunikation
- Interaktionsförderung
- Gemeinschaftsarbeit

3. Anregende Aktivierung

- Motivierung, Ermutigung, Ermunterung, Befreiung
- Weckung, Inspiration, Kreativierung, Re-Kreativierung
- Förderung, Aufforderung, Impulsgebung, Anleitung, Training

4. Schöpferische Lebensgestaltung

- Zwanglose Anregung zu schöpferischer, spielerischer, kultureller Betätigung
- Förderung mitmenschlichen Lebens, Vermenschlichung
- Selbstfindungshilfe, Persönlichkeitsfindung

In seiner neuesten Darstellung der Freizeitpädagogik schliesst allerdings Opaschowski Quartieraktivitäten, wie sie für die Animation oft als zentral dargestellt werden (vgl. Gillet, 1995/99), als ein Teilgebiet der freizeitpädagogischen Praxis mit ein (Opaschowski, 1996, S. 255ff.); sie sind aber für seine Definition der Freizeitpädagogik nicht zentral. Freizeitpädagogik ist also nicht primär auf Gesellschaftsveränderung ausgerichtet, sondern auf individuelle Lebensbewältigung und Entwicklung. Diese hat selbstverständlich gesellschaftliche Auswirkungen. Aber die Herleitung, der Ausgangspunkt ist anders gelegt als im Verständnis der Animation (vgl. Gillet, 1995, S. 16) und hat so auch Auswirkungen auf das Bewusstsein und die Praxis der Freizeitpädagogik.

Dieser Zwiespalt wird auch deutlich bei Popp (2003), der zwar betont, dass das Konzept der Soziokulturellen Animation unabhängig von der Freizeitpädagogik entstanden ist, aber in der Diskussion in Deutschland von der Freizeitpädagogik vereinnahmt wurde und davon nicht mehr zu trennen sei. Er meint, dass der Diskurs zwischen Freizeitpädagogik und Sozialpädagogik/Sozialarbeit durch die Diskussion von Ansätzen wie «lebensweltorientierter Sozialpädagogik», «Erlebnispädagogik», «Empowerment», «sozialräumliche Jugendarbeit» und eben der Auseinandersetzung mit den Animationskonzepten aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz vorangebracht werden könnte.

2.3.3 Gemeinwesenarbeit

Das Handbuch Sozialwesen Schweiz beschreibt Gemeinwesenarbeit wie folgt: «Gemeinwesenarbeit befasst sich mit (benachteiligten) territorialen Gemeinwesen (Nachbarschaft, Stadtteil, Region usw.), gesellschaftlichen Randgruppen und Organisationen und bietet Methoden und Instrumente für folgende Probleme an: Bedürfnisartikulation und -abklärung bei und mit der von bestimmten Problemen betroffenen Bevölkerung; Selbstorganisation bzw. Selbsthilfe von Problembetroffenen; Bildung unterschiedlicher Gruppen zum Zweck der Interessenvertretung, Kooperation, Koordination oder des Krisenmanagements; Bewusstseinsbildung, Erneuerung in Organisationen, soziale Vernetzung in Nachbarschaft und Stadtteil, Kulturarbeit usw.» (1987, S. 424). Sie wird als eine der drei klassischen amerikanischen Methoden bezeichnet (Staub, 1987, S. 246ff.); diese Methodenuntertei-

lung ist in den letzten Jahren (seit ca. 1980) in die Kritik geraten und heute einer Differenzierung und Pluralisierung der Methoden gewichen, in die die Ansätze der Gemeinwesenarbeit eingeflossen sind (Staub, 1987, S. 250–253). Dabei gerät die Gemeinwesenarbeit eher an den Rand der Sozialarbeit, an die Schnittstelle zu anderen Feldern, wie es etwa Lüssi (1992, S. 52f.) formuliert: «Vom Zentrum sowohl der Sozialarbeit wie der Sozialpädagogik ziemlich weit entfernt liegen soziokulturelle, sozialstrukturelle und sozialpolitische Aktivitäten wie Freizeitanimation, Erwachsenenbildung, Gemeinwesenarbeit, Tätigkeiten in Bürgerinitiativen und ähnliches (...) Es handelt sich dementsprechend um periphere Bereiche der Sozialen Arbeit, die keineswegs nur von sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Momenten bestimmt sind.» Diese relativ extreme Haltung dürfte umstritten sein, deutet aber auf die Differenzierung hin, die auch Candinas referiert (1990, S. 102); ihm zufolge hat sich das Arbeitsprinzip Gemeinwesenarbeit (nicht mehr die 3. Methode der Sozialarbeit, vgl. Boulet, 1980, S. 150f.) mit anderen Prinzipien verbunden, aber als abgegrenztes Arbeitsfeld an Bedeutung verloren. Dieses Prinzip soll aber auch in andern Bereichen Berücksichtigung finden, zum Beispiel im Zusammenhang der Soziokultur in Deutschland mit der Kulturarbeit (Schulze, 1993, S. 267) oder im Gemeinwesenaufbau im Rahmen der soziokulturellen Arbeit, wie sie in den Niederlanden verstanden wird (Spierts, S. 211ff.). Wie nah sich die beiden Bereiche sind, zeigt das von Dieter Oelschlägel vorgestellte Verständnis von Gemeinwesenarbeit aus dem Jahre 1997:

«Nach meinem Verständnis ist Gemeinwesenarbeit eine soziokulturelle Interventionsstrategie mit folgenden Merkmalen:

- Gemeinwesenarbeit erkennt, erklärt und bearbeitet, soweit das möglich ist, die sozialen Probleme in ihrer raum-zeitlichen, historischen und gesellschaftlichen Dimension; zu diesem Zweck werden Theorien integriert, die aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen stammen (...). Gemeinwesenarbeit ist interdisziplinär. (...)
- Gemeinwesenarbeit gibt auf Grund dieser Erkenntnisse die Aufsplitterung in methodische Bereiche auf und integriert Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, der Psychologie, der Sozialforschung und des politischen Handelns in Strategien professionellen Handelns in sozialen Feldern. (...)
- Mit ihren Analysen und Strategien bezieht sich Gemeinwesenarbeit auf ein «Gemeinwesen», das heisst auf den Ort (und das ist zumeist eine sozialräumliche Einheit: Quartier, Institution ...), wo die Menschen samt ihren Problemen aufzufinden sind. Wesentlich ist dabei die ganzheitliche Betrachtungsweise. Es geht um die Lebensverhältnisse, Lebensformen und -zusammenhänge der Menschen, auch so, wie diese selbst sie sehen. (...)
- Gemeinwesenarbeit sieht ihren zentralen Aspekt in der Aktivierung der Menschen in ihrer Lebenswelt. Sie sollen zu Subjekten auch politisch aktiven

Handelns und Lernens werden und zunehmend Kontrolle über ihre Lebensverhältnisse gewinnen. Dazu sollen sie vor allem in gemeinsamen Aktionen der Problembearbeitung bis hin zum Widerstand Kompetenzerfahrungen machen.»

Gerade die letzte Aussage könnte praktisch identisch auch zur Animation gemacht werden.

Und in einem überblickenden Schlusskapitel stellt Lüttringhaus (2001) die folgenden Leitstandards der Gemeinwesenarbeit vor:

- Zielgruppenübergreifendes Handeln
- Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Menschen
- Förderung der Selbstorganisation und der Selbsthilfekräfte
- Nutzung der vorhandenen Ressourcen
- Ressortübergreifendes Handeln
- Vernetzung und Kooperation

Standards in der Soziokulturellen Animation könnten ähnlich lauten.

Trennendes zwischen Animation und Gemeinwesenarbeit dürfte am ehesten in zwei Tendenzen zu finden sein, die allerdings auch nicht überall gleich gehandhabt werden. Zum einen konzentriert sich die Gemeinwesenarbeit eindeutig auf die Arbeit an sozialen Brennpunkten, in unterversorgten Quartieren oder mit minderprivilegierten Gruppen (vgl. Kummer, 1993, S. 9), während sich die Animation darüber hinaus ganz generell mit individueller Lebensbewältigung und Bewältigung wie auch Beeinflussung der gesellschaftlichen Verhältnisse und des sozialen Wandels beschäftigt. Im Weiteren ist die Verbesserung der Gemeinwesensituation in der Gemeinwesenarbeit nicht obligatorisch an die Teilnahme der Betroffenen gebunden (das wird unterschiedlich gesehen, vgl. Kummer, 1993, S. 9), während diese in der Soziokulturellen Animation notwendige Voraussetzung ist. In dieser Hinsicht trägt die Gemeinwesenarbeit Strukturmerkmale der Sozialen Arbeit in sich, in der die Beziehung zu den Betroffenen nicht horizontal und die Kooperation nicht nur freiwillig ist.

Bilanzierend muss hier allerdings die Bemerkung stehen, dass die Überschneidungen bedeutend grösser sind als die Unterscheidungen und dass sich diese beiden Felder nicht in unfruchtbaren Abgrenzungskämpfen aufreiben, sondern kooperativ die gemeinsamen Anliegen vorantreiben sollen.

Eine ähnliche Bemerkung macht interessanterweise Spierts zum Verhältnis von Soziokultureller Arbeit und Gemeinwesenarbeit in den Niederlanden. Er stellt insbesondere in den letzten Jahren eine Annäherung dieser beiden Bereiche fest (Spierts, 1998, S. 212). Dies wird bestätigt im niederländischen Beitrag zum Kongress 2003, an dem soziokulturelle Arbeit im engeren Sinne und Gemeinwesenarbeit als Teile einer soziokulturellen Arbeit im breiteren Sinne vorgestellt werden. Dass diese in den Niederlanden vorhandene Kooperation auch auf den deutschen Sprachraum übergreift, wäre wünschenswert.

2.3.4 Soziokulturelle Arbeit

Der Begriff der Soziokultur – nicht mit Animation verbunden – hat im deutschen Sprachraum eine eigenständige Entwicklung genommen. Insbesondere hat er eine institutionalisierte Form erhalten in der Bundesvereinigung soziokultureller Zentren, die 1993 239 Zentren zählte (Schulze, 1993, S. 39).

Die deutsche Bundesregierung definierte 1990 Soziokultur wie folgt: «Für die Soziokultur sind heute nach allgemeinem Verständnis sparten- und generationsübergreifende kulturelle Aktivitäten mit sozialen Bezügen kennzeichnend, die vorrangig den kommunikativen Prozess fördern sollen. Soziokultur ist geprägt von einer breiten Vielfalt sich überschneidender Kultur-, Bildungs- und Sozialarbeit, die insbesondere auch politisch aktuelle und gesellschaftlich relevante Themen und Probleme umfasst sowie auch gesellschaftskritische Ansätze kennt» (Bundesregierung, 1990, zitiert nach Schulze, 1993, S. 20).

Die Bundesvereinigung soziokultureller Zentren hat eine prägnantere Ausrichtung erhalten und formuliert die Definition so:

«Soziokulturelle Zentren sind Einrichtungen, deren Ziele durch folgende Merkmale bestimmt sind:

- Basis- und NutzerInnenorientierung
- Integration verschiedener Altersgruppen, sozialer Schichten und Nationalitäten
- Offenheit und Transparenz
- Formen sozialer politischer Arbeit sowie demokratische Kultur
- Initiierung sozialer, politischer und kultureller Lernprozesse
- Betonung des demokratischen und humanistischen Inhalts von Kultur und Widerstand gegen faschistische und menschenverachtende Bestrebungen
- Förderung kultureller und künstlerischer Bewegung «von unten»

- Selbstverwaltung
- Verwendung aller Mittel und Einkünfte für oben genannte Ziele
- demokratische Entscheidungsstruktur
- nichtkommerzielle Ausrichtung.»

(Bundesvereinigung, 1991, zitiert nach Schulze, 1993, S. 46)

Nach der Darstellung von Sievers und Wagner (1992, S. 11ff.) geht der Begriff der Soziokultur auf die Initiierung einer neuen Kulturpolitik (Glaser, Hofmann u.a.) in Deutschland Anfang der 70er-Jahre zurück, die sich den Leitsatz «Kultur für alle und Kultur von allen» auf die Fahne schrieb. Stark verknüpft damit waren einerseits Vorstellungen von neuen Zugängen zur bereits bestehenden Kultur als auch von Teilnahme im Sinne von Eigenproduktion. Diese Entwicklung war auch mit einem neuen Kulturverständnis verbunden, wie es zum Beispiel die internationalen Organisationen verbreiteten (UNESCO, Europarat).

Erstaunlich ist dabei, dass diese Entwicklung ähnlich, wohl etwas früher beginnend, in Frankreich zu beobachten ist und zentral mit dem Begriff der Animation verbunden wird (Gillet, 1995, S. 28f.). Dieser letztere Begriff verknüpft sich aber in Deutschland nicht mit der Soziokultur, und die in diesem Bereich professionell Engagierten haben auch keine eigene Berufsbezeichnung. So zeigen sich denn wieder die ineinanderfließenden Einflüsse in der Schweiz, wo die Stadt Zürich (1995) Soziokultur als Kultur der Gemeinschaft beschreibt und dann auch von der Animation des Soziokulturellen spricht.

Was ist demnach zum Zusammenhang von Soziokultur und Soziokultureller Animation zu sagen?

- Erstere ist aus einem kulturpolitischen Zusammenhang entstanden und hat bildungs- und sozialpolitische Anliegen mit aufgenommen, während Letztere von Anfang an in allen Bereichen beheimatet war und sich darum auch in alle Richtungen entwickeln konnte.
- Erstere beschreibt ein konkretes Feld gesellschaftlicher Praxis, ohne dabei von speziellen Rollen von Beteiligten auszugehen; Letztere beschreibt immer auch die Interventionsebene jener Personen (Ehrenamtliche oder Profis), die in diesem Bereich eine besondere Rolle einnehmen.
- Erstere hat zwar durchaus ein Menschen- und Gesellschaftsbild im Hintergrund, das in ihrem Bereich berücksichtigt werden muss; Letztere beschreibt dann auch die konkreten Methoden, wie im Bereich interveniert werden kann.

Ganz grob gesprochen könnte die Unterscheidung darin liegen, dass Soziokultur von gesellschaftlicher, Soziokulturelle Animation von beruflicher Praxis redet – beide aber im gleichen Feld anzusiedeln sind. Oder, wie Sievers und Wagner in Bezugnahme auf internationale Vergleiche schreiben: «Der Begriff Soziokultur wurde also im Laufe der Jahre zu einer inhaltlichen Klammer, die unterschiedliche Ansätze und Initiativen aus den Kultur-, Bildungs-, Sozial- und Freizeitbereichen zusammengeführt hat, die ansonsten vielleicht gar nicht zusammengedacht und -gebracht worden wären» (1992, S. 18). Dies bestätigt sich, wenn dann zum Beispiel Oelschlägel im gleichen Band ein Kapitel mit «soziokultureller Gemeinwesenarbeit» überschreibt und damit auch die Brücke zwischen Soziokultur und Gemeinwesenarbeit sehr direkt herstellt.

Breiter wird der Begriff «Soziokultur» in den Niederlanden verwendet. Spierts definiert ihre Zielsetzungen so:

«Soziokulturelle Arbeit in umfassendem Sinn ist zu betrachten als eine sozialagogische Dienstleistung für Individuen, Gruppen und Organisationen, welche auf deren kulturelles und gesellschaftliches Funktionieren zielt. Der Anhaltspunkt für das soziokulturelle Funktionieren ist vorwiegend, aber nicht ausschliesslich, die Freizeit und ihre Ausprägungen. Obwohl Aktivitäten auch auf Arbeit, Schulung, Fürsorge oder Erziehung ausgerichtet sein können, spricht die soziokulturelle Arbeit die Leute doch primär im Bereich ihrer Freizeit an. Normalerweise erfolgt eine Beteiligung auf der Basis von Freiwilligkeit.

Der soziokulturelle Arbeiter hilft den Leuten bei der für sie sinnvollen Realisierung und Konzipierung ihrer (freien) Zeit sowie bei der Gestaltung ihres kulturellen Alltags. Ausserdem stimuliert der soziokulturelle Arbeiter Personen und Gruppen zur aktiven Partizipation an der Gesellschaft und aktiviert soziale Organisationen, um zusammen mit den Betroffenen deren gesellschaftliche Probleme anzugehen.»

(Spierts, 1998, S. 68)

In dieser Definition zeigt sich eine weitgehende Ähnlichkeit zu den Definitionen der Animation. Im Beitrag von 2003 wird dann diese soziokulturelle Arbeit im breiten Sinne in eine soziokulturelle Arbeit im engeren Sinne, in das «opbouwwerk» (am ehesten mit Gemeinwesenarbeit zu übersetzen), in die Jugendarbeit und die Erwachsenenbildung aufgeteilt. Ohne eine Analyse im Detail vornehmen zu wollen, darf davon ausgegangen werden, dass die soziokulturelle Arbeit im

engeren Sinne in den Niederlanden wohl das Äquivalent zur Soziokulturellen Animation in Frankreich oder der Schweiz darstellt.

2.3.5 Community Development

In den letzten Jahren wurde verstärkt auch der Bezug von Soziokultureller Animation und Community Development (CD) diskutiert – in Luzern wurde gar schon von der Ablösung der Animation durch die CD gesprochen. Das einführende Kapitel von Christen Jakob im Reader «Urban and Community Development in Europe» (2006) liest sich ähnlich wie die Darstellungen der soziokulturellen Animation im Sammelband von Gillet (2003): Ein gemeinsamer Kern, diesmal aus dem angelsächsischen Raum stammend, wird in Europa länderspezifisch rezipiert und erfährt auch entsprechende Ausprägungen. Schon der Begriff der «Community» führt in verschiedenen Sprachen zu verschiedenen Assoziationen; die Frage der territorialen oder der kategorialen «Communities» wird unterschiedlich beantwortet. Als wichtig wird in diesem Zusammenhang auch der Begriff des sozialen Kapitals vorgestellt: «Soziales Kapital besteht aus aktiven Verbindungen zwischen Leuten, das heisst dem Vertrauen, dem gegenseitigen Verständnis und den gemeinsamen Werten und Verhaltensweisen, welche die Mitglieder der menschlichen Netzwerke und «Communities» aneinander binden und kooperatives Handeln möglich machen» (Christen Jakob, 2006).

In der Budapester Deklaration von 2004 wird Community Development wie folgt definiert: «Community Development ist ein Weg, um die Zivilgesellschaft zu stärken durch vorrangige Behandlung der Tätigkeit von Communities und ihrer Perspektiven bei der Entwicklung ihrer Sozial-, Wirtschafts- und Umweltpolitik. CD strebt die Stärkung der lokalen Communities an, wobei geografische Communities ebenso zu ihnen gehören wie Interessen- oder Identitäts-Communities oder Communities, die gemäss spezifischen Themen oder politischen Initiativen organisiert sind. CD stärkt die Handlungsfähigkeit der Menschen, die durch ihre Community-Gruppen, Organisationen und Netzwerke zu aktiven Bürgern werden, ebenso wie die Handlungsfähigkeit der Institutionen und Agenturen (ob staatliche, private oder Nichtregierungsorganisationen), die mit ihrer Arbeit den Dialog mit den Bürgern aufrechterhalten, um den Wandel in ihren Communities zu formen und zu bestimmen. CD spielt eine tragende Rolle bei der Unterstützung des aktiven demokratischen Lebens durch seine Förderung der autonomen Stimme der benachteiligten und exponierten Communities.»

Hier kann keine detaillierte Analyse der Schnittmengen der CD mit der Animation geleistet werden. Ich möchte lediglich auf einige mir wichtig scheinende Punkte hinweisen:

- Mit dem Konzept des CD werden Begrifflichkeiten und Themen eingeführt, die die Animation befruchten können. Insbesondere der Hinweis auf das soziale Kapital und weiter der Bezug zur Zivilgesellschaft könnten für die Animation fruchtbar gemacht werden. Nicht dass diese Themen der Animation bisher völlig fremd gewesen wären; in vielen Beschreibungen der Animation taucht die Schaffung und Erhaltung von sozialen Beziehungen als wesentliches Element auf. Dies als Kapital zu verstehen, sollte gerade der französisch orientierten Animation leicht fallen, hat doch Bourdieu (1983) diesen Kapitalbegriff bereits in die französische Soziologie eingeführt. (vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 105)
- CD scheint mir aus einer anderen Perspektive formuliert zu werden als die Soziokulturelle Animation. Wenn vorne von einer gesellschaftspolitischen und einer individualisierenden Perspektive der Animation die Rede ist, so geht CD noch weiter und betrachtet die Abläufe vorerst in einem gesamt-gesellschaftlichen Sinne (Funktion der Zivilgesellschaft als Verknüpfung zwischen Politik, Wirtschaft und Individuum) und umfasst sämtliche daran beteiligten Akteure. Sie ist in diesem Sinne übergreifender als die Animation.
- CD geht aus dieser Perspektive entsprechend weniger auf das Individuum und die kleinere Gruppe (die noch kaum eine Community sein dürfte) und deren Lern- und Entwicklungsprozesse ein, sondern hat die grossräumigeren politischen Zusammenhänge im Blick.

Dennoch gibt es auch hier wieder viele Überschneidungen. Aktivierung, Partizipation, Demokratie sind auch im CD Kernvorstellungen. Und es ist gut vorstellbar, dass CD stark auf Leistungen der Animation angewiesen sein könnte in ihrer konkreten Umsetzung. Ob diese Akteure sich dann auch so nennen, ist allerdings eine andere Frage.

2.3.6 Fazit

Soziokulturelle Animation ist in einem gesellschaftlichen Feld angesiedelt, in dem offenbar die verschiedensten theoretischen und praktischen Vorstellungen sich treffen und zu unterschiedlichen Formulierungen ähnlicher Intentionen geführt haben. Es ist deshalb müssig, die Begriffe vereinheitlichen zu wollen – da müssten auch die Kulturen vereinheitlicht werden.

Soziokulturelle Animation hat sich bisher als eigenständiger Ansatz in einem bestimmten kulturellen Umfeld erwiesen. Sie hat aber grosse Überschneidungsbereiche mit anderen, kulturell anders geprägten Ansätzen. Entsprechend ist auch ihre Zuordnung nicht eindeutig vornehmbar. Wo die Systematisierungsschwierigkeiten liegen, will ich an vier Dimensionen kurz andeuten.

Kulturelle Verankerung im Ursprungsland

Die Animation ist in ihrem Ursprung stark verbunden mit der ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Geschichte Frankreichs und den in diesem Lande bestehenden Institutionen und Organisationsformen. So ist einmal die Tatsache zu berücksichtigen, dass es sich bei Frankreich um ein Land handelt, das sich ökonomisch noch lange in die Industrialisierung hinein als agrarisches Land verstand, geistesgeschichtlich als die Wiege des Rationalismus und der Bürgergesellschaft im Erbe der Französischen Revolution («citoyen» hat einen andern gesellschaftspolitischen Klang als Bürger), kulturell als den lateinisch-mediterranen Kulturen angehörig und religiös als katholisch (wobei die Französische Revolution auch eine starke laizistische Tradition begründete, womit gerade auch der soziale und kulturelle Bereich immer wieder ein Auseinandersetzungsort war). Institutionell zeigt sich in diesem Land eine oft unübersichtliche und für Fremde ungeordnete Vielfalt, die über der scheinbar so klaren Struktur wuchert und dem Leben das Recht gibt gegenüber der Regel. Ein Konzept, das stark von all diesen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen geprägt ist, und darum vielleicht gar kein Konzept im Sinne einer germanischen Kultur ist, sondern eine Aggregation zentraler Denk- und Handlungsstränge, die sich um ihre systematische Einordnung wenig kümmern. Gesellschaften, die ähnlich funktionieren, haben weniger Mühe, dieses Konzept zu übernehmen, als solche, die eine andere Kultur der Schaffung von Kategorien usw. haben. Es scheint, dass der lateinisch-katholische Sprachraum diese Voraussetzungen am ehesten erfüllt; aber auch dort werden nationale Unterschiede sehr deutlich. Ein solches Konzept in eine andere Kultur hineinzurezipieren, muss zu neuen Entwicklungen, zu Veränderungen führen.

Wissenschaft-Praxis-Spannung

Dies führt mich zur zweiten Dimension, nämlich der Wissenschaft-Praxis-Spannung: In der Geschichte der Animation zeigt sich klar, dass es zuerst um ein konkretes Handeln geht, das der wissenschaftlichen Reflexion erst langsam zugänglich wird; die Diskussionen um Definitionen und Zuordnungen setzen denn auch erst in den 60er- bzw. 70er-Jahren richtig ein. Dies zu einem Zeitpunkt, wo dieses Handlungskonzept in Frankreich schon weitverbreitet und von Zehntausenden als Beruf ausgeübt wird und wo es sich auch schon über die Grenzen dieses Landes ausgebreitet hat. Es gab deshalb in Frankreich eine Praxis oder viele Praxen der Animation, die in Deutschland auf eine Praxis der soziokulturellen Arbeit und der Gemeinwesenarbeit, im gesamten deutschen Sprachraum auf eine – ebenfalls in diesen Jahren neu reflektierte Praxis der (offenen) Jugendarbeit, in den Niederlanden auf eine Praxis der soziokulturellen Arbeit, in den angelsächsischen Ländern auf eine Praxis des Community Work und des Community

Development und in der deutschen Schweiz auf eine Praxis der Freizeitanlagen/ Gemeinschaftszentren usw. traf – in andern Ländern dürften noch andere solche Praxen auffindbar sein. Die Verbreitung solcher Praxen rief nach einer verbindlichen und verbindenden Konzeptualisierung und theoretischen Fundierung; gleichzeitig – und entsprechend ihren ideologischen Grundanliegen durchaus verständlich – wollten sich diese Praxen nicht enteignen lassen und waren und sind gegenüber Benennungen, Einordnungen usw. immer wieder widerständig.

Brückenfunktion der Schweiz versus eigene Entwicklung im deutschen Sprachraum

Die zentrale Lage der Schweiz an der Schnittstelle von zwei kulturellen Grossräumen hätte sie prädestiniert, hier Brückenfunktion zu übernehmen; das tat sie für die Praxis auch. Der reflektierende Überbau ist aber in diesem Lande für die uns interessierenden Bereiche so schwach dotiert, dass hier keine wirklichen Gewichte gesetzt werden konnten. Die Theoriebildung der Animation hinkt darum der Praxis in diesem Raum stärker hintennach, als es in grösseren Einheiten (Deutschland, Frankreich) der Fall ist.

So macht sich denn die Entwicklung und Verbreitung dieser Konzepte stark an den Institutionen fest: In Frankreich in der Geschichte an den privaten Organisationen und später den staatlichen Institutionen, die eine Vielfalt je eigener Ausbildungen hervorbrachten und nur zu einem kleinen Teil an auch forschenden Stätten verankert waren; in der Schweiz an einigen landesweiten Praxisinstitutionen und den höheren Fachschulen/Fachhochschulen, die lange Zeit wenig Ressourcen für Grundlagenarbeiten hatten; in Deutschland an einer Reihe bestimmter Lehrstühle, an Akademien und weniger an Praxisinstitutionen. Die Aufnahme des Begriffs «Animation» in Deutschland vor allem durch die Freizeitpädagogik führte rasch zu einer eigenständigen Entwicklung, die von der Grunddisziplin geprägt war. Während Animation in Frankreich etwas Eigenes war, wurde sie in Deutschland Teil der Freizeitpädagogik. Und zum angelsächsischen Raum scheint der Bezug noch schwächer zu sein; erst in den letzten Jahren kam eine auch diesen Raum einbeziehende Diskussion in Gang. Die Entwicklung und Auseinandersetzung kann sich also auch als ein Bild der Institutionen, der sozialen und kulturellen Systeme der jeweiligen Staaten lesen lassen – durchzogen von den Versuchen der internationalen Organisationen (UNESCO, Europarat, ELRA usw.), die Auseinandersetzungen über die territorialen Grenzen hinaus zu ermöglichen und das Gemeinsame herauszukristallisieren.

Übertragbarkeit?

Letztlich mag man auch zum Schluss kommen, dass ein solches Konzept originär zu einer bestimmten Art von Gesellschaft gehört und nicht ohne entsprechende Veränderungen in eine andere transferiert werden kann; dies mag vor allem in der Vergangenheit seine Berechtigung gehabt haben. Mit den heutigen Tendenzen der nicht nur ökonomischen, sondern auch kulturellen Europäisierung und Globalisierung sind diese Grenzen – mindestens oberflächlich – immer durchlässiger geworden. Was dann der Kampf um Ein-, Über- und Unterordnungen bedeutet, ob es darum geht, dem Eigenen in einer immer unübersichtlicheren Welt das nötige Gewicht zu geben, um die Orientierung nicht zu verlieren, ob es um Status und Prestige geht oder um etwas anderes, muss hier offen bleiben. Wichtiger wäre dabei, dass die verschiedenen Entwicklungsstränge einander angenähert werden, um so ein gemeinsames Verständnis über die Sprach- und Kulturgrenzen hinaus zu entwickeln.

Die nachfolgenden Beiträge werden das, was hier oft nur angetönt werden konnte, entfalten, Aspekte beleuchten, aus verschiedenen Perspektiven einen Blick auf die Soziokulturelle Animation werfen. Auch sie werden aber den Anspruch nicht erheben, die klare und allseits anerkannte Definition des Feldes, das eindeutige Berufsprofil und den abschliessenden Katalog der Methoden und Handlungsweisen vorzulegen. In einem Beitrag zur Animation (Wettstein, 2006) schloss ich wie folgt: «Was bleibt, ist der Eindruck eines schwer fassbaren Berufs, der kein klares Feld vorfindet und starke Persönlichkeiten voraussetzt, die ihre Linie behalten, ohne in vorgezeichneten Geleisen fahren zu können. Von meiner Warte aus gesehen würde ich dazu sagen: Nicht nur leider, sondern auch gottlob. Diese Situation entspricht dem Inhalt der Animation; eine festgefügte Berufslandschaft würde der Animation jene Spitze nehmen, die es braucht, damit sie wirksam wird. Dass das für jene, die sich für diesen Beruf entscheiden, nicht immer leicht auszuhalten und mit einigen Unsicherheiten verbunden ist, ist klar. Ich meine aber einerseits, dass immer mehr Berufe dieses Schicksal mehr oder weniger teilen und dass andererseits gerade diese Situation auch das Spannende und Herausfordernde dieses Berufs ausmacht.» Diese für den Beruf formulierte Folgerung gilt für mich auch für die Soziokulturelle Animation als Ganzes.

Literaturverzeichnis

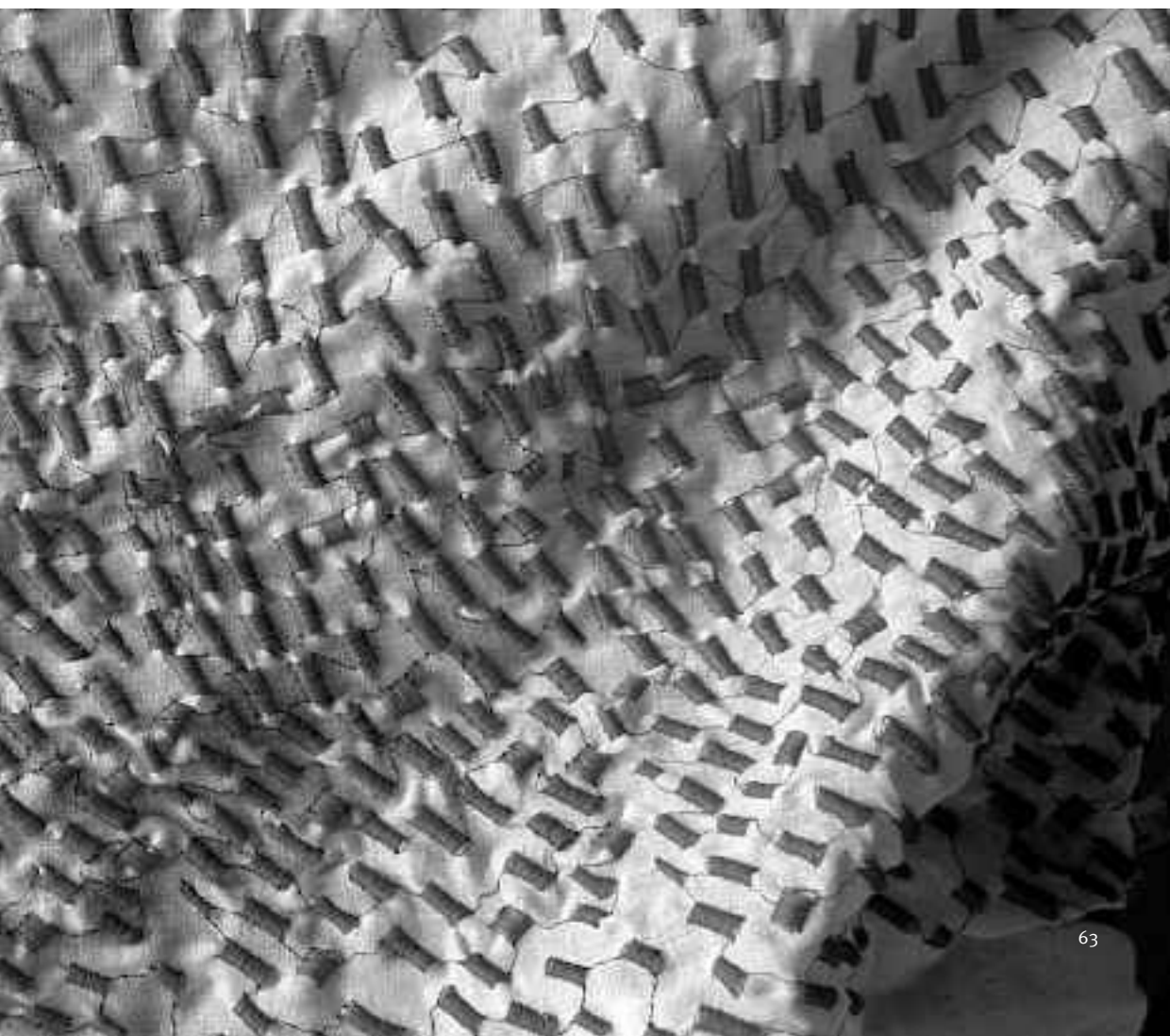
- Besnard, Pierre* (1986). *Animateur socioculturel* (2. überarb. Aufl.). Paris: Les Editions ESF.
- Böhnisch, Lothar* (1992). *Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters*. Weinheim: Juventa.
- Bourdieu, Pierre* (1982). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt: suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1983). *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In Kreckel & Reinhard (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2)*. Göttingen.
- Candinas, Thomas* (1990). *Sozio-kulturelle Animation*. Zürich: unveröff. Manuskript.
- Dewe, Bernd; Ferchhoff, Wilfried & Radtke, Frank-Olaf* (1992). *Erziehen als Profession*. Opladen: Leske + Budrich.
- Fehlmann, Maja; Häfeli, Christoph & Wagner, Antonin* (1987). *Handbuch Sozialwesen Schweiz*. Zürich: Pro Juventute.
- Froufe Quintas, S.; Sanches Castano, A.* (1994). *Construir la animacion sociocultural*. Salamanca.
- Giesecke, Hermann* (1987). *Pädagogik als Beruf*. Weinheim: Juventa.
- Gillet, Jean-Claude* (1995). *Animation et Animateurs*. Paris: L'Harmattan.
- Gillet, Jean-Claude* (2001). *Quelle théorie pour l'animation*, unter <http://jeanclaudegillet.free.fr>
- Gillet, Jean-Claude* (2004). *L'Animation professionnelle et volontaire dans 20 pays* (2 Bände). Paris: L'Harmattan.
- Gillet, Jean-Claude* (2007). *Les relations difficiles de l'éducation populaire et de l'animation professionnelle*, unter <http://jeanclaudegillet.free.fr>
- Herzog-Raschle, Yvonne* (1991). *Freizeitpädagogik als Problem*. Zürich: ADAG.
- Hinte, Wolfgang; Lüttringhaus, Maria & Oelschlägel, Dieter* (2007): *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit*. Weinheim: Juventa.
- Husi, Gregor & Wandeler, Bernard* (2006). *Einige theoretische und empirische Grundlagen zur Zukunft der Soziokulturellen Animation*. In *Sozialaktuell* Nr. 9, 2006.
- Ingerberg, Henry* (1975). *Former des animateurs socio-culturels en milieu populaire*. Bruxelles: JEB points 1.
- HSA Luzern (Hrsg.)* (2006): *Urban and Community development in Europe*. Luzern: Interact.
- Kirchgässner, Hubert* (1993). *Texte zur sozial-kulturellen Animation*. Remscheid.
- K.O.S.S.A.* (1985). *Gemeinsame Plattform der schweizerischen Schulen für Soziokulturelle Animation*.
- K.O.S.S.A.* (1990). *Ausbildungen und Arbeitsplätze in soziokultureller Animation*.
- Krahfeld, Franz Josef* (1982). *Geschichte der Jugendarbeit*. Weinheim: Juventa.
- Kulturbüro Sachsen* (undatiert). *Soziokulturelle Animation*, gefunden 2009 unter www.kulturbuero-sachsen.de
- Kummer, Bernhard* (1993). *Gemeinwesenorientierung als richtungsweisendes Arbeitsprinzip sozialer Arbeit und lokaler Sozialpolitik der Zukunft*. Vortrag, Bregenz.
- Lüssi, Peter* (1992). *Systemische Sozialarbeit*. Bern: Haupt.
- Margairaz, Michel & Tartakowsky, Danielle* (2006). *L'avenir nous appartient. Une histoire du front populaire*. Margairaz. Larousse 2006.
- Michels, Harald* (1995). *Animation – Ergebnisse einer Rekonstruktionsanalyse zur freizeitwissenschaftlichen Theoriebildung*. in *SPEKTRUM FREIZEIT*, Salzburg.

- Müller, C. Wolfgang* (1982). *Wie helfen zum Beruf wurde*. Weinheim: Juventa.
- Nahrstedt, Wolfgang* (1990). *Leben in freier Zeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Opaschowski, Horst W.* (1990). *Pädagogik und Didaktik der Freizeit* (2. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Opaschowski, Horst W.* (1996). *Pädagogik der freien Lebenszeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Popp, Reinhold* (1995). *Qualifizierung für Freizeitpädagogik und Soziokulturelle Animation*. Salzburg/Wien.
- Popp, Reinhold* (2003). *Pädagogik der Freizeit und Soziale Arbeit*. In Popp, Reinhold & Schwab, Marianne (Hrsg.), *Pädagogik der Freizeit*. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Poujol, Geneviève* (1989). *Profession: Animateur*. Toulouse: privat.
- Puhl, Ria & Burmeister, Löcherbach* (1997). *Keine Profession ohne Gegenstand*. Sozialmagazin 1997, Heft 3
- Roth, Leo (Hrsg.)*. (1991). *Pädagogik, Handbuch für Studium und Praxis*. München: Ehrenwirt.
- Santovsky, Hector* (1995). *Lexico sobre la accion sociocultural*. Cadiz.
- Schmocker, Beat* (undatiert, nach 2000). *Soziale Arbeit. Das gemeinsame Dach der Berufsgruppen Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Soziokulturelle Animation*. Referat, Luzern.
- Schmocker, Beat* (2009). *Die historischen Wurzeln der Soziokulturellen Animation*. Sozialaktuell, Nr. 3 2009, S. 18-19
- Schulze, Joachim* (1993). *Soziokulturelle Zentren – Stadterneuerung von unten*. Essen: Bundesvereinigung soziokultureller Zentren.
- Sievers, Norbert & Wagner, Bernd (Hrsg.)*. (1992). *Bestandssaufnahme Soziokultur*. Bonn: Bundesministerium des Innern.
- Sozialamt der Stadt Zürich* (1995). *Soziokultur – Kultur der Gemeinschaft*. Zürich.
- Staub-Bernasconi, Silvia* (1995). *Systemtheorie, soziale Probleme und soziale Arbeit lokal, national, international*. Bern: Haupt.
- Wettstein, Heinz* (2006). *Eine Einschätzung der heutigen Berufssituation*. Sozialaktuell Nr. 9, 2006, S. 2-5
- Willener, Alex* (2007). *Integrale Projektmethodik*. Luzern: Interact.
- Züfle, Manfred* (2004). *Handeln – Zwischen – Räumen*. Luzern: Interact.



2 *Heinz Moser*

Gesellschaftlicher Wandel und Animation



Im Zug des gesellschaftlichen Aufbruchs nach dem Zweiten Weltkrieg hatte man die gesellschaftliche Entwicklung generell optimistisch eingeschätzt und am technischen Fortschritt nicht gezweifelt, der die Lebensbedingungen der Menschen verbessern sollte. Das Wirtschaftswunder in Deutschland und den übrigen westlichen Ländern bedeutete, dass man die Wunden des Zweiten Weltkriegs überwunden hatte und allgemeinen Wohlstand in einem bisher ungekannten Ausmass erlebte.

Vor allem bei Studierenden und Intellektuellen kamen in den Sechzigerjahren zunehmend Zweifel an einer Gesellschaft auf, die nur noch das Materielle und Ökonomische in den Mittelpunkt zu stellen schien. Dabei schien verloren zu gehen, dass die Bildungschancen immer noch ungleich verteilt waren und nach wie vor eine Unterschicht bestand, die von den Früchten des neuen Wohlstandes wenig profitierte. An den Universitäten entdeckte man damals die marxistischen Theorien als Mittel zur Gesellschaftskritik neu. Man begann Marx zu lesen und empfand, dass der Kalte Krieg zwischen Ost und West nicht zuletzt dazu geführt hatte, linke Theorien zu diskreditieren. Genau diese aber wurden jetzt neu entdeckt, wobei insbesondere die Frankfurter Schule um Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Jürgen Habermas (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 211) das sozialwissenschaftliche Denken stark beeinflusste. Es war vor allem diese Studentenbewegung der Sechzigerjahre, welche das Lebensgefühl der damaligen jungen Generation nachhaltig veränderte. Der Fortschrittsglaube, welcher bereits in der Anti-Atombewegung Federn lassen musste, wurde nun bei Schülern und Studierenden gänzlich erschüttert. Der schmutzige Krieg in Vietnam zeigte, dass die USA, das Vorbild der westlichen Demokratien, selbst nicht über alle Zweifel erhaben war. Und gleichzeitig mussten gerade Kinder aus bürgerlichen Kreisen erkennen, dass der Nationalsozialismus in ihren Elternhäusern nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gründlich verdrängt worden war.

Auch die Soziokulturelle Animation, wie sie in den deutschsprachigen Ländern nach dem französischen Vorbild übernommen wurde, war aus diesem Grundgefühl der 68er-Generation heraus konzipiert. Zum Bereich der Jugendarbeit in dieser Zeit schreibt Ronald Nowotny: «Jugend- und Freizeitarbeit wird zur Fanfare. Sie bläst zum Sturm auf die herrschende Gesellschaftsordnung.

- Jugendarbeit versteht sich nun gesellschaftskritisch und zeigt sozial verursachte Abhängigkeit auf.
- Es reicht nicht aus, so fordert es die damalige Fachliteratur, Jugendlichen nur die Ablösung aus pädagogischen Zwängen zu ermöglichen, sondern es muss bei den Betroffenen der Wunsch nach Veränderung geweckt werden.

- Jugendarbeit hat die selbstbefreienden Kräfte bei Problemgruppen zu stärken und sich mit ihnen zu solidarisieren»(Nowotny, 1983, S. 12f.).

Wenn der Autor schon 1983 das Scheitern dieser Bewegung konstatiert und darauf hinweist, dass sie die «tatsächlichen Rahmenbedingungen» unterschätzt habe, so ist dies sicher richtig. Dennoch soll erst das Konzept «emanzipatorischer sozialer und pädagogischer Arbeit» noch etwas genauer untersucht werden.

3.1 «Emanzipatorische Arbeit» aus dem Geist der kritischen Theorie

Die Diskussionen um emanzipatorische Arbeit bezogen sich konzeptuell vor allem auf Überlegungen von Jürgen Habermas zum Interessenbegriff. Habermas hatte nämlich festgestellt, dass «Interessen» nicht einfach als Wünsche oder Motive von Einzelnen zu betrachten seien. Vielmehr gebe es grundlegende soziale Interessen, welche die Gattung der Menschen verfolgen müsse, wenn sie überleben wolle. Dazu gehört auch die Mündigkeit, die damals zum Leitbegriff der (sozial) pädagogischen Arbeit aus dem Geist der 68er-Bewegung wurde. Habermas selbst schreibt dazu: «Das Interesse an Mündigkeit schwebt nicht bloss vor, es kann a priori eingesehen werden. Das, was uns aus der Natur heraushebt, ist nämlich der einzige Sachverhalt, den wir seiner Natur nach kennen können: die Sprache. Mit ihrer Struktur ist Mündigkeit für uns gesetzt»(Habermas, 1968, S. 163).

Was ist mit dieser auf den ersten Blick komplizierten Formulierung gemeint? Nach Habermas setzt ein gegenseitiges Verstehen voraus, dass die daran beteiligten Menschen ihre gegenseitigen Aussagen als solche von verantwortlichen Subjekten akzeptieren. Ernsthafte Kommunikation setzt also in diesem Sinne voraus, dass man sich gegenseitig Mündigkeit zuschreibt. Ob und in welcher Form diese Voraussetzung allerdings zutrifft, wurde in der sozialphilosophischen Diskussion später viel und kontrovers diskutiert.

Hier sollen die Pro- und Kontra-Argumente nicht wiederholt werden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist vielmehr: Auf diesem Hintergrund scheint eine kritische Pädagogik und Sozialarbeit gleichsam «material» gerechtfertigt, entspricht sie in ihrer Intention doch grundlegenden sozialen Bedürfnissen der Menschheit. Die Ausformulierung eines «emanzipatorischen Interesses» ist dann vor allem in der Version von Wolfgang Lempert zu einem verbreiteten Konsens der damaligen kritischen Wissenschaftsauffassung geworden. Rückblickend mag es zwar etwas pathetisch klingen, wenn es bei Lempert heisst: «Das emanzipatorische Interesse ist das Interesse des Menschen an der Erweiterung und Erhaltung der Verfügung über sich selbst. Es zielt auf die Aufhebung und Abwehr irrationaler Herrschaft, auf die Befreiung von Zwängen aller Art. Zwingend wirkt nicht nur materielle Gewalt, sondern auch die Befangenheit in Vorurteilen und Ideologien.

Diese Befangenheit lässt sich, wenn nicht völlig lösen, so doch vermindern, durch die Analyse ihrer Genese, durch Kritik und Selbstreflexion»(Lempert, 1972, S. 483).

An dieser Definition lässt sich die entscheidende Intention der 68er-Pädagogik ablesen: Es geht um Chancengleichheit für die Unterprivilegierten dieser Gesellschaft, denen es ermöglicht werden soll, «Verfügung über sich selbst» zu erlangen. Ziel ist es, über Aufklärung von Vorurteilen und Zwängen, die sie in Abhängigkeit halten, Entfremdung aufzuheben und Selbstbestimmung zu fördern. Von hier aus lassen sich jene damaligen Bestrebungen linker Studenten erklären, in die Betriebe zu gehen und Gewerkschaftsarbeit zu leisten. Vorbild war der Mai 1968 in Frankreich, als es den Studierenden wenigstens ganz kurz gelungen war, sich mit den Gewerkschaften zu verbünden. Gerade das Scheitern dieser Versuche einer Koalition mit der Arbeiterschaft führte dann aber zu einem verstärkten sozialpädagogischen Engagement der damaligen Linken. Denn arbeitete man hier nicht auch mit den «Unterprivilegierten» und Randgruppen? So entwickelten sich stark emanzipatorisch orientierte Arbeitsformen, die sich an den Theorien der Kritischen Theorie und des Marxismus ausrichteten. Auf interne Differenzierungen in den ideologischen Debatten jener Jahre soll hier inhaltlich nicht eingegangen werden. Nur so viel: Neben den theoretisch ambitionierten Anhängern der Kritischen Theorie entwickelten sich verschiedenste Spielarten einer linken Gesellschaftstheorie – von orthodoxen Anhängern der DKP (Deutsche Kommunistische Partei) bis hin zu maoistischen und trotzkistischen Gruppierungen.

Auch sozialpädagogischen Konzepten lagen damals ähnliche Überlegungen zugrunde: So schrieb Diethelm Damm 1975 zum Beispiel in einem damals weit verbreiteten Buch, welches wesentliche Grundüberzeugungen des damaligen Zeitgeistes enthält, dass es problematisch sei, bei den subjektiven Bedürfnissen anzusetzen. Denn diese stimmten mit den «wirklichen» Interessen der Jugendlichen nicht überein. Diese «wirklichen Interessen» seien nicht «die empirisch feststellbaren, das heisst die, die Jugendliche jeweils ohne grosses Interesse äussern und die sich bei oberflächlicher Betrachtung des Freizeitverhaltens von Jugendlichen beobachten lassen: Flippern, Fussballspielen, Diskothek, ins Kino gehen»(Damm, 1975, S. 41).

Im Unterschied dazu gehe die «objektivistische Bedürfnishypothese» von objektiven Interessen aus, die von der jeweiligen Klassenlage politökonomisch abgeleitet seien. Sie erkläre die subjektiven Bedürfnisse von Jugendlichen für manipuliert und falsch. Denn das eigentliche Interesse der Jugendlichen sei der Kampf gegen den Kapitalismus, wozu die uneigentlichen Bedürfnisse zu über-

winden seien. Dies aber werde erreicht, indem man lerne, die Manipulationsmechanismen im Freizeitbereich mit entsprechenden Schulungen zu durchschauen.

Damm räumt zu dieser Schilderung ein, dass die beiden Hypothesen überspitzt formuliert seien. Dennoch bleibt er im Bann der Theorie von objektiven und gattungsspezifischen Bedürfnissen, wenn er die Aufgabe emanzipatorischer Bildungsarbeit definiert: «Vor allem aber setzt eine emanzipatorische Bildungsarbeit die Kenntnis des Zusammenhangs zwischen den subjektiven und objektiven Interessen der Jugendlichen voraus. Die im Weiteren näher ausgeführte These geht davon aus, dass in allen empirischen Bedürfnisartikulationen stets objektive Interessenelemente enthalten sind und sich zu realisieren suchen. An ihnen hätte eine emanzipatorische Bildungsarbeit anzusetzen, sie könnte sie stabilisieren und fortentwickeln helfen»(Damm, 1975, S. 44).

Die Frage bleibt allerdings, was zu tun ist, wenn es nicht gelingt, den Zusammenhang zu den «objektiven Interessen» zu schaffen, bzw. wenn die Jugendlichen ihre «eigentlichen» Bedürfnisse nicht erkannten. In Kreisen der Jugendarbeit wurde nun heftig über das «Hänger-Problem» diskutiert. Sollte man es akzeptieren, wenn Jugendliche in ihren Treffs lediglich herumhängen, herumalbern und etwas trinken wollten, oder versties dies gegen das Konzept einer «emanzipatorischen» Jugendarbeit?

3.2 Die Veränderung der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen

Betrachtet man diese Diskussionen aus der heutigen Perspektive, dann ist einmal darauf hinzuweisen, dass die damaligen emanzipatorischen Konzepte jenen Wandel unterschätzten, der die Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg vom traditionellen Muster der Arbeitsgesellschaft weggeführt hatte. Der traditionelle Fabrikarbeiter wurde immer mehr durch Arbeitende in Büros, im Dienstleistungsbereich oder an Computern ersetzt, die neue Verhaltensweisen zeigten. So war auch der Aufbruch der 68er-Generation nur ein Teil eines grundsätzlicheren gesellschaftlichen Wandels, der Kinder und Erwachsene gleichermaßen betraf. Was die Phase der Kindheit betrifft, so wäre hier etwa auf die Arbeit von Rolff und Zimmermann (1997) zu verweisen, welche die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen für heutige Kinder plastisch beschrieben hat. Zu nennen sind Faktoren wie:

- Die Familienstrukturen haben sich verändert. Dies betrifft einmal die Rollenverteilung, indem sehr viele Mütter erwerbstätig sind. Dann aber gibt es auch immer mehr Kinder, die Einzelkinder bleiben. Gleichzeitig hat die Stabilität der Familien abgenommen; immer mehr Eltern gehen auseinander und heiraten neu. So ergibt sich ein immer grösserer Anteil von Scheidungs-

- kindern, die während ihres Aufwachsens mindestens zwei Familiensystemen angehören.
- Kinder werden heute immer weniger so hingenommen, wie sie sind, als Schicksal der Natur. Damit wird Kindheit oft zum Projekt für Eltern, die in ihren Kindern das verwirklichen wollen, was sie selbst nicht werden konnten: Sie tun alles, damit sie über das verfügen, was zur modernen Kindheit gehört – pädagogisch wertvolles Spielzeug, wie es Elternratgeber empfehlen, der eigene Computer und das Handy, coole Kleidung und Freizeitkurse mit Musikunterricht, Ballett und Tanz (vgl. Moser, 2006, S. 96ff.).
 - Verändert haben sich die nahe Umwelt und das Wohnen der Kinder. In den Nachkriegsjahren ist die Strasse als natürlicher Spielplatz für Kinder immer mehr in den Hintergrund gerückt, da der motorisierte Verkehr diesen Raum für sich beanspruchte. Gleichzeitig aber hat der Wohnraum für einzelne Personen zugenommen, und oft steht für die Heranwachsenden ein eigenes Kinderzimmer zur Verfügung. Insbesondere haben sich die Modi der Kontrolle verändert: So haben Kinder heute kaum noch die Möglichkeit, «Kontrolllöcher» zu finden, wo sie unbeobachtet sind. Sie müssen sich in für die Erwachsenen leicht zu kontrollierenden Einrichtungen (zum Beispiel Spielplatz) aufhalten – oder in den für sie bestimmten Zimmern, im Kinderzimmer. Und wo die direkte Kontrolle nicht möglich ist, versucht man wenigstens übers Handy abzusichern, dass sie immer erreichbar bleiben.
 - Das Leben der Kinder hat sich immer stärker verinselt, indem es sich nicht mehr in konzentrischen Kreisen um die Wohnung organisiert. Von der «Wohninsel» werden sie zur «Schulinsel» gefahren – und am Nachmittag geht es dann vielleicht mit dem Zug in die nahe Stadt (als «Konsum- und Freizeitinsel»). Der Raum zwischen diesen Inseln – zum Beispiel der Schulweg – wird zu einer reinen Übergangszeit und zum erlebnisarmen Zwischenraum. Das Schlendern, die Gespräche mit den Gleichaltrigen, das Spielen und Trödeln, das früher den Schulweg auszeichnete, gehen immer mehr verloren.
 - Neben die alten Kindermedien wie die Jugendliteratur sind mit Gameboy, Playstation, Computer und Internet usw. eine Vielzahl neuer Medien für Kinder getreten, die einen grösseren Anteil am Kinderalltag beanspruchen. Kinder leben damit nicht mehr allein in den realen, sondern immer häufiger auch in virtuellen Welten.
 - Kinder werden immer mehr zu kleinen Erwachsenen, welche dieselbe Kleidung wie ihre Eltern tragen und über die Medien zu allen Problemen dieser Welt (Sex, Krieg, Gewalt) direkten Zugang haben. Sie müssen Schule, Nachhilfestunden, Freizeitkurse und Verabredungen genauso in ihrem Terminkalender einplanen wie die Erwachsenen. Man kann es wie Postmann (1983) bedau-

ern, dass die Geheimnisse der Kindheit entzaubert wurden – auf der anderen Seite führt dies auch zu einem eigenständigeren und mehr Selbstverantwortung abverlangenden Verhalten der Kinder.

3.3. Die veränderten Gesellschaftsbilder und ihre Auswirkungen auf die Animation

Diese dargestellten Züge einer veränderten Kinderkultur machen auf einer empirischen Ebene deutlich, in welchem nachhaltigen Ausmass sich das Leben der Kinder und Jugendlichen in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Im Hintergrund stehen dabei jene theoretischen Gesellschaftsbeschreibungen, die – je nach Ansatz – unterschiedliche Aspekte dieses Wandels in den Vordergrund rücken. Einige dieser gesellschaftlichen Aspekte, welche auch die Beziehung der Animatorinnen und Animatoren zu ihren Zielgruppen prägen, sollen im Folgenden kurz skizziert werden.

Die individualisierte Gesellschaft: Mit der zunehmenden Verstädterung, der wachsenden Mobilität und den dadurch wuchernden Agglomerationen hat sich das Verhalten der Einzelnen in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Die Menschen sind zunehmend aus jenen Bindungen freigesetzt worden, die früher mit der Vergesellschaftung zusammenhingen (sozialen Klassen, religiösen Bindungen, Nachbarschaft usw.).

Dadurch, dass Normen und Werte kaum mehr eine allgemeingültige Bedeutung haben, wurden die Lebenshaltungen pluralisiert. So besteht eine Gleichzeitigkeit von ganz unterschiedlichen Lebensstilen, die alle für ihre Protagonisten gleichermaßen Gültigkeit behaupten. Besonders deutlich ist dies in der Jugendkultur, wo z.B. Hip-Hopper neben Volksmusikfans, Techno-Freaks neben Punks und Anhängern klassischer Musik stehen. In diesem Rahmen gilt es heute geradezu als Anforderung, dass man sich selbst zu verwirklichen traut, seine Identität so stilisiert, wie man selbst gerne sein möchte. Identitäten sind nicht mehr jene tragenden Lebenseinstellungen, die meist aus dem beruflichen Feld stammten und einen für das ganze Leben prägten («Ich bin der Schreiner in unserem Dorf»). Vielmehr stammen diese heute vermehrt aus der Freizeitwelt und können durch die Auswahl passender Accessoires leicht ausgewechselt werden («Heute bin ich Surfer, am Wochenende Techno-Freak und daneben auch noch Fachhochschul-Studentin»).

Auch wer Konzepte der Animation realisieren will, kommt um diese neuen Haltungen nicht herum. So wird es darum gehen, ein Stück weit solchen indivi-

duellen Lebensstilen entgegenzukommen und animatorische Angebote stärker adressatenspezifisch zu orientieren, als dies früher nötig war. Auch die Stabilität der Gruppen dürfte heute oft geringer und weniger langfristig sein als früher, was die kontinuierliche und langfristige Arbeit erschwert.

Enttraditionalisierte Gesellschaft: Darunter versteht man, dass traditionelle Gemeinschaften wie das eigene Dorf, die Kirche, die Vereine usw. oder Respektpersonen wie Pfarrer und Lehrer in der heutigen Gesellschaft ihre Vorbildfunktion verloren haben. Normen und Werte, gegen die man früher nicht ohne Sanktionen verstossen durfte, haben ihre bindende Kraft verloren, sodass sich der Einzelne selbst entscheiden muss, was für ihn gilt. In den Medien stehen verschiedene Normenmodelle oft unverbunden nebeneinander: sexuelle Freizügigkeit und lockerer Lebensstil in Fernsehserien wie «Sex and the City», der Hinweis auf die «gute Vergangenheit» in einer Dokumentation über das Leben in den Sechzigerjahren, eine Diskussion über die Hanffreigabe, ein Politiker-Statement zur Ausländerkriminalität. Kinder und Jugendliche sind alleingelassen und müssen im Rahmen all dieser Sinnangebote ihre eigene Position finden.

Auch Animatorinnen und Animatoren müssen mit diesem Trend zur Enttraditionalisierung rechnen; sie können nicht einfach autoritär bestimmte Normen und Werte für ihre Adressaten als verbindlich erklären. Im Gegenteil, es ginge darum, im Sinne des Empowerment diese dabei zu unterstützen, Bedürfnisse zu klären, um so zu Entscheidungen über Normen und Werte zu kommen, die sich nicht an kurzlebigen modischen Trends und gängigen Vorurteilen ausrichten. Und sie helfen Jugendlichen dabei, für sich und ihr Handeln Selbstverantwortung zu übernehmen.

Die Risikogesellschaft: Der Soziologe Ulrich Beck (1986) hat darauf hingewiesen, dass mit den neuen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung die Individuen nicht einfach freier werden. Zwar wurden sie durch den gesellschaftlichen Individualisierungsschub aus vielen vergangenen Abhängigkeiten entlassen. Doch gleichzeitig bedeutet dies, dass sie sich auch in neue Abhängigkeiten und Zwänge hineinbegeben: «Die freigesetzten Individuen werden arbeitsmarktabhängig und damit bildungsabhängig, konsumabhängig, abhängig von sozialrechtlichen Re-

gelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanungen, von Konsumangeboten, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung» (Beck, 1986, S. 119). Zudem haben trotz gewaltiger technologischer Fortschritte die Risiken eher zu- als abgenommen, denn die entfesselten Technologien haben als Nebenwirkung oft unerwartete «Kosten» im Gefolge. Das belegt nicht nur die Tatsache, dass die Umweltprobleme in den vergangenen Jahrzehnten stark zugenommen haben, auch die zunehmende Vernetzung der Gesellschaft, wie sie etwa durch die weltweiten Datennetze deutlich wird, schafft neue Risiken, wie zum Beispiel die Möglichkeit, weltweit Schlagadern der Gesellschaft lahmzulegen.

Animatorisches Handeln muss sich dieser Risiken in einer doppelten Weise bewusst bleiben: Einerseits kann sie in ihren Projekten auf diese Risikohaftigkeit hinweisen, etwa indem diese «Grenzen des technischen Fortschritts» nicht unterschlagen werden. In diesem Zusammenhang wäre zum Beispiel auf animatorische Aktivitäten, wie sie beim WWF oder bei Greenpeace durchgeführt werden, hinzuweisen. Auf der andern Seite ist «Risiko» auch eine Komponente, die Jugendliche anzieht. In einer Zeit, wo das reale Leben oft wenig Abenteuer bietet, entstehen künstliche Arrangements, in welchen man seine persönlichen Grenzen testen kann. Bei all diesem risikobezogenen Handeln wie Riverraftern, Bungee-Jumping oder Gleitschirmfliegen scheint es wichtig, dass wir lernen, klare und realistische Risikoabwägungen vorzunehmen.

Globalisierte Gesellschaft: Wir sind Teil einer globalisierten Kultur geworden, die uns bis in den letzten Winkel hinein verfolgt. Ob wir in den Ferien in Frankreich, auf den Kanaren oder in den USA sind, überall begegnen wir denselben Produkten und Marken in den Supermärkten und Einkaufszentren (vgl. Lull, 2000, S. 224ff.). Aber auch Popstars, Musikszene und Freizeitverhalten orientieren sich überall auf der Welt in ähnlichen Mustern. Insgesamt ist diese Globalisierung sehr eng mit dem alles durchdringenden Konsum von Gütern und Produkten aus aller Welt verbunden. Dies hat Franz Hochstrasser (1995) herausgestellt, wenn er betont, dass die Industriegesellschaft auch die zwischenmenschlichen Beziehungen zu Ware mache. Der Konsum sei der goldene Schlüssel zum Verständnis der gesellschaftlichen Verhältnisse; der Konsumismus präge den «sozialen» Zusammenhalt der Gesellschaft zunehmend.

Gleichzeitig hat man aber auch festgestellt, dass das Globale für Aktivitäten auf der lokalen Ebene auch eine Ressource sein kann. So eignen sich die Jugendlichen oft globale Stile an, um ihre eigenen Probleme damit auszudrücken – etwa wenn jugendliche Gruppen aus dem Balkan sich mit Hip-Hop und Breakdance identifizieren oder wenn Jugendliche in der Schweiz ihr Leben mit jenem von «Peers» in einer amerikanischen Fernsehserie aus Kalifornien vergleichen. «Swissness», wie sie sich heute modisch ausdrückt, kann sowohl Ausdruck eines globalen Trends als auch der lokalen Verwurzelung sein.

Animationsprojekte werden immer häufiger mit den Zeichen einer globalisierten Kultur konfrontiert (vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 230). Dabei ist es wichtig, jene Aspekte der globalen Kultur aufzunehmen, welche über den blossen Konsum hinausweisen. In der lokalen Einbettung (der sog. «Glokalisierung») kann eine Chance liegen, sich in eine globale Kultur einzuklinken, mit der wir im lokalen Raum Solidarität zeigen und auch erfahren – indem wir uns über Internet und Mail mit Gleichgesinnten in der ganzen Welt verbinden (als Teil von Amnesty International, als Gruppe, die zum Klimawandel in der eigenen Region ein Video auf YouTube platziert usw.).

Die Erlebnisgesellschaft: Gerhard Schulze (1992) hat mit seinen Arbeiten den Übergang der Gesellschaft zu einer «Erlebnisgesellschaft» betont. Er stellt die vergangene Gesellschaft als eine dar, wo es vor allem um Notwendigkeiten ging und der Mensch von äusseren Bedingungen gesteuert wurde. Man hatte Hunger und benötigte etwas zu essen, die Anforderung der zunehmenden Trennung von Arbeitsplatz und Wohnort verlangte von den Menschen zunehmende Mobilität. Solche Anforderungen mussten in einer Gesellschaft der Notwendigkeiten erfüllt werden, auf welche Weise dies auch immer geschah.

Ganz anders ist die Situation in der zeitgenössischen Gegenwart, die durch eine reiche Palette von schönen Dingen und eine «innenorientierte» Lebensauffassung gekennzeichnet ist. Während in der «ausserorientierten» Gesellschaft Knappheit bestimmend war, um physisch überleben zu können und das Leben abzusichern, ist heute der Überfluss die prägende alltägliche Erfahrung: «Nicht zu nehmen, was zu bekommen ist, sondern wählen müssen, nicht Versorgung, sondern Entsorgung» (Schulze, 1992, S. 68). Der Gesichtspunkt des Wählens bedeutet, dass man nicht mehr so stark durch die Situation bestimmt ist und Dinge nicht mehr

nach rein materiellen, sondern immer mehr auch nach ästhetischen Gesichtspunkten auswählt. Auch dazu gibt Schulze eindruckliche Beispiele: «Täglich stehen wir vor der Notwendigkeit der freien Wahl: Kleidung, Essen, Unterhaltung, Information, Kontakte usw. Fast immer sind jedoch die Gebrauchsunterschiede der Alternativen bedeutungslos. Waschmittel X wäscht so gut wie Waschmittel Y; Beförderungsprobleme lassen sich gleich gut mit verschiedenen Autos lösen; für das körperliche Empfinden ist es gleichgültig, ob man dieses oder jenes Hemd anzieht. Wir spüren die Folgen unserer Entscheidungen nicht auf der Ebene des primären Nutzens, denn dieser ist selbstverständlich. Fehlentscheidungen tun nicht weh, oft kann man sie sofort revidieren. Unsere objektive Lebenssituation, soweit sie in Verfügungschancen über Gegenstände und Dienstleistungen besteht, zwingt uns dazu, ständig Unterscheidungen nach ästhetischen Kriterien zu treffen. Erleben wird vom Nebeneffekt zur Lebensaufgabe» (Schulze, 1992, S. 55).

Das bedeutet also, dass wir bestimmte klobige Schuhe nicht deshalb kaufen, weil sie besonders praktisch oder warm sind, sondern weil sie zum Outfit eines bestimmten Lebensstils gehören. Wir kaufen ein Bio-Müesli nicht deshalb, weil es uns besonders schmeckt, sondern weil bestimmte Attribute eines «gesunden» Lebens damit verbunden sind. Ob ein Auto fährt, ist weniger wichtig als die Tatsache, dass man dabei ein schönes Fahrgefühl hat.

Entscheidend ist bei all diesen Beispielen das Moment der Innenorientierung. Das Schöne wird zwar aussen verankert, in Gegenständen und Situationen. Dennoch geht es hier um eine Tätigkeit des Bewusstseins, die unabhängig von objektiven Eigenschaften der Welt erlebt wird: ««Ästhetisierung» heisst deshalb nicht, dass man sich generell vermehrt «Höherem» zuwendet, sondern ist eine Bewusstseinsqualität, die sich auf Gartenzwerge, Video-Clips und Werbespots, das Design des Autos und das persönliche Outfit ebenso beziehen kann wie auf Theater-Erlebnisse und den Besuch einer Kunst-Galerie» (Moser, 2006, S. 86f.).

Dieses Moment der Erlebnisgesellschaft prägt immer mehr die jüngeren Generationen – heute aber oft auch schon die Vierzig- bis Fünfzigjährigen. Dabei benötigt man den Kick immer neuer «Erlebnisschübe». Denn Erlebnisse tragen es in sich, dass sie sich schnell verbrauchen und zur Routine werden. Im Rückblick bleibt dann oft die Enttäuschung: «Gewählt zu haben, bedeutet immer auch, andere Möglichkeiten ausgeschlagen zu haben. Der entgangene Gewinn an Erlebnissen ist jedoch nicht zu kalkulieren. Auch wenn man sich im Moment gerade nicht langweilt, ist es möglich, dass man etwas versäumt» (Schulze, 1992, S. 65). Und sobald also die Wirkung eines Erlebnisses nachlässt, und das tut sie schnell, so

muss man versuchen, ein neues Erlebnis zu finden, das den «thrill» mindestens ebenbürtig vermittelt oder noch übertrifft.

In der pädagogischen Arbeit ist dieser Kick der Erlebnisgesellschaft häufig verpönt als «oberflächliche Erlebnissucht». Doch gleichzeitig ist er oft viel näher, als man glaubt, denn auch das Einkaufen im Bioladen oder von M-Budget-Produkten, die «Mode», auf Markenklamotten zu verzichten, ein «geiles» Videoprojekt oder das Naturerlebnis auf dem Mountainbike usw. gehören zu solchen Erlebnisstilen. Und wenn wir uns gut beobachten, erkennen wir auch an uns selbst Spuren dieser Erlebnisgesellschaft. So ist es auf der einen Seite durchaus legitim, solche erlebnisorientierte Bezüge als Motivation und Kick für Projekte zu nehmen, die Spass machen und den Bedürfnissen der Jugendlichen entsprechen. Auf der andern Seite sollten Animatorinnen und Animatoren gut darauf achten, dass Projektarbeit nicht in eine Sucht nach immer mehr und extremeren Erlebnissen «ausartet».

3.4 Zwischenbilanz: Die Komplexität der Frage nach den Bedürfnissen

Die beschriebenen Entwicklungen machen deutlich, dass es heute nicht mehr so einfach ist, Jugendliche (aber auch Erwachsene) in Animationsprojekten zur Unterstützung ihrer «eigentlichen» Bedürfnisse zu führen. Denn es ist in einer stark individualisierten Gesellschaft, wo allgemeine Normen und Werte nicht mehr automatisch gelten, kaum noch möglich, objektiv und von aussen festzulegen, was richtig ist. Vor allem besteht auch die Gefahr, dass Erwachsene die ihnen ungewohnt und anders erscheinenden Lebensstile von Jugendlichen vorschnell aburteilen und die ganz normalen Bedürfnisse, welche Jugendliche haben, als negativ abwerten. Aus dieser Perspektive ist es erst einmal wichtig, dass die Soziokulturelle Animation sich neugierig und vorurteilslos auf die kulturellen Lebenswelten von Jugendlichen und anderen Zielgruppen einlässt.

Dennoch ist auch zu sehen, dass pädagogische und animatorische Arbeit mehr sein will als blosse Versorgung und Anbiederung an die gerade gängigen Lebensstile von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Es geht auch darum, sich mit den Gehalten von Lebensstilen auseinanderzusetzen – und dabei auch kritische Gesichtspunkte zum Teil der Arbeit zu machen –, indem Animatorinnen und Animatoren Kinder und Jugendliche zum Beispiel anleiten, sich mit ihrer Umwelt aktiv auseinanderzusetzen und nicht nur zu konsumieren, Fragen nach

der Tragfähigkeit von Vorbildern zu stellen oder sich mit Migrant*innen-Jugendlichen zu überlegen, wie sie ihre Bedürfnisse in einer sie ausgrenzenden Lebenssituation besser durchsetzen können. In diesem Sinne behält die Thematik einer kritischen Bildungsarbeit auch dann ihre Aktualität, wenn man sich nicht auf imaginäre «objektive Bedürfnisse» stützen kann, die irgendwo in der Tiefe der menschlichen Seele angesiedelt sind.

Vielmehr ist davon auszugehen, dass es eine Vielzahl von Bedürfnissen gibt: körperliche (Hunger, Sexualität, Ruhe usw.) und geistige, emotionale und soziale, höhere und tiefere. Obwohl man dabei oft Hierarchien bildet und die höheren Bedürfnisse den niedrigen und triebhaften gegenüberstellt, gilt auch die folgende Einschränkung von Maslow: «Das höhere Bedürfnis nach der Verwirklichung besonderer Talente beruht beispielsweise auf der kontinuierlichen Verwirklichung der Sicherheits-Bedürfnisse, die nicht verschwinden, auch wenn sie sich in einem inaktiven Zustand befinden» (Maslow, 1973, S. 174). Die physischen Grundbedürfnisse dürfen nicht geringgeschätzt werden (zum Beispiel Ruhe und «Hängen»), auch wenn man gleichzeitig nicht vergessen darf, dass damit die Palette der Bedürfnisse nicht ausgeschöpft ist. Vielmehr kommen viele Grundbedürfnisse erst dann zum Zug, wenn existenzielle körperliche Bedürfnisse befriedigt sind. Maslow nennt hier: «1. Schutz, Sicherheit, Geborgenheit; 2. Zugehörigkeit, etwa zu einer Familie, einer Gemeinschaft, einem Clan, einer Gang, Freundschaft, Zuneigung, Liebe; 3. Achtung, Schätzung, Billigung, Würde, Selbstachtung; 4. Freiheit für die vollste Entfaltung der eigenen Talente und Fähigkeiten für die Verwirklichung des Selbst» (Maslow, 1973, S. 199).

Betrachtet man animatorische Projekte, wird man immer wieder feststellen, dass sie auf solche Bedürfnisse hin ausgerichtet sind, also einen Schritt über die Befriedigung materieller Bedürfnisse hinausgehen. In diesem Sinne sind auch die Fragestellungen der Kritischen Theorie an sich keineswegs überholt. Versucht man allerdings einen kulturpessimistischen Standpunkt zu überwinden, wie er auch in den Positionen der Kritischen Theorie durchklingt, indem er das Übel im Wesentlichen im Kulturverfall einer oberflächlichen Massenkultur erkennt, so könnte man sich auf den Begriff einer «zweiten Moderne» beziehen, den Ulrich Beck in die Diskussion eingebracht hat.

Beck betont, dass wir es im Kern eben gerade nicht mit einem Werteverfall zu tun haben, sondern mit *Werte-Konflikten*. Die Jugendlichen von heute sähen sich einer völlig veränderten Welt- und Problemlage gegenüber, auf die auch die Erwachsenen und die von ihnen geleiteten Institutionen keine Antwort wüssten. Heute sähe man sich nämlich mit einer Welt konfrontiert, die nicht mehr in zwei

Lager zerfalle, sondern eine unübersehbare Menge von Bruchlinien, Sprüngen und Klüften aufweise, zwischen denen sich niemand mehr auskenne (Beck, 1997, S. 16f.). Wenn darauf eine stärkere Ich-Zentrierung eine Antwort ist, dann ist damit aber nicht gesagt, dass sie bereits die schlechtere sei. Für Beck erscheinen die Menschen gerade umgekehrt als zukunftsfähiger wie die gesellschaftlichen Institutionen, und es gelte zu entdecken, welche neuen Möglichkeiten sich durch einen solchen Wandel anböten. Insbesondere muss dieser Trend zur Individualisierung nicht bedeuten, dass die soziale Welt gleichsam auseinanderfällt und sich in einer Vielzahl von Egoismen auflöst. Beck meint dagegen: «Während im alten Wertesystem immer das Ich den (auf auch von einzelnen entworfenen) Wir-Schablonen untergeordnet werden musste, entsteht im Kontext der neuen Orientierungen unter anderem so etwas wie ein *altruistischer Individualismus*. Was sich auszuschliessen scheint – an sich selbst zu denken und für andere da zu sein –, entpuppt sich als ein innerer inhaltlicher Zusammenhang: *Wer für sich lebt, muss sozial leben*» (Beck, 1997, S. 19).

Diese neue Solidarität findet in jener Gesellschaft der zweiten Moderne einen ganz bestimmten Ort: nämlich im Lokalen. Damit wird rehabilitiert, was im Zeichen einer ausufernden Globalisierungsdiskussion bereits verloren schien. Probleme erschienen danach weltweit induziert und das Lokale schien entmachtet, weil es immer bereits auf die damit verknüpften globalen Bedingungen verwies. Demgegenüber glaubt Beck eine Aufwertung des Lokalen als Antwort auf die Globalisierung erkennen zu können. Gerade jener wird sich am souveränsten in der Weltgesellschaft bewegen können, der selber einen eigenen Standort und eine Verwurzelung hat. Sieht man zudem, wie globale Lösungen für Probleme wie die schrumpfende Arbeitsgesellschaft oder den überlasteten und unfinanzierbar gewordenen Sozialstaat versagen, so deutet sich nach Beck eine Umverteilung gesellschaftlicher Macht an – mit der Teilantwort: «Nur durch Aufwertung des demokratischen Nahbereichs, der Kommunen und Städte» (Beck, 1997, S. 30) können hier neue, tragfähige Lösungen gefunden werden. (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 207)

Wenn nun aber dieser Kitt einer Gesellschaft der zweiten Moderne im Lokalen gesehen wird, so scheint mir dies auch auf eine neue Aktualität von Konzepten wie demjenigen der Animation hinzudeuten. Denn diese setzt gerade bei den Bürgern und Bürgerinnen an und ermutigt sie, jenen lokalen Raum aktiv zu gestalten, der in den Überlegungen Becks angepeilt wird. Allerdings wird dies nur gelingen, wenn ein Impetus der Animatoren und Animatorinnen in einer zukunftsgerichteten Neugier besteht. Denn die Gestaltung dieses lokalen Raumes, der gleichzeitig über virtuelle Kommunikationsmöglichkeiten mit einer globalen Weltgesellschaft

verknüpft ist, kann sich nicht auf vergangene Modelle eines natürlichen Erfahrungsraumes stützen. Das Motto des Buches von Beck (1997, S. 33), das dieser auf den Abbau der Blockierungen und globalen Gefahren des Ost-West-Konflikts bezieht, gilt in abgewandelter Form auch für die Animationskonzepte der späten 90er-Jahre: Die Lage ist gegenwärtig nicht mehr nur aussichtslos, sondern offen wie nie – intellektuell wie politisch. Die dargestellten gesellschaftlichen Entwicklungen sollten denn auch nicht als Appell verstanden werden, mit dem «Schwimmgürtel» der Animation unheilbringende Entwicklungen abzufedern; vielmehr soll auch eine ansteckende Neugierde auf die unbekannte Gesellschaft geweckt werden, in der wir leben und die Animatorinnen und Animatoren mit ihren Zielgruppen gemeinsam gestalten.

Offen bleiben dabei allerdings zwei Punkte, die noch genauer zu diskutieren sind:

1. Wenn wir nämlich diese zweite Moderne auf eine neue Kultur hin ausdeuten, dann müsste noch differenzierter gefragt werden, was diese prägt, was ihre Hintergründe sind und was sie für eine Soziokulturelle Animation bedeutet, die das Label des Kulturellen ja bereits in ihrem Begriff mitführt.
2. Die manchmal unbefriedigenden Resultate von Projekten, welche Jugendliche zur Entdeckung der «eigentlichen» Bedürfnisse führen sollten, haben zur Frage geführt, ob und wie es denn überhaupt möglich ist, in gesellschaftliche Systeme hinein zu intervenieren. Auf den nächsten Seiten wird es damit um die Positionen von kulturtheoretischen Ansätzen und um Fragen der Systemtheorie gehen.

3.5 Animation und der Kulturbegriff

Der Kulturbegriff appelliert an die schöpferische Seite des Menschen und bezeichnet jene Sinnhorizonte, in denen sich der Mensch zu verwirklichen sucht und durch welche er sich als Gattungswesen im Unterschied zur Natur definiert. Dies gilt zuerst in einem ganz basalen Sinn: Die Menschen schaffen «Kultur», indem sie Werkzeuge gebrauchen und die natürliche und die soziale Welt gestalten. Schon der Bauer, welcher die Natur urbar machte und ihr durch das Roden der Wälder und die Feldarbeit das Signum der Menschen eingrub, bezeichnete seine Arbeit als «agri-cultura». Das Erschaffen von Kultur ist aber auch eng verbunden mit Identität und Prozessen der Selbstverwirklichung. Sie umfasst das komplexe Ganze von Wissen, Glauben, Kunst, Gesetz, Moral, Riten und Gebräuchen usw. – also all das, was die Menschen als Mitglieder der Gesellschaft erwerben und über Sozialisationsprozesse weitergeben.

Kultur bedeutet darüber hinaus aber auch eine «Verfeinerung» des Lebens; wer «Kultur» besitzt, setzt sich ab von dem banalen Leben, vom groben und derben Verhalten der Unterschichten bzw. von der Oberflächlichkeit der Masse. Es gilt eben auch, dass wir durch die Funktion der Zeichen vom Leben getrennt sind, indem wir dieses nicht leben, sondern im kulturellen Prozess bezeichnen (Ricoeur); Schrift und Kunst sind in diesem Sinn unverzichtbare kulturelle Leistungen. So ist der Bauer als Verkörperung der Agrikultur im Rahmen jenes Prozesses der Zivilisierung der menschlichen Sitten, welche Norbert Elias (1979) beschrieben hat, gerade zum Prototyp jener Grobschlächtigkeit abgesunken, die keinen Anteil an der Hochkultur der «feinen Leute» hat. Als hochkultivierte Menschen gelten allein jene, die sich für Musik, Literatur, Philosophie und Kunst interessieren.

Der Besitz von Kultur wird also zum Mittel gesellschaftlicher Distinktion, zur Abgrenzung zwischen «unten» und «oben». Auch wenn «Kultur» oft als Domäne von «freien Geistern» und von den an keine wirtschaftlichen Interessen gebundenen Intellektuellen betrachtet wird, können Momente von Macht und Herrschaft nicht einfach beiseitegelassen werden. Darauf hat mit Nachdruck Pierre Bourdieu (1982) verwiesen, der gesellschaftliches Kapital nicht allein an der Ökonomie festmacht, sondern betont, dass es auch eine Form des kulturellen Kapitals gebe. (vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 105)

Wenn es in den letzten hundert Jahren also gelungen ist, bei uns einen gewissen Wohlstand zu erreichen, und wenn sich die traditionelle Klasse der Fabrikarbeiter zu einem guten Teil aufgelöst hat, so heisst das eben keineswegs, dass sich damit auch die sozialen Unterschiede verflüchtigt haben. Vielmehr können diese in verschiedensten kulturellen Lebensbereichen nach wie vor nachgewiesen werden – bis hin zum aktuellen «Digital Divide» im Bereich von Computern und Medien. Bourdieu hat solche Kulturunterschiede anhand einer empirischen Untersuchung festzumachen versucht und eine Fülle eindrucksvoller Ergebnisse zusammengetragen. Exemplarisch soll hier nur ein kurzer Abschnitt aus dieser Untersuchung wiedergegeben werden:

«Auch untereinander stark korrelierende Merkmale wie das Einschalten (anspruchsvoller) Rundfunksender (France-Musique und France-Culture), das Hören musikalischer und kultureller Sendungen, der Besitz eines Plattenspielers, das Anhören von Schallplatten, die Häufigkeit von Museumsbesuchen und der Grad der Kompetenz in Sachen Malerei – sie alle gehorchen derselben Logik und ordnen die verschiedenen Klassen und Klassenfraktionen in eine schroffe Hierarchie ein (im übrigen variiert das Anhören von Unterhaltungssendungen im umgekehrten Verhältnis)»(Bourdieu, 1987). Allerdings bedeuten diese hierarchischen

Verhältnisse nicht, dass sich in der Kultur direkt die ökonomischen Verhältnisse abbilden. So gibt es Gruppen wie zum Beispiel Gymnasiallehrer und Professoren, die sich zwar zur intellektuellen und kulturellen Elite zählen, aber in der Wirtschaft direkt wenig zu sagen haben. Umgekehrt bedeutet die Zugehörigkeit zur wirtschaftlichen Elite nicht schon automatisch einen hohen Bildungsgrad.

Bourdieu unterscheidet deshalb zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital, das insbesondere in einem engen Zusammenhang mit Bildung und Bildungsabschlüssen steht. Dabei setzt diese Akkumulation eines kulturellen Kapitals – also das, was man auf Französisch «culture» und auf Deutsch «Bildung» nennt – einen Verinnerlichungsprozess voraus, der in dem Masse Zeit kostet, wie er Unterrichts- und Lernzeit erfordert: «Die Zeit muss vom Investor *persönlich* investiert werden: Genau wie wenn man sich eine sichtbare Muskulatur oder eine gebräunte Haut zulegt, so lässt sich auch die Inkorporation von Bildungskapital nicht durch eine fremde Person vollziehen. Das *Delegationsprinzip* ist hier ausgeschlossen» (Bourdieu, 1982, S. 55).

Der Besitz von Bildungskapital wird damit zum festen Bestandteil des Körpers oder – um einen Schlüsselbegriff des Werkes von Bourdieu zu zitieren – zum «Habitus». Dieser bestimmt als eine Form gesellschaftlich bestimmter Dispositionen die Lebensstile und bewirkt, dass die Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs sich über die Anwendung identischer Schemata systematisch von den Praxisformen anderer Lebensstile unterscheidet (vgl. Bourdieu, 1987, S. 277ff.). So sieht man es einem typischen Arbeiter auf den ersten Blick an, dass er harte körperliche Arbeit leistet. Er entwickelt darüber hinaus einen unverwechselbaren Lebensstil, indem er zum Beispiel nach der Arbeit seine Stammkneipe besucht, sich in der Freizeit für Fussball und Boxen interessiert, die «BILD»-Zeitung liest. Kurz: Er hat in seinem Leben einen ganz bestimmten Habitus entwickelt.

Das durch die Aneignung eines bestimmten Habitus vermittelte kulturelle Kapital ist nun aber nicht unabhängig von gesellschaftlicher Macht zu sehen: Zwar ist dessen Nutzung problematisch, weil es im Unterschied zu Geld, Besitz- und Adelstiteln nicht durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch weitergegeben werden kann; und es stirbt mit seinem Träger dahin. Dennoch ist die Chance zum Erwerb von kulturellem Kapital nicht unabhängig vom Milieu der Herkunftsfamilie – etwa indem unterschiedliche Bildungsabschlüsse angestrebt werden. Das bedeutet aber, «dass die Akkumulation kulturellen Kapitals von frühester Kindheit an – die Voraussetzung zur schnellen und mühelosen Aneignung jeglicher Art von nützlichen Fähigkeiten – ohne Verzögerung und Zeitverlust nur in Familien stattfindet, die über ein so starkes Kulturkapital verfügen, dass die gesamte Zeit

der Sozialisation zugleich eine Zeit der Akkumulation ist» (Bourdieu, 1982, S. 58). Ein solches Bildungskapital lässt sich dann auch gesellschaftlich umsetzen – etwa indem berufliche Positionen an bestimmte schulische Abschlüsse gebunden sind. Wer zum Beispiel Mediziner oder Gymnasiallehrer werden will, benötigt zwingend das Abitur und ein Studium an einer Universität.

Wie man sieht, geht es also bei der Frage nach dem (kulturellen) Habitus nicht allein um den Ausschluss aus einem System, in dem die Abweichenden sozusagen als «Abfall» erscheinen; vielmehr geht es wesentlich auch um die Verteilung von Status, Geld und Macht, wie dies im Begriff des kulturellen Kapitals zum Ausdruck kommt. Und man wird sich aus einer kritischen Denkhaltung heraus die Frage stellen, was man denn tun könne, um den Anteil des kulturellen Kapitals, den untere Schichten, Randgruppen und Benachteiligte in dieser Gesellschaft besitzen, zu vergrößern.

3.6 «Demokratisierung der Kultur» durch Soziokultur

Bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts ist in diesem Zusammenhang der Gedanke von Volkshochschulen und anderen Erwachsenenbildungsinstitutionen aufgekommen, welche darauf abzielten, jenen Schichten Bildung zu vermitteln, die diese nicht automatisch in der Schule erhielten (zur Situation der «*éducation populaire*» in Frankreich (vgl. Kap. 1, H. Wettstein, S. 17). Aber auch die Arbeiter- und Gewerkschaftsbildung ist in diesem Zusammenhang zu nennen, versuchte man doch, in diesem Rahmen den Arbeitern ein eigenes kulturelles Bewusstsein zu vermitteln, das bis hin zu einer eigenen Arbeiterliteratur und Buchclubs wie der Büchergilde Gutenberg reichte.

Aus jüngerer Zeit stammt dagegen der Begriff der Soziokultur, wie er im deutschsprachigen Raum zu Beginn der Siebzigerjahre eingeführt wurde. Die Soziokultur war damals ein Teil einer alternativen Kulturbewegung, die sich bewusst von den traditionellen Institutionen der Kultur sowie vom bürgerlichen Kunstbetrieb absetzte und sich als Gegenöffentlichkeit verstand. Im Schlussbericht einer Enquête-Kommission des deutschen Bundestages von 2007 heisst es zur Entwicklung der Soziokultur in Deutschland: «Viele soziokulturelle Zentren gründeten sich gegen den politischen Widerstand von Parteien und Kommunalverwaltungen. Eng verbunden mit den Formeln von «Kultur für alle» und «Kultur von allen» entstand eine kulturelle Praxis mit starkem Gesellschaftsbezug und Offenheit für alle sozialen Schichten – besonders für Kinder und Jugendliche aus kulturfernen Milieus und mit Migrationshintergrund. Stadtteilarbeit und politische und kulturelle Bildung wurden in den Mittelpunkt gestellt. Heute sind soziokulturelle Zentren ein fester Bestandteil der kulturellen Infrastruktur in Deutschland. 25 Millionen Besucher

und 56 000 Veranstaltungen pro Jahr beschreiben den Zuspruch, den soziokulturelle Zentren bundesweit erfahren» (Enquête-Kommission, 2007, S. 133)

Damit zielte man auf die Öffnung von Kulturangeboten für jene Schichten ab, die aufgrund ihres geringeren kulturellen Kapitals nicht automatisch an solchen Angeboten teilhatten. Angeregt durch Kongresse und Schriften des Europarates, sah man in diesem Konzept einen Ansatz für reformpolitische Demokratisierungsvorstellungen im Kulturbereich (Sievers & Wagner, 1992, S. 12f., Definitionen, S. 26ff, und vgl. Kap. 1, H. Wettstein, S. 25), Soziokulturelle und vergleichbare Kulturarbeit findet denn auch vornehmlich in Kultur-, Bürger- und Stadtteilzentren statt, in Bayern zum Beispiel im «E-Werk» in Erlangen, in der «Alten Mälzerei» in Regensburg, in den Nürnberger Kulturläden, in der «Disharmonie» in Schweinfurt, im Club Vaudeville Lindau oder in der «Glockenbachwerkstatt» in München.

Zunehmend ist Soziokultur im Sinne eines erweiterten Kulturbegriffs und als methodisches Prinzip, aber auch in anderen Tätigkeitsfeldern präsent, zum Beispiel in vielen kulturpädagogischen Einrichtungen wie Kinder- und Jugendtheatern oder Jugendkunstschulen, in speziellen Angeboten von Einrichtungen der Erwachsenenbildung, in Bürgerinitiativen, zum Beispiel wenn diese ihre Inhalte mit kulturellen Ausdrucksformen verdeutlichen bzw. an die Öffentlichkeit bringen, sowie in zahlreichen Jugendkultureinrichtungen, die auch generationenübergreifende Angebote machen. So stellt sich auf der Website der Bundesvereinigung der Soziokulturellen Zentren auch das Alternativkino «Arsenal» in Berlin vor:

«Der Potsdamer Platz ist ein besonders extremes Beispiel für die derzeitige Tendenz der Privatisierung des öffentlichen Raumes durch finanzkräftige Unternehmen. Seit seiner Fertigstellung weht hier der scharfe Wind der Kommerzialisierung und Profitmaximierung. Um so mehr verblüfft die Tatsache, dass sich seit Juli 2000, eingebettet in den imposanten Unternehmenskomplex von Sony, ein ehemaliges Alternativkino etabliert hat, das sich seit seiner Gründung in den frühen Siebzigern immer als Opposition zum Kommerz verstanden hat.»

Die Geschichte der Soziokultur zeigt, dass diese in einem spannungsgeladenen Verhältnis zur traditionellen Hochkultur steht. Auf der einen Seite knüpft sie an ein mittelschichtorientiertes Kulturverständnis an, wenn sie Jugendtheater oder Jugendkunstschulen nennt. Aber auch anspruchsvollere Angebote der Alternativkultur sprechen oft kaum ein Unterschichtpublikum an. Boulevardtheater, Musikanstadt und andere Genres einer Populärkultur unterer Schichten sind jedenfalls kaum Teil jener Kultur, welche die Soziokultur meint. Bourdieu hat denn auch mit etwas Häme gegen die neuen Kulturvermittler in Berufen wie Sozialarbeit

und Animation argumentiert: Diese identifizierten sich mit den Anklagen gegen die traditionelle Ordnung ebenso wie mit den Hierarchien, welche die kulturelle Ordnung aufrechtzuerhalten trachteten, und sie seien Tag für Tag mit der Kluft zwischen ihrem messianischen Streben und der Realität ihrer Praxis konfrontiert (Bourdieu, 1987, S. 574).

So muss denn die Soziokultur noch konsequenter ihr kulturelles Selbstverständnis verändern, als dies heute an vielen Orten geschieht – auch zu ihrer eigenen Entlastung. Ihr müsse, wie Peter Alheit (1992, S. 61) betont, der «präventöse» Habitus genommen werden. Soziokultur habe nicht die Massen aufzuklären, nicht den allgemeinen Geschmack zu verbessern und auch nicht die autonome Kunst zu «demokratisieren». Bourdieu habe sehr sensibel darüber aufgeklärt, dass solche Strebungen weniger mit substantziellen Perspektiven als mit der Aufstiegsmentalität der Mittelschichten zu tun hätten. Alheits Fazit lautet dagegen: «Stattdessen geht es bei dem Projekt ›Soziokultur‹ um eine Art ›Urvertrauen‹ in die Kulturfähigkeit der Menschen. Nichts, was Menschen kulturell anstellen, ist prinzipiell unsinnig. Und die allermeisten Aktivitäten sind sehr viel phantasievoller und hintergründiger, als es auf den ersten (pädagogisch-politischen) Blick den Anschein hat: Culture is ordinary» (Alheit, 1992, S. 61).

Hier wird man allerdings einen Schritt über die Theorie von Bourdieu hinausgehen müssen, der in seiner soziologischen Analyse erst einmal feststellt, dass sich die ästhetischen Kriterien der «feinen Leute» von den kulturellen Anstrengungen der Unterschichten abgrenzen, die demnach als barbarisch und grobschlächtig gelten. Ästhetische Kriterien lassen klassen- und kulturspezifische Kriterien des Geschmacks als universellen und quasi «natürlichen» Massstab gesellschaftlicher Differenziertheit erscheinen. Die «einfachen» Leute der Unterschichten beschränken ihren Geschmack im Wesentlichen auf das Nützliche und Notwendige: Ihre Praktiken haben «ihren Ursprung in der *Entscheidung für das Notwendige* (›Das ist nichts für uns‹), d.h. für das, was technisch notwendig, ›praktisch‹ (oder in einer anderen Sprache: funktional) ist (›Was halt sein muss‹), und für das, was aus ökonomischem und sozialem Zwang die «einfachen» und «bescheidenen» Leute zu einem «einfachen» und «bescheidenen» Geschmack verurteilt» (Bourdieu, 1987, S. 594).

Obwohl Bourdieu seine Analysen durchaus als parteilich für die Unterschichten versteht, ist nicht zu übersehen, dass er ihr Verhalten in der Beschreibung der gesellschaftlichen Distinktion letztlich zum Teil selbst negativ etikettiert. Ist es wirklich nur das «Nützliche» und das «Einfache», das darin zum Ausdruck kommt, sondern eben nicht auch das Grobschlächtige und «Naive»? Die spezifische Logik

kultureller Herrschaft in der Sichtweise von Bourdieu kann trotz ihrer kritischen Betrachtung eine abwertende Tendenz gegenüber jenen Verhaltensweisen und Vorlieben, die für die Unterschicht charakteristisch sind, nicht verhehlen. Und zweitens ist auch schwerlich zu übersehen, dass seine Analysen die Lebenswelt der Sechzigerjahre beschreiben. Im Rahmen erlebnisgesellschaftlicher Entwicklungen wäre dem entgegenzuhalten, dass heutige populäre Kulturen nicht mehr so ausschliesslich einer Welt des Mangels und der Notwendigkeiten zugeordnet werden können. Und auch der klassenspezifische Charakter von Elementen einer populären Kultur scheint nicht mehr so ausgeprägt, schieben sich doch zum Beispiel immer stärker generationsspezifische Merkmale darüber. So kann man Volksmusik, Komödienstadt und Operette genauso gut einem älteren Publikum zuordnen wie Techno, Rockmusik, Actionfilme und das experimentelle Theater der Kulturzentren einem jüngeren – und dies, wie Schulze (1992) gezeigt hat, oft über alle hierarchischen Segmentierungen der Gesellschaft hinweg.

3.7 Die «populäre Kultur» der Cultural Studies

In diesem Zusammenhang hilfreich und weiterführend sind die Überlegungen, die im Rahmen der «British cultural studies» entstanden sind. (vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 238) Vor allem John Fiske (1989) hat einen Begriff der «popular culture» entwickelt, der die kulturelle Bedeutung des alltäglichen Handelns aufnimmt. Dabei begrenzt Fiske den Mechanismus von Beherrschung und Unterdrückung nicht auf die traditionellen Klassenschranken; auch innerhalb der Klassen gibt es für ihn sehr unterschiedliche Formationen von Menschen. Benachteiligt sind auch Gruppen wie Frauen, Ausländer/innen, Jugendliche, Alte usw., und dies über die ausschliesslich ökonomisch definierten Klassengrenzen hinweg. Hier wird nun für Fiske der Begriff einer populären Kultur zentral: «Das Alltagsleben wird konstituiert durch die Praktiken der populären Kultur, und sie ist charakterisiert durch die Kreativität der Schwachen, indem diese die Ressourcen eines sie schwächenden Systems benutzen und sich letztlich weigern, sich der ausgeübten Macht anzupassen» (Fiske, 1989, S. 47).

Versuchen wir nun aber, diese Alltagskultur durch jenes Beispiel zu veranschaulichen, mit welchem Fiske sein Buch «Understanding popular culture» einleitet, nämlich mit der Darstellung der kulturellen Bedeutung von Jeans. Gleich zu Beginn unterscheidet er zwischen materiellen und kulturellen – symbolisch gebundenen – Funktionen: «Die materielle(Funktion der Jeans besteht in der Erfüllung von Bedürfnissen wie Wärme, Schicklichkeit, Wohlbefinden und so weiter. Die kulturelle Funktion dagegen bezieht sich auf Bedeutungen und Werte: Alle Waren und Güter können durch die Konsumenten dazu benützt werden, um Bedeutungen des Selbst, sozialer Identität oder sozialer Beziehungen zu konstruieren» (Fiske, 1989, S. 11).

In diesem Sinne sind mit «Jeans» eine ganze Reihe von spezifischen Bedeutungen, Assoziationen und Gefühlen verbunden. In verschiedenen Lehrveranstaltungen, wo der Verfasser Studierende bat, kurz zu notieren, was «Jeans» für sie bedeuten, sind immer wieder folgende Aspekte genannt worden (wie sie übrigens auch ganz ähnlich von Fiske beschrieben werden):

- Natürlichkeit und Abenteuer, wie es das Leben im Wilden Westen prägte
- Das einfache, aber freie Leben der Cowboys – als Teil einer selbstbewussten, durch physische Arbeit bestimmten Klasse
- Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten
- Eine raue, informelle Kleidung, die gesellschaftlichen Distinktionen und Zwängen entgegengesetzt ist
- Eine Kleidung, die «unisex» ist und die körperlichen Formen betont – also ein Ausdruck der Befreiung aus den konventionellen Zwängen der Sexualität
- Rock and Roll der Fünfzigerjahre und damit ein Ausdruck der Rebellion der jüngeren Generation gegen die ältere (was sich in der Jeans und Parka tragenden Studentenbewegung der 68er-Jahre dann nochmals wiederholt)

Als Teil der populären Kultur haben Jeans indessen durchaus widersprüchliche Bedeutungen: Sie stehen für ein oppositionelles Verhalten von Jugendlichen, die damit gegen den Normalbürger protestieren, der in Anzug und Krawatte daherkommt. Gleichzeitig handelt es sich aber – vor allem, seit Jeans in allen Bevölkerungsschichten getragen werden – um eine billige und praktische Alltagskleidung, welche Freizeitwerte suggeriert. Wenn man unter diesen Umständen der Normalisierung noch eine aufmüpfige Haltung demonstrieren will, dann muss man schon zerrissene und ausgebleichte Hosen tragen. Nur hat auch dies wiederum dazu geführt, dass man in Designer-Läden genau solche Exemplare für teures Geld erstehen kann. Überhaupt: Distinktion findet sich auch bei Jeans-Trägern. So muss es die richtige Marke oder der passende Schnitt sein – je nachdem unterstreicht die Hose eine bestimmte soziale Identität der Träger/innen («Diesel», «Levis» oder «No Name»).

Genauso widersprüchlich wie das semantische Feld der Jeans, das hier skizziert wurde, ist die populäre Kultur generell in Gesellschaften, wo Macht den Achsen der Klassen, Geschlechter und Rassen sowie weiteren Kategorien entlang ungleich verteilt ist: «Populäre Kultur ist die Kultur der Unterdrückten und Machtlosen und trägt in sich die Zeichen von Machtverhältnissen, Spuren der Unterdrückung und Beherrschung, die zentral für unser soziales System und unsere sozialen Erfahrungen sind. Gleichzeitig aber zeigen sie Zeichen des Widerstandes und des Ausweichens gegenüber diesen Kräften. Kurz: Populäre Kultur widerspricht

sich selbst» (Fiske, 1989, S. 4 f.). Dies bedeutet – wiederum am Beispiel der Jeans:

Erstens ist der Widerspruch von Macht und Widerstand – je nach Integration in unterschiedliche semantische Felder – gleichzeitig gegeben: Verwaschene Jeans können sowohl die uramerikanischen Werte der Cowboys als auch den Widerstand gegen diese Werte bezeichnen. Die populäre Kultur ist gleichzeitig abhängige Massenkultur und eine Kultur, die oppositionelle Züge in sich tragen kann. Sie ist kommerziell und geht dennoch nicht in der Vereinnahmung durch den Kommerz auf, weil das kommerzielle Gut «Jeans» von den Trägerinnen und Trägern dazu benützt wird, ihre individuellen rebellischen Bedeutungen zu transportieren.

Zweitens enthält diese Widersprüchlichkeit einen semiotischen Reichtum, der für populäre Kulturen charakteristisch ist, nämlich die vielseitige Auslegbarkeit von semiotischen Zeichen. «Polysemie» erlaubt es den Lesern eines Textes oder von kulturellen Äusserungen, sich selbst einen individuellen Sinn zu konstruieren: «Dieser semiotische Reichtum der Jeans führt dazu, dass diese keine einzig festgelegte Bedeutung haben, sondern Quelle einer Vielzahl von Bedeutungen sind» (Fiske, 1989, S. 5).

Populäre Vergnügungen können nach Fiske (1989, S. 56) in zwei breite Felder eingeteilt werden:

- Erstens gehört dazu jene Haltung des Ausweichens bzw. der Flucht aus der sozialen Kontrolle, welche die Gesellschaft über soziale Disziplinierung auszuüben versucht. Die Freiräume, welche dabei aufgesucht werden, beziehen sich vornehmlich auf körperbetonte Vergnügungen. Dies kann Aktivitäten wie Sport oder Abenteuerreisen in ferne Länder betreffen, aber auch «karneval-eske» Aktivitätsformen, welche durch groteske Übertreibung und exzessive Haltung die Distanz von den öffentlichen Normen und Konventionen markieren und vom Durchschnittsbürger oft als skandalös wahrgenommen werden. Dazu gehören Sportarten wie Wrestling, die stilisierte Kleidung der Techno-Anhänger/innen für die Love-Parades, provokative Sprach- und Kleidermoden von Jugendlichen usw.
- Zweitens zählen jene populären Vergnügungen dazu, in denen Bedeutungen produziert werden, welche an soziale Identitäten und Beziehungen anknüpfen. Diese wirken dadurch, dass ein semiotischer Widerstand gegenüber hegemonalen Kräften produziert wird bzw. Räume mit eigenen sozialen Bedeutungen besetzt werden. Dazu gehören Fanggemeinschaften, die sich um eine

Musikgruppe oder eine Fernsehsendung bilden und dabei eigene kulturelle Gemeinschaften bilden. Beispiele dafür sind die Fans um Boygroups und «Star Trek», die Hip-Hopper und Snöber. «Besetzt» kann im Übrigen oft wörtlich verstanden werden, etwa wenn Inlineskater einen geeigneten öffentlichen Platz für ihre Leidenschaft besetzen und darüber in heftige Diskussionen mit Passanten kommen.

3.8 Umsetzungsmöglichkeiten des populärkulturellen Ansatzes

Wie können diese Überlegungen zum Begriff der populären Kultur für Konzepte der Soziokultur und der Animation fruchtbar gemacht werden? Insbesondere scheint es möglich, das Konzept soziokultureller Arbeit über den Begriff einer populären Kultur zu präzisieren, die sich nicht mehr so stark über traditionelle Kulturbereiche wie Literatur, Musik, Malerei definieren will. Denn dieser Bezugspunkt der traditionellen Kultur ist in der Konzeption der Soziokultur oft auch dann noch herauszuspüren, wenn man sich öffnen will. So heisst es in einem Bericht zur Förderung der Soziokultur in Nordrhein-Westfalen doppeldeutig: «Demgegenüber müssen Förderungsmodelle für die freie Kulturszene in starkem Masse das soziale Umfeld und den gesellschaftlichen Stellenwert berücksichtigen, auf die sich die jeweilige künstlerische und kulturelle Arbeit bezieht. Dies bedeutet nicht, die ästhetische Dimension zu negieren» (Eichler, Rinsche, 1992, S. 319).

Demgegenüber befreit sich die Populärkultur von dem Bezug auf gesellschaftlich definierte künstlerische und ästhetische Kriterien. Kultur soll vielmehr primär als Möglichkeit des Selbstaushdrucks und der Behauptung eigener Identität gesehen werden. Ist es doch oft die Crux eines erzieherischen Umgangs mit kulturellen Problematiken, dass dabei der eigene kulturelle Umgang von Schülerinnen und Schülern, Jugendlichen, diversen Zielgruppen usw. abgewertet wird. Henri Giroux und Roger Simon (1989, S. 224f.) betonen zum Beispiel mit Blick auf die Schule, dass dort das Populäre bei den Lehrern sehr oft als potenziell destruktiv für die gegebene Machtstruktur gesehen werde. Es erzeuge Angst und stelle ein profanes Bedürfnis dar, das die offiziellen Ziele der Schule unterminiere. Und man könnte hinzufügen: Ähnliches geschah auch dort, wo die trivialen Bedürfnisse von Jugendlichen durch die linken Sozialpädagoginnen und -pädagogen zugunsten von eigentlichen (höherwertigen) Bedürfnissen zurückgestellt wurden, die es erst zu entdecken galt. Demgegenüber betonen Giroux, Simon et al., dass pädagogische – und wir wollen hinzufügen: animatorische – Arbeit nie auf einem leeren Grund beginnt: «Ein guter Startpunkt könnte es sein, die populäre Kultur als jenes Terrain von Bildern, Wissensformen und affektivem Investment zu betrachten, welches den Grund darstellt, auf welchem jemandes Stimme in einer pädagogischen Begegnung hörbar wird» (Giroux, Simon et al., 1989, S. 226).

Denn es ist eine Grundüberzeugung der Cultural Studies, dass ein kulturelles Ereignis (ob Barbie, die Soap Opera «Gute Zeite Schlechte Zeiten», ein Kinofilm usw.) unterschiedliche Lesarten zulässt und nicht einfach von den Interessen der Anbieter her verstanden werden muss. So ist vielleicht die dominierende Lesart der Anbieter einer CD mit Rap-Musik, dass hier eine US-amerikanische Musikproduktion mit Chancen für die Charts vermarktet wird, während es Gruppen von Jugendlichen gibt, die auf den Text reagieren und in ihrer oppositionellen (vielleicht sogar gewalttätigen) Haltung bestärkt werden – währenddem andere nur die Musik cool finden und an den Texten überhaupt nicht interessiert sind.

Aus der Sichtweise der Cultural Studies könnte also ein Animationsprojekt erst einmal damit beginnen, die Lesarten von Kindern und Jugendlichen herauszufinden, die für diese wichtig sind. In dieser Art und Weise wurden zum Beispiel im internationalen Projekt «CHICAM» zusammen mit Jugendlichen Videos gedreht, welche Einblick in die eigenen kulturellen Lesarten von Jugendlichen und ihre Lebenswelten gaben. Wie es gelingen kann, gegenüber den «offiziellen» die eigenen Lesarten zu stützen, belegt folgender kleine Ausschnitt aus diesem Projekt: «Nach Beginn des Golfkriegs im März 2003 wurde im Club über das Thema gesprochen und die Kinder/Jugendlichen äusserten das Bedürfnis, in der Innenstadt Passanten zum Thema «Krieg» mit der Kamera zu befragen» (Niesyto & Hozwarth, 2004, S. 9). Auf diese Weise wurden den beteiligten Jugendlichen über die Befragung von Passanten auch die eigenen Lesarten zum Thema «Golfkrieg» stärker bewusst, und sie konnten sich besser damit auseinandersetzen.

Halten wir in diesem Zusammenhang nochmals fest, welches die entscheidenden Merkmale populärer Kultur sind:

1. Mit ihrer Hilfe werden Räume besetzt und angeeignet.
2. Sie versteht die Realität mit ihren eigenen Bedeutungen, wodurch diese «zweckentfremdet» wird.
3. Populäre Kultur ist oft körperbetont, manchmal sogar auf eine schrille Art und Weise (mit «karnevalesken» Aspekten).
4. Sie gibt den Betroffenen ihre eigene Identität.
5. Sie ist oppositionelle Kultur, aber oft nicht in einem politisch bewussten Sinn.

Wie animatorisch auf diesen Rahmen Bezug genommen werden kann, lässt sich am besten an konkreten Animationsprojekten verdeutlichen. Meines Erachtens gibt es viele Projekte, die in ihrer Arbeit auch ohne eine bewusste Bezugnahme auf das Konzept der «popular culture» Aspekte einer Auseinandersetzung mit der

Populärkultur einbezogen haben. Zur Konkretisierung soll deshalb zum Schluss auf einige Ausbildungsprojekte verwiesen werden, in welchen solche Aspekte eine Rolle spielten.

- Zwei Studierende erarbeiteten mit Obdachlosen eine Zeitung, in welcher diese über ihre Probleme berichten. Mit dem Mittel einer Zeitung erhielten Angehörige aus Randgruppen damit die Möglichkeit, sich jenseits aller Vorurteile mit ihren Wünschen und Hoffnungen einer grösseren Öffentlichkeit zu Gehör zu bringen. Das Produkt, in welchem sie ihre eigenen Lesarten einem breiteren Publikum bekannt machen konnten, gab ihnen damit so etwas wie Selbstbewusstsein zurück; sie beanspruchten Raum für sich und konnten wenigstens von den Leserinnen und Lesern nicht mehr einfach ignoriert werden.
- Im Rahmen eines Projektes in einem Behindertenheim fotografiert ein geistig behinderter junger Erwachsener die Umgebung seines Heims. Er gibt damit auf eindrückliche Weise Einblick in die Art und Weise, wie er seine Welt wahrnimmt und «liest»; und er war selbst stolz auf das Resultat seiner schöpferischen Produktion.
- Immer wieder organisieren Studierende Spielaktionen, welche Kinder auf einem Platz in einer Stadt oder in einer Vorortgemeinde einen Raum geben, auf dem sie ungestört vom Verkehr und den öffentlichen Einschränkungen der Erwachsenenwelt einen Nachmittag lang spielen können. Natürlich geht es hier nicht direkt um oppositionelle Aktionen, und es muss heute auch immer mehr geboten werden, wenn solche Spielaktionen den Vergleich mit dem kommerziellen Angebot im Shopping-Zentrum oder in den Medien aushalten wollen. Dennoch machen sie auf den urbanen Lebensraum der Kinder aufmerksam, der heute oft wenig kinderfreundlich ist. In diesem Zusammenhang machen solche Aktionen deutlich, dass Kinder für sich einen anerkannten Platz im Leben einer Gemeinde oder eines Stadtteils beanspruchen.

3.9 Paulo Freires Konzept der «Konszientisation»

Sucht man ein theoretisches Konzept, welches praktisch mit Elementen der populären Kultur arbeitete, so wäre zum Schluss an die Arbeiten des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire zu erinnern. Freire hat in den Sechzigerjahren in Brasilien das Modell einer Dritt-Welt-Pädagogik entwickelt, das unabhängig von den Arbeiten der British Cultural Studies und ihren Nachfolgern ebenfalls von einem Konzept der «popular culture» ausgeht. Bei ihm heisst dieses die «Kultur des Schweigens», der vor allem die unterdrückten Analphabeten der dritten Welt angehören. Sie sind Opfer einer kulturellen Invasion, die dazu führt, dass die unteren Schichten die negativen Kriterien und Bewertungen ihrer Unterdrücker selbst übernehmen: «Kulturelle Unterwerfung führt zur kulturellen Verfälschung

derer, die überfallen werden. Sie gehen nach und nach auf die Werte, Normen und Ziele der Eindringlinge ein. In ihrer Leidenschaft zu herrschen, andere nach ihrem Bild und Lebensstil zu formen, möchten die Eindringlinge wissen, wie die, die sie überfallen haben, die Wirklichkeit begreifen – denn nur so können sie sie wirkungsvoll beherrschen. Für die kulturelle Invasion ist es wesentlich, dass die Überfallenen ihre Wirklichkeit mit den Augen der Eindringlinge statt mit ihren eigenen sehen lernen. Je mehr sie die Eindringlinge nachahmen, umso stabiler wird deren Position» (Freire, 1971, S. 179f.).

Dagegen setzt Freire eine Pädagogik der Bewusstmachung und Konzientisation, die er auch als pädagogische Praxis der Freiheit bezeichnet. Die Unterdrückten sollen sich im Rahmen dialogischer Erziehung ihre Kultur bewusst aneignen und dabei erkennen, dass sie nicht einfach entfremdet, sondern als Schöpfer ihres eigenen Alltags reich sind. Im Dialog richten die an ihm Beteiligten ihre gemeinsame Aktion und Reflexion auf die Welt, um sie zu verwandeln und zu vermenschlichen: «Weil Dialog Begegnung zwischen Menschen ist, die die Welt benennen, darf er keine Situation bilden, in der einige Menschen auf Kosten anderer die Welt benennen. Vielmehr ist er ein Akt der Schöpfung. Er darf nicht als handliches Instrument der Beherrschung von Menschen durch andere dienen. Die Herrschaft, die der Dialog impliziert, ist die Beherrschung der Welt durch die im Dialog Befindlichen» (Freire, 1971, S. 95).

Hier kommen wir nun aber sofort wieder auf die Frage zurück, wie es denn möglich ist, von aussen Bewusstsein zu schaffen. Denn dies setzt ja voraus, dass die «Unterdrückten» fähig und bereit sind, in ihrer Kultur des Schweigens auf oppositionelle Lesarten zu hören und in den Dialog einzutreten. In seinen konkreten pädagogischen Überlegungen ist die Alphabetisierung der Schlüssel, mit dem dies gelingen soll: Denn die Wörter, welche im Dialog genannt werden, bezeichnen die Welt; sie sind damit ein Mittel, um sich mit dieser Welt auseinanderzusetzen. Indem man darauf hinhört, wie Menschen über ihre Welt sprechen, lernt man, in welcher Weise sie darüber denken und wie sie ihr begegnen – fatalistisch oder aktiv. Man lernt dadurch – um einen Ausdruck Freires zu benutzen – ihre «generativen Themen» kennen: Wer nach den generativen Themen sucht, fragt nach dem Denken der Menschen über die Wirklichkeit und nach seinem Handeln an der Wirklichkeit, worin seine Praxis beruht. In seinem Buch «Erziehung als Praxis der Freiheit» gibt Freire (1977) eine bis ins Einzelne ausgearbeitete Methode, die aber aus heutiger Sicht nicht nur mechanisch erscheint, sondern generell nochmals die Frage aufwirft, wie sinnvolle Interventionen gestaltet werden können bzw. ob Interventionen von Animatorinnen und Animatoren in fremden gesellschaftlichen Systemen überhaupt möglich sind.

3.10 Die Interventionskritik der neueren Systemtheorie

Skeptisch gegenüber Versuchen einer direkten Intervention sind vor allem Ansätze, die sich auf die Systemtheorie von Niklas Luhmann beziehen. Denn Systeme sind «operativ geschlossen», das heisst, sie beziehen sich nur auf sich selbst und lassen sich von aussen nicht beeinflussen. Hatte man früher die Umwelтанpassung und Umweltoffenheit als Grundlage für das Überleben eines Systems angesehen, so trat nun die Autonomie lebender Systeme als grundlegendes Überlebensprinzip in den Mittelpunkt. Systeme erschienen als weitgehend unabhängig von ihrer Umwelt; sie entwickeln sich in dieser Sichtweise autopoietisch und nach Massgabe eines Prinzips der Selbstorganisation. Nach Luhmann gewinnen Systeme ihre Identität dadurch, dass sie sich auf sich selbst beziehen; sie sind «selbstreferentiell». Damit gilt aber auch: «Selbstreferentielle Systeme sind auf der Ebene dieser selbstreferentiellen Organisation *geschlossene* Systeme, denn sie lassen in ihrer Selbstbestimmung keine anderen Formen des Prozessierens zu» (Luhmann, 1986, S. 60). Bestandsgefährdungen wirken sich danach gerade nicht in verstärkter Anpassung aus, sondern in der klaren Abgrenzung von der Umwelt im Sinne der selbstreferentiellen Geschlossenheit. Das bedeutet aber auch, dass Systeme aufgrund ihrer Eigendeterminiertheit von aussen sehr schlecht beeinflussbar sind, da sie immer nach ihrem eigenen Muster reagieren. Sie spielen gleichsam ihre eigene Melodie und können nur ihre eigene Musik hören. So betont Voisard (2005, S. 38) im Hinblick auf die Soziokulturelle Animation, dass Kausalzugriffe der Umwelt in ein System nicht möglich sind bzw. Informationen nicht von aussen in ein System getragen werden können. Wechselseitiges volles Verstehen sei ausgeschlossen. (vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 158)

Versuchen wir, dies auf ein Beispiel aus der Anfangsphase eines Animationsprojektes zu übertragen, das im Rahmen der Ausbildung mit Studierenden geplant wurde, aber nie richtig in Gang kam: Eine Gruppe von Studierenden wollte über eine längere Zeit Vorlesestunden für Bewohner und Bewohnerinnen eines Alters- und Pflegeheims organisieren. Gleichzeitig nahm die Initiativgruppe auch Kontakte zu Altersheimen auf und fand über persönliche Kontakte rasch eine Altersheimleiterin, die sich für das Projekt zuerst brennend interessierte. Alles schien bestens anzulaufen. Doch nachdem das konkrete Projekt ausgearbeitet war und schriftlich vorlag, machte die Altersheimleiterin einen überraschenden Rückzieher. Man glaube nicht, dass das Projekt in dieser neuen Form Anklang im Heim finde, weil ein ähnliches Vorleseangebot bereits existiere. Die Leiterin empfahl der Gruppe, doch besser eine neue Möglichkeit zu suchen. Was in der Zwischenzeit im Heim passiert war und warum nun plötzlich eine Rücknahme der Zusage erfolgte, erschien völlig unerklärlich. Offensichtlich war es von aussen nicht möglich gewesen, die «Eigendeterminiertheit» des Systems richtig einzu-

schätzen – umso mehr, als sich alle Kontakte mit dem Heim bis zu diesem Zeitpunkt telefonisch abgespielt hatten.

Die Systemautonomie ist aus der Sicht der Systemtheorie eine faktische Gegebenheit, mit welcher jeder rechnen muss, der in Systeme interveniert. Wie das Beispiel belegt, ist dies für die Intervenierenden nicht immer angenehm. Als Schlagworte sind «Autonomie» und «Mündigkeit» für pädagogisches und animatorisches Handeln zwar hohe Güter; doch damit werden für das Intervenieren auch Risiken angesprochen, die unkalkulierbar sind und sich auf die eigenen Intentionen negativ auswirken können. Wie Hafen zusammenfassend formuliert: «Es gibt keine direkt kausalen Interventionen in Funktionssysteme, sondern lediglich Interventionsversuche, die zu ganz bestimmten und oft nicht zu den erwarteten oder gar den erwünschten Anpassungsleistungen führen» (Hafen, 2007, S. 17).

Auf diesem Hintergrund wird von der neueren Systemtheorie ein Handlungskonzept formuliert, das in wesentlichen Zügen auch für die animatorische Praxis Gültigkeit hat – so etwa wenn Hollstein-Brinkmann in seiner Umsetzung systemtheoretischer Überlegungen für die Soziale Arbeit schreibt: «Die Betonung der Eigenverantwortung der Klienten für die Lösung ihrer Probleme ist zentral. Entscheidungen sollen möglichst nicht durch die professionellen Helfer getroffen werden. Dem stellvertretenden Handeln und der Überidentifikation wird dadurch vorgebeugt» (Hollstein-Brinkmann, 1993, S. 197). Für die professionell Helfenden ist es demgegenüber wichtig, dass sie die Systemgrenze akzeptieren und sich mehr als *Impulsgeber* wie als Macher verstehen. In dieser Weise versteht Voisard Animation aus systemtheoretischer Perspektive als «Versuch einer Irritation mit dem Ziel, anzuregen, zu ermutigen und zu befähigen. Diese Irritation kann sowohl über ein Arrangement als auch über Kommunikation erfolgen. Das adressierte System entscheidet selber über Annahme und Effekt dieser Irritation» (Voisard, 2005, S. 46).

In ähnlicher Weise unterscheiden Roswita Königswieser, Alexander Exner, Jürgen Pelikan diesen Begriff von Intervention von einer linearen Vorstellung von Eingreifen- und Verändern-Können: «Wir gehen davon aus, dass lebende Systeme nur in ihren tradierten, spezifischen Mustern reagieren können. Gleichzeitig meinen wir mit Willke (1992), dass jedes System «Druckpunkte und Stellen» hat, auf die es sensibel reagiert. Grundsätzlich sollen durch Interventionen Impulse für eine Weiterentwicklung des Klientensystems gegeben werden: Freiräume für Handlungsalternativen, Strategien und Entscheidungen sollen vergrößert und Energien deblockiert werden. Der Vorteil von Beratern liegt vor allem darin, mit anderen Vorstellungen die Wirklichkeitskonstruktionen und Selbstbeschrei-

bungen der Organisation und ihre Handlungen zu beobachten und daraus Interventionen abzuleiten. Aus der Differenz zwischen der eigenen und der fremden Sicht kann das System Informationen ableiten, die zu Entwicklungsimpulsen führen, die wieder schöpferisches Verhalten ermöglichen» (Königwieser et al., 1995, S. 53f.).

In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass mit der systemtheoretischen Perspektive und dem Prinzip der «Autopoiese» ein theoretischer Zugriff auf Prozesse selbstdeterminierten Handelns möglich ist, der diese differenzierter erklärt, als es auf dem Hintergrund interventionistisch formulierter Mündigkeitspostulate möglich war. Mündigkeit ist danach weder im Verfolgen «eigentlicher» Bedürfnisse noch aus der Utopie eines Modells gleichberechtigter Kommunikation zu entwickeln; vielmehr erscheint Autonomie hier als Modus von Systemen bereits vorgesehen, die weitgehend eigendeterminiert funktionieren.

Dabei sind für eine systemische Sicht von Animationsprozessen folgende Merkmale wichtig:

1. Animation will eigentlich etwas Unmögliches: von aussen ein System beeinflussen, etwas zu tun. Allerdings ist dieses Veränderungsinteresse weniger eng ausgeprägt als bei der Organisationsberatung, die oft einen klaren Auftrag hat bzw. von aussen konkrete Ziele im Auge hat, die ins System «eingeschleust» werden.
2. Animation muss akzeptieren, dass sie in fremde Systeme eingreift, deren innere Dynamik sie nicht ausser Kraft setzen kann.
3. Animation setzt von aussen keine konkreten Ziele, sondern geht davon aus, dass das intervenierte System diese selbst entwickelt und damit aus dem Impuls der Animierenden ein neues «Musikstück» entwickelt.
4. Animation baut auf das Aktivierungspotenzial der System-Angehörigen. Dies setzt voraus, dass Animatoren vertraut mit dem intervenierten System sind. Sie sollten:
 - a) Druck- und Ansatzpunkte erkennen, die das System veranlassen, aktiv zu werden,
 - b) durch Anregung und Ermutigung eigenes Handeln motivieren,
 - c) dort Unterstützung geben, wo die Ressourcen des Systems nicht ausreichen, um das Vorgenommene zu realisieren.

Nicht zuletzt bei der Konzeption von Projekten kann die systemtheoretische Perspektive nützlich sein, da sie ein Instrument an die Hand gibt, das zur Analyse von Handlungsprozessen dienen kann, die nicht das erreicht haben, was man anstrebte. Zudem können systemtheoretische Überlegungen es verhindern, dass unangemessene Zielsetzungen formuliert werden, die auf interventionistischen Überlegungen beruhen. Oder wie es Voisard ausdrückt: «Die Soziokulturelle Animation kann die bei einem Vernetzungsprojekt auftretenden Widersprüche und Interessengegensätze nicht lösen, aber sie kann über Irritation und Systembildung die Wahrscheinlichkeit einer Zusammenarbeit erhöhen» (Voisard, 2005, S. 69).

Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter* (1992). Soziokultur – ein unvollendetes Projekt. In Sievers, Norbert & Wagner, Bernd (Hrsg.), Bestandsaufnahme Soziokultur. Beiträge, Analysen, Konzepte. Stuttgart, S. 55ff.: Kohlhammer
- Beck, Ulrich* (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Beck, Ulrich* (1997). Kinder der Freiheit. Wider das Lamento über den Werteverfall. In Beck, Ulrich (Hrsg.), Kinder der Freiheit (S. 9ff.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bardmann, Thomas M.* (1994). Wenn aus Arbeit Abfall wird. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre* (1987). Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre* (1982). Ökonomisches Kapital – kulturelles Kapital – soziales Kapital. In ders. (Hrsg.), Die verborgenen Mechanismen der Macht (S. 49ff.). Hamburg: VSA
- Damm, Diethelm* (1975). Politische Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden Projekte. München: Kösel
- Eichler, Kurt & Rinsche, Burkhard* (1992). Soziokultur in Nordrhein-Westfalen. Freie Kulturarbeit im Land und der Stadt Dortmund. In Sievers, Norbert & Wagner, Bernd (Hrsg.), Bestandsaufnahme Soziokultur. Beiträge, Analysen, Konzepte (S. 315ff.). Stuttgart: Kohlhammer
- Elias, Norbert* (1979). Über den Prozess der Zivilisation (2 Bde.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Enquête-Kommission* (2007). Schlussbericht «Kultur in Deutschland». Berlin: Cunbriio
- Fiske, John* (1989). Understanding Popular Culture. Boston: Routledge
- Freire, Paulo* (1971). Pädagogik der Unterdrückten. Stuttgart: Kreuz-Verlag
- Freire, Paulo* (1977). Erziehung als Praxis der Freiheit. Reinbek: Rowohlt
- Giroux, Henri A. & Simon, Roger I.* (1989). Popular Culture as Pedagogy of Pleasure and Meaning. In Giroux, Henri A., Simon, Roger I. et al. (Hrsg.), Popular Culture Schooling & Everyday Life. New York: Bergin & Garvey (S. 1ff.).
- Giroux, Henri A. & Simon, Roger I.* (1989). Schooling, Popular Culture and a Pedagogy of Possibility. In Giroux, Henri A., Simon Roger I. et al. (Hrsg.), Popular Culture. Schooling & Everyday Life: Bergin & Garvey (S. 219ff.). New York.

- Giroux, Henri A.* (1993). *Living Dangerously. Multiculturalism and the Politics of Difference.* New York: Peter Lang
- Giroux, Henry A.* (1994). *Disturbing Pleasures. Learning Popular Culture.* New York/London.:Routledge
- Giroux, Henri A.* (1994). *Consuming Social Change: The United Colors of Benetton.* In Giroux, Henry A. (Hrsg.), *Disturbing Pleasures.Learning Popular Culture* New York: Routledge (S. 3ff.).
- Habermas, Jürgen* (1968). *Erkenntnis und Interesse.* In ders. (Hrsg.), *Technik und Wissenschaft als «Ideologie»* (S. 146ff.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen* (1971). *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Eine Auseinandersetzung mit Niklas Luhmann.* In Habermas, Jürgen & Luhmann, Niklas (Hrsg.), *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie* (S. 142ff.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hafen, Martin* (2007). *Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis.* Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- Häsing, Helga; Stubenrauch, Herbert; Ziehe, Thomas* (1979). *Narziss. Ein neuer Sozialisationstyp.* Bensheim: päd. extra Buchverlag
- Hochstrasser, Franz* (1995). *Konsumismus und soziale Arbeit.* Bern: Paul Haupt.
- Hollstein-Brinkmann, Heino* (1993). *Soziale Arbeit und Systemtheorien.* Freiburg: Lambertus
- Königswieser, Roswitha; Exner, Alexander & Pelikan, Jürgen* (1995). *Systemische Intervention in der Beratung.* In *Organisationsentwicklung* (2, 1995, S. 53/54).
- Lempert, Wolfgang* (1972). *Bildungsforschung und Emanzipation.* In Ulich, Dieter (Hrsg.), *Theorie und Methode in der Erziehungswissenschaft* Weinheim, Basel. Beltz (S. 479ff.).
- Luhmann, Niklas* (1986). *Ökologische Kommunikation.* Opladen: Westdeutscher Verlag
- Lull, James* (2000). *Media, Communication, Culture. A Global Approach* (2. Auflage). New York: Blackwell Publishers
- Lyotard, Jean François* (1986). *Das postmoderne Wissen.* Graz: Passagen
- Maslow, Abraham H.* (1973). *Psychologie des Seins. Ein Entwurf.* München: Kindler
- Moser, Heinz* (2006). *Einführung in die Medienpädagogik. Aufwachsen im Medienzeitalter* (4. Auflage). Wiesbaden: VSVerlag für Sozialwissenschaften
- Niesyto, Horst & Hozwarth, Peter* (2004). *Medienpädagogische Praxisforschung mit Kindern und Jugendlichen aus Migrationskontexten.* In *Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik*, 5, 2004, S. 1–19.
- Nowotny, Ronald* (1983). *Jugendarbeit als Aufgabe in der Gemeinde.* Zürich.
- Opaschowski, Horst W.* (1979). *Einführung in die freizeitkulturelle Breitenarbeit. Methoden und Modelle der Animation.* Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Postman, Neil* (1983). *Das Verschwinden der Kindheit.* Frankfurt a.M: Fischer
- Rolff, Hans-Günter & Zimmermann, Peter* (1997). *Kindheit im Wandel.* Weinheim/Basel: Beltz
- Schulze, Gerhard* (1992). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt a.M.: Campus
- Sievers, Norbert & Wagner, Bernd* (1992). *Einleitung: Soziokultur und Kulturpolitik.* In dies. (Hrsg.), *Bestandsaufnahme Soziokultur. Beiträge, Analysen, Konzepte* Stuttgart: Kohlhammer.(S. 11ff.).
- Voisard, Michel* (2005). *Soziokulturelle Animation beobachtet. Ein systemtheoretischer Bezug zur Freizeitpädagogik.* Heidelberg. Carl-Auer-Systeme





3 *Gregor Husi*

Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht



Die Welt ist weit und der Mensch ist ein Rätsel.

(Robert Walser)

Berufliche Identität und gesellschaftliche Aufgabe Soziokultureller Animation

Um sich im differenzierten Feld der Berufe behaupten und um in der beruflichen Praxis ihre Zuständigkeit darlegen und durchsetzen zu können, brauchen Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren eine berufliche Identität. Sie müssen ausweisen können, was ihre «Spezialität» ist. Berufliche Identität speist sich insbesondere aus vier Quellen: Erstens beziehen sich Berufsleute mit ihrer Praxis auf bestimmte «Weltausschnitte» und sehen von ganz vielen anderen Aspekten ab; zweitens handeln sie in Bezug auf einen Weltausschnitt auf eine bestimmte Art und Weise im Unterschied zu anderen möglichen Verhaltensweisen; drittens verfügen sie über spezifisches Wissen und viertens womöglich über besondere Haltungen, ein Berufsethos, das sie aus der Berufsethik als normativer Reflexionsdisziplin beziehen. Während sich Arbeitsweisen, Wissen und Werthaltungen mit anderen Berufsgruppen teilweise überlappen, scheint Soziokulturelle Animation exklusiv für einen bestimmten Aspekt menschlichen Zusammenlebens zuständig zu sein und mit Blick darauf ihre Methoden, Wissensbestände und ihren Wertehintergrund zu entwickeln. Entsprechend wird die Berufsrolle, das, was man üblicherweise von Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren erwartet und erwarten kann, entworfen.

Den Ausgangspunkt der nachfolgenden Überlegungen¹ bildet dazu folgende These: Soziokulturelle Animation interveniert, wo «Teile» der Gesellschaft an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten nicht (mehr) zusammenhalten, und präveniert, wo dies zu geschehen droht. Ein Miteinander der Menschen soll das Nebeneinander, Übereinander und Gegeneinander ersetzen oder zumindest ergänzen.

Die Aufgabe, die umfassendsten «Teile» der Gesellschaft, die Lebensbereiche, Klassen oder Milieus, untereinander zusammenzuhalten, würde die Soziokulturelle Animation allerdings überfordern. Mit dieser Aufgabe sind Politik und Recht betraut, indem sie weitreichende Rahmenbedingungen setzen und derart den Lauf der Dinge zu steuern versuchen. Die Soziokulturelle Animation kümmert sich denn «bescheidener» um «Sozialintegration» (im Unterschied zur «Systemintegration»), um *zwischenmenschlichen Zusammenhalt*, und das bedeutet: unter konkreten Menschen.

1 Für kritische Kommentare zu diesem Text danke ich ganz besonders Bruno Keller, Marcel Meier Kressig und Peter Streckenisen.

Was gesellschaftlicher Zusammenhalt ist, versteht sich nicht von selbst. Es zirkulieren viele sinnverwandte Begriffe, zum Beispiel Integration der Gesellschaft, Sozialkapital, soziale Kohäsion, sozialer Kitt, soziale Bande, Zivilgesellschaft, Bürgergesellschaft u.a.m. Dass sich allein Handlungen aneinanderreihen, kann nicht gemeint sein, es scheint noch irgendeine Qualität der Verknüpfung von Handlungen hinzukommen zu müssen. Ein erster Ausdruck von Zusammenhalt ist wohl, dass Menschen die Anzahl ihrer Konflikte minimieren und ihre Konflikte konstruktiv austragen – angesichts der weitgehenden Differenzierung moderner Gesellschaften kein leichtes Unterfangen.

Vielleicht erhält der Begriff des gesellschaftlichen Zusammenhalts mehr Kontur, wenn man betrachtet, was geschieht, wenn die Gesellschaft nicht mehr zusammenhält, sondern auseinanderfällt. Viele und ganz unterschiedliche Erscheinungen kommen einem in den Sinn, beispielsweise mutwillige Zerstörung und Verschmutzung, Strassenkrawalle, Kriminalität, Gewalt, Suizid, Anomie, Werteverfall, übertriebene Orientierung am Eigennutz (Egoismus), Abzockerei, Rücksichtslosigkeit, wenig Verständnis füreinander, Vorurteile, Feindbilder, Abwertung bestimmter Gruppierungen durch menschenfeindliche Einstellungen wie Rassismus, Sexismus usw., Diskriminierung, Entsolidarisierung, Randständigkeit, die Abkapselung von Eliten, allseitiges Misstrauen, verbreitete Angst voreinander, gegenseitiges Desinteresse, Politikverdrossenheit, Absentismus, Zeitnot, Teilnahmslosigkeit, Bedeutungsverlust gemeinsamer Rituale, zerfallende Institutionen, Schwächung familialer Lebensformen, Vereinzelung, abnehmende Hilfsbereitschaft, schwindender Gemeinsinn, Verantwortungslosigkeit, kein Zusammengehörigkeitsgefühl, schrumpfende Öffentlichkeit, Korruption, Vetternwirtschaft, fallende Zivilisationsschranken, Krieg – schliesslich ginge jeder Mensch seine eigenen Wege und wäre seinem Schicksal überlassen. Wären umgekehrt solche Erscheinungen nur in geringem Masse vorhanden, hielte eine Gesellschaft zusammen.

Nun aber die Integration der Gesellschaft bedenkenlos als Leitvorstellung im Kampf gegen alle Übel des Zusammenlebens vorzusehen, verkennt das sehr hässliche Gesicht, das der gesellschaftliche Zusammenhalt zuweilen zeigt, vor allem, wenn er staatlich verordnet wird und in einer totalitären Volksgemeinschaft mündet. Die diesbezüglichen historischen Erfahrungen sind bekannt.

Um welchen Zusammenhalt soll es denn angesichts all dessen gehen? Eingedenk der (berufs)ethisch begründeten Werte Sozialer Arbeit bringt Soziokulturelle Animation Menschen mit der Absicht zusammen, den sicheren freiheitlichen Zusammenhalt aller Menschen, die in Betracht kommen, zu fördern. Mit anderen Worten: Sie schafft Anwesenheit und orientiert sich dabei am «Geist des Demokratismus» (Husi & Meier Kressig, 1998), der Modernisierung primär als Verwirk-

lichung von Freiheit, Gleichheit (bzw. Gerechtigkeit) und Sicherheit umfasst, die durch einen toleranten, solidarischen, friedlichen Umgang der Menschen miteinander unterstützt wird.

Der demokratische Geist nährt sich von *kritischer Gesellschaftstheorie*; sie thematisiert insbesondere

- Differenzen zwischen Positionen von Menschen in der Gesellschaftsstruktur (strukturelle Positionierung und Differenzierung), und das heisst:
 - ob alle die gleichen Möglichkeiten haben, wertvolle Güter zu erwerben und Zwängen nicht ausgesetzt zu sein,
 - ob alle die gleichen Möglichkeiten haben, frei eigene Werthaltungen zu entwickeln,
 - ob alle die gleichen Möglichkeiten haben, Leistungs- und Empfangsrollen in den verschiedenen Lebensbereichen zu übernehmen und von ungerechten Mehrpflichten und Minderrechten frei zu bleiben,
- Differenzen in der Praxis, das heisst, ob alle die gleichen Möglichkeiten haben, so zu leben und gemäss dem Prinzip «Von allen für alle» in Handlungszusammenhänge einbezogen zu werden, wie sie es wünschen (Partizipation),
- den Zusammenhalt der Gesellschaft sowie die Durchlässigkeit der Systemgrenzen (Sozial- und Systemintegration),
- die Möglichkeit gesellschaftlicher Selbststeuerung und die ökologischen Grenzen, die menschlicher Freiheit gesetzt sind.

Soziokulturelle Animation braucht neben dieser Grundlage selber keine genaue Vorstellung des zwischenmenschlichen Zusammenhalts zu erarbeiten. Vielmehr knüpft sie daran an, wie die Adressatinnen und Adressaten selber «ihre Gesellschaft» zusammenhalten wollen, reflektiert dies jedoch vor ihrem normativen Hintergrund und interveniert bzw. präveniert gerade auch in Kenntnis all der Desintegrationskräfte, welche die Förderung gesellschaftlichen Zusammenhalts hintertreiben.

Soziokulturelle Animation fördert also nicht beliebige gesellschaftliche Integration, sondern einen Zusammenhalt der Gesellschaft zwischen konkreten Menschen («Sozialintegration») und im «Geiste des Demokratismus». *Die subsidiäre Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts im demokratischen, sozialintegrativen Sinne*, kurz: *des demokratischen zwischenmenschlichen Zusammenhalts*, sei also hier *als gesellschaftliche Aufgabe der Soziokulturellen Animation* bestimmt – als Aufgabe und nicht Funktion, da der Funktionsbegriff durch die gut begründete Kritik am sozialwissenschaftlichen Funktionalismus in Verruf geraten ist (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 206). Ihre Akteurinnen und Akteure sowie die verschie-

denen Anspruchsgruppen geben der Soziokulturellen Animation dies zu tun auf und erwarten entsprechendes professionelles Handeln. Manchmal wird dies auch als Stärkung der «Zivilgesellschaft» aufgefasst, und dies insbesondere dann, wenn hier gleichsam im Vorhof der Politik Impulse für und Appelle an die Behörden entstehen (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 271).

Mit der genannten Absicht bringt Soziokulturelle Animation Menschen zusammen (Animation), indem sie ihre Vorüberlegungen und Informationssuchen auf demokratischen zwischenmenschlichen Zusammenhalt fokussiert (Konzeption), zu dessen Förderung Infrastruktur, Begegnungsanlässe und Know-how zur Verfügung stellt (Organisation) und zwischenmenschliche Brücken baut (Vermittlung). Sie arbeitet in der Regel nicht mit einzelnen Menschen, da sie auf das Verhältnis zwischen Menschen abzielt. Und sie arbeitet (inter)aktionsorientiert, da sich zwischenmenschlicher Zusammenhalt in Interaktionen verwirklicht.

Was geschieht, wenn Soziokulturelle Animation Menschen zusammenbringt? Dieser Vorgang folgt etwa folgendem Entwicklungspfad: sich begegnen, miteinander ins Gespräch kommen, sich näher kennen lernen, eigene Interessen zum Ausdruck bringen, Vorurteile abbauen, Verständnis füreinander entfalten, entstehende Konflikte wirklich und konstruktiv austragen, gemeinsame Interessen entdecken, miteinander etwas unternehmen, einander anregen und unterstützen, gegenseitiges Vertrauen aufbauen und erhalten, Beziehungen pflegen, sich zugehörig fühlen, ein Wir-Gefühl aufrechterhalten, zusammenhalten. Man bemerkt die Mehrdeutigkeit des Wortes «zusammenhalten»: Es bringt zwischenmenschlichen Zusammenhalt zum Ausdruck, zugleich bedeutet es jedoch auch: zusammenhalten gegen andere – Ausschluss wohnt dem Einschluss inne. Wenn es Soziokultureller Animation ihrer Aufgabe gemäss gelingt, nachhaltige Beziehungen zwischen bestimmten Menschen zu stiften, so muss sie sich auch angesichts dieses Erfolgs stets bewusst sein, dass es ihr gleichzeitig immer auch misslingt, bestimmte Menschen einzubeziehen. In Anbetracht der mannigfaltigen Differenzierungen, die moderne Gesellschaften kennzeichnen, kann Soziokulturelle Animation keine widerspruchsfreie Praxis sein. Selbstverständlich ist in der beruflichen Wirklichkeit nicht «alles» möglich, doch bleibt dieses erforderliche Ausschlussbewusstsein ein Stachel im Fleisch reflektierter Soziokultureller Animatorinnen und Animatoren: Es mischt Gewohnheiten auf. Soziokulturelle Animation schafft nachhaltige Möglichkeiten, «wir» sagen zu können, sei dies in der offenen Jugendarbeit, Seniorenarbeit, Quartier- und Gemeindeentwicklung, Kulturarbeit, lokalen Ökonomie, Gestaltung des Wohnsiedlungslebens usw. An all diesen Orten fragt sich: «Wer rührt den Leim wieder an, mit dem die Gesellschaft zusammengehalten werden kann?» (Kessl & Otto, 2004, S. 7). Eine Möglichkeit liegt in der Soziokulturellen Animation. Soll ein Wir-Gefühl entstehen, hat sie immer zu klären, worauf sich das «Wir» bezieht.

Wie verhält sich die Vorstellung der Förderung demokratischen gesellschaftlichen Zusammenhalts zum Gedanken der *Prävention*? Zunächst weist gesellschaftlicher Zusammenhalt einen Wert an sich auf: Er realisiert sich in freiheitlichen, solidarischen, vertrauensvollen Beziehungen in vollendeter Form. Man kann nun auf der einen Seite dort prävenieren, wo der gesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet scheint, das heisst hinderliche Einflüsse auf ihn bekämpfen und förderliche Einflüsse unterstützen. Man kann auf der anderen Seite dem gesellschaftlichen Zusammenhalt selber eine präventive Wirkung zuschreiben, also einen unerwünschten Dingen des Lebens hinderlichen Einfluss.

Im Folgenden seien die bisherigen Gedanken mit drei Fragmenten aus dem Diskurs über Soziokulturelle Animation, Mediaktion, Gleichgewichtskunst und Kulturarbeit in Beziehung gesetzt.

Jean-Claude Gillet macht jedoch eine «Krise der sozialen Bindung» aus, die er mit zahlreichen Daten belegt (1998, S. 242ff.), und richtet seinen Blick darum auf Erscheinungen von Ausschluss, Integration und Insertion (Eingliederung) (1998, S. 254ff.). Er modelliert die Soziokulturelle Animation anhand der – historisch in der genannten Reihenfolge entstandenen – drei Pole Militanz, Fachlichkeit/Technik und Mediaktion (1998, S. 216). An diesem letzten Pol, der sich seit den 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts entwickelt hat, sind die Berufsleute der Soziokulturellen Animation «aufgefordert, als Agenten des Beziehungsaufbaus zwischen Akteuren, die sich nicht mehr begegnen, zu intervenieren» (1998, S. 326). Gillet verweist dabei allerdings relativierend auf Bourdieu, der dies sogar für eine «unlösbare Aufgabe» (1997, S. 217) hält und «die Antinomie zwischen der Logik der Sozialarbeit, die nicht ohne einen gewissen prophetischen Aktivismus oder eine inspirierte Freiwilligkeit funktioniert, und derjenigen der Bürokratie mit ihrer Zucht und ihrer Vorsicht» (1997, S. 219) herausstreicht. Gillet hält demgegenüber daran fest, dass es den «Agentinnen und Agenten des Beziehungsaufbaus» möglich sei, in «intermediären Räumen» Brücken zu bauen und das Gleichgewicht zu fördern: «Der Animator kann zwischen den Individuen, Gruppen oder Institutionen Prozesse der Konfliktlösung in Gang setzen und die Schaffung von intermediären Räumen bewirken, indem er die Beziehungen der betreffenden Individuen, Gruppen und Institutionen als Orte mediatisiert, wo das Aushandeln stattfindet und möglicherweise neues Wissen ein neues Gleichgewicht hervorbringt in und durch den Austausch und die Kommunikation zwischen den Parteien, die mindestens provisorisch Partner geworden sind. Dieses In-Gang-Setzen des Animators erlaubt es, ihn «Mediator» («médiateur») zu nennen.» Und er merkt dazu an: «Ich dachte früher daran, ihn als «Pontifex» (Brückenbauer) zu bezeichnen» (1998, S. 215, Anm. 21).

Auf der Suche nach dem gesellschaftlichen Standort der Soziokulturellen Animation wird Marcel Spierts (1998, S. 91) bei Habermas (1981a) fündig und platziert sie mittels dessen Theorie des kommunikativen Handelns zwischen System und Lebenswelt. Dabei greift er eine Metapher von Schuyt auf, nämlich das Bild des Gleichgewichtskünstlers. Aber warum braucht es Gleichgewichtskünstlerinnen und -künstler, was droht das Gleichgewicht zu verlieren und zwischen was genau soll Soziokulturelle Animation die Balance halten oder stiften? Spierts bezieht die «Kunst des Balancierens» vor allem darauf, wie Soziokulturelle Animation «mit gegensätzlichen Interessen und strukturellen Widersprüchen umzugehen hat» (1998, S. 92). Das Balancieren bedeutet darum «Knüpfen von Beziehungen», «Legen von Querverbindungen», «Feinabstimmung beim Übersetzen/Übertragen». Hanspeter Hongler lässt den Spiertsschen Gleichgewichtskünstler balancieren «zwischen Zumutung und Hilfestellung, zwischen oben und unten, zwischen drinnen und draussen, zwischen alltäglichen Sorgen und gesellschaftlichen Grundfragen» (2004, S. 52). Allerdings wendet er gegen Spierts' Standortbestimmung «zwischen System und Lebenswelt» zurecht ein, «dass die Ebenen und Widersprüche weit vielschichtiger sind. (...) Je nach konkreter Situation, Ausgangslage, Dynamik stellt sich die Vermittlungsaufgabe auf unterschiedliche Weise dar, wird der/die Soziokulturelle Animator/in Position beziehen, Interessen stärken, Mechanismen sichtbar machen, Verfahren klären (müssen)» (2004, S. 55). Laut Hongler soll er/sie darauf «achten, dass das Mass an Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander in einer möglichst produktiven Balance bleibt» (2004, S. 65). Die Bezüge, anhand deren die Fachliteratur die viel beschworene Balance zu identifizieren versucht, sind, wie deutlich wird, sehr vielfältig; verloren geht dabei ein wenig die – theoretische Balance. Fest steht jedenfalls: Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren bewegen sich in einem Feld zahlreicher und mannigfaltiger Differenzen, die es im Auge zu behalten gilt. Theorien und Methoden, auf die Soziokulturelle Animation zurückgreift, müssen daher einen sorgfältigen Umgang mit Differenzen ermöglichen, und ein solcher verunmöglicht eine naive, Differenzen ignorierende Ausrichtung an Kohäsion.

In der Berufsbezeichnung Soziokultureller Animatorinnen und Animatoren springt der Wortteil «Kultur» ins Auge. Was heisst Zusammenhalt nun zum Beispiel in Bezug auf «Kultur»? Es geht nicht (nur) um einen Zugang zu Lebensbereichen, zu bestimmten Lebensbereichen zumal – die soziologische Systemtheorie würde dies «Inklusion» nennen –, sodass man an Aktivitäten teilnehmen und somit an den jeweils auf dem Spiel stehenden Gütern teilhaben kann. Claudia Acklin beispielsweise erörtert das «Kulturelle» Soziokultureller Animation und glaubt die Vorstellung einer «Demokratisierung der Kultur» abgelöst durch die Orientierung am «demokratischen Zugang zu Wissen und Information innerhalb der «Media Culture»» (2004, S. 123). Im Zentrum soziokulturell-animatorischer Aufmerksam-

keit steht aber weder die blosse Chance persönlicher Bildung noch die individuelle Möglichkeit der Selbstdarstellung mit «soziokulturellen Ausdrucksformen». Vielmehr sollen sich Menschen «kulturell» artikulieren (können), um sich *sichtbar und begreifbar und erreichbar füreinander* zu machen. Notwendig sind dafür Öffentlichkeiten, so klein sie auch sein mögen. Genau in dem Sinne fördert die kulturorientierte, auf Bedeutungen ausgerichtete Arbeit Soziokultureller Animation gesellschaftlichen Zusammenhalt. (vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 230)

So viel zu drei wichtigen Fragmenten aus dem Diskurs über Soziokulturelle Animation. Welche Schlussfolgerungen sind daraus zu ziehen? «Man könnte (...) im Falle der Disziplin vom Gegenstandsbereich und im Falle der Profession vom Zuständigkeitsbereich sprechen» (Klüsche, 1999, S. 13). In anwendungsorientierter Wissenschaft führt theoretische Praxis zu praktischer Theorie. Eine Disziplin namens «Kohäsologie», wenn es sie gäbe, würde gesellschaftlichen Zusammenhalt, genauer noch: mikro-, meso- und makro-gesellschaftliche Integrations- und Desintegrationsprozesse beschreiben und erklären. Sie würde sich fragen, wie ein «Wir» entsteht. Geläufiger ist aber die Bezeichnung «Integrationstheorie». Und die Soziokulturelle Animation wäre für das derart Beschriebene und Erklärte, insbesondere die Sozialintegration, zuständig und würde es praktisch, das heisst interventiv und präventiv, bearbeiten. «Unter Kohäsion versteht man den Zusammenhalt eines Kollektivs. (...) Sie beruht auf den Beziehungen zwischen den Mitgliedern des Kollektivs, ist aber selbst kein Merkmal eines dieser Mitglieder» (Jansen, 2003, S. 37 Fn. 5). Berufsleute der Soziokulturellen Animation sind, wenn sie ihre Arbeit mit wissenschaftlichen Begründungen unterfüttern, anwendungsorientierte «Kohäsologinnen» und «Kohäsologen». Einen «kohäsologischen Sinn» haben im Übrigen auch Alltagsmenschen.

Soziale Arbeit leistet Positionierungs- und Vernetzungshilfe. Sie unterstützt Menschen subsidiär dabei, ihre hierarchischen, kulturellen und institutionellen Positionen (wieder) zu erlangen, wenn diese nicht (mehr) den gesellschaftlich vorherrschenden, verfassungsmässig verbrieften und berufsethisch mitbegründeten Werten und Normen entsprechen, und sich auf freiwilliger Grundlage mit anderen Menschen zusammenzutun, um gemeinsame Interessen zu entwickeln und zu verfolgen und so das Zusammenleben mitzugestalten. Die Arbeit ist unter den Teilberufen Sozialer Arbeit grundsätzlich so aufgeteilt, dass sich Sozialarbeit und Sozialpädagogik mehr der strukturellen Positionierung und des praktischen Einbezugs hilfsbedürftiger Individuen annehmen und damit der Voraussetzungen gesellschaftlicher Integration, während Soziokulturelle Animation für Vernetzungen und damit tatsächlichen Zusammenhalt sorgt. In der Berufspraxis sind allerdings weder die Berufsfelder eindeutig voneinander getrennt, noch werden die spezifischen Aufgaben nur von Professionellen mit entsprechender Grundausbildung erfüllt, und die Teilberufe sind ohnehin aufeinander angewiesen.

Die grösste «kohäsiologische» Aufklärung kann sich die Soziokulturelle Animation von der Soziologie versprechen. Im Folgenden werden deshalb zunächst die Grundlagen der sogenannten «Strukturierungstheorie» in drei Varianten erläutert, um vor diesem Hintergrund kurz auf Sozialkapitaltheorie und Integrations- theorie einzugehen.

Strukturierungstheoretische Grundlagen: Bourdieu und Giddens

Uwe Schimank bestimmt als «Gegenstand der Soziologie die *fortlaufende wechselseitige Konstitution von sozialem Handeln und sozialen Strukturen*» (2000, S. 9). Ganz ähnlich äussert sich Hans-Peter Müller: «Was heisst Handeln? Was meint Struktur? Wie sind Handeln und Struktur relationiert? So lauten die Grundfragen einer jeglichen Sozialtheorie» (2005, S. 21). Die plausibelsten Antworten auf diese Fragen geben allem Anschein nach Arbeiten, die unter dem Etikett «Strukturierungstheorie» zusammengefasst werden. Diese theoretische Sichtweise menschlichen Zusammenlebens wurde vor allem durch zwei Autoren entwickelt: Anthony Giddens (geb. 1938) nennt seinen Ansatz ausdrücklich «Theorie der Strukturierung», und Pierre Bourdieu (1930–2002) entwirft mit ähnlichen Absichten eine «Theorie der Praxis», eine «Praxeologie». Beide gelten in ihren Herkunftsländern, England bzw. Frankreich, bis anhin als die bedeutendsten zeitgenössischen Soziologen, und ihre zahlreichen Bücher werden weltweit übersetzt und rezipiert.

Wenn man überdies ähnlich wie Jürgen Habermas (1981) Sprachanalyse in gesellschaftstheoretischer Absicht betreibt, dabei jedoch einen anderen Weg einschlägt und die sprachwissenschaftliche Analyse von Modalverben nutzt, kann man der Strukturierungstheorie ein differenzierteres theoretisches Fundament verleihen. Auf diese Weise lässt sich eine Theorie entwickeln, die aufgrund der genannten Quellen – Strukturierungstheorie und Theorie der Modalverben – sinnvollerweise als «Modale Strukturierungstheorie» bezeichnet wird. Alle drei Autoren, Bourdieu, Giddens und Habermas, haben nach eigenem Bekunden Varianten kritischer Sozialwissenschaft entworfen. Die Modale Strukturierungstheorie verortet sich denn desgleichen in der Denktradition der kritischen Gesellschaftstheorie und fühlt sich dem Geist des Demokratismus verpflichtet. (Vgl. schon Husi & Meier Kressig, 2002, und Husi & Wandeler, 2006; eine Publikation zur systematischen Grundlegung der Modalen Strukturierungstheorie mit demselben Arbeitstitel ist beim Verfasser in Vorbereitung.)

Bourdieu und Giddens teilen die doppelte theoretische Front gegenüber dem, wie sie es nennen, Objektivismus und Subjektivismus in den Sozialwissenschaften. Weder sind Handlungen und Interaktionen durch gesellschaftliche Bedingungen völlig vorausbestimmt, noch entstehen sie rein zufällig und spontan. Vielmehr

gilt es zu verstehen, wie Gesellschaftsstruktur und Lebenspraxis einander strukturieren, sodass das gesellschaftliche Leben in erwartbaren Bahnen verläuft und sich gleichwohl immer auch verändert, ohne dass es zu eskalierenden Konflikten kommt. Das meiste von all dem, was sich im menschlichen Zusammenleben ereignet, wird bloss vorbewusst und gewohnheitsmässig erlebt und mitgestaltet – aber keineswegs beliebig, sondern strukturiert. Bourdieu platziert darum den «Habitus» und Giddens das «praktische Bewusstsein» an herausragender Stelle der Theorie. Bei genauerem Hinsehen finden sich aber auch Unterschiede zwischen den beiden Autoren, die sich an den grundlegenden Begrifflichkeiten und Theoremen ausmachen lassen.

Bourdieu (vgl. z.B. 1979, 1982, 1987 und einführend Bohn & Hahn, 2007) greift insgesamt die von Marx überlieferte Frage auf, wie Klassenzugehörigkeit, Klassenbewusstsein und Klassenpraxis zusammenhängen, vermag sie indes mit neuen theoretischen Mitteln anzugehen, die er für die Analyse zahlreicher Felder der Gesellschaft nutzt. Nach Bourdieu verwirklichen sich Lebenspraxen in Feldern mit eigenem Sinn, und zwar nach der illustrativ gemeinten Formel «(Habitus) (Kapital) + Feld = Praxis» (Bourdieu, 1982, S. 175). Genau dies sind denn auch die tragenden begrifflichen Pfeiler seiner Theoriekonstruktion, und mit ihnen nennt er zugleich die wichtigsten gesellschaftlichen Differenzierungsarten in einer Vollständigkeit, wie man sie in kaum einer anderen soziologischen Theorie überhaupt vorzufinden vermag. Zu diesen Basisbegriffen kommen aber noch etliche Konzepte hinzu, welche helfen die Analyse zu vertiefen.

Bourdieu definiert *Habitus* je nach Kontext manchmal auf unterschiedliche Weise. Die häufigste Definition lautet, es handle sich dabei um Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata, die sich zu einem System von Dispositionen zusammenfügen. Menschen verleiben sich vor allem während ihrer Primärsozialisation je nachdem, unter welchen Existenzbedingungen sie leben, mit ihrem Habitus gleichsam Gesellschaft ein. Der Habitus erzeugt Wahrnehmungen, Gedanken, Äusserungen, Handlungen und prägt die Praxis eines Menschen eher unbewusst, aber doch so, dass diese mit den eigenen Interessen tendenziell übereinstimmt. Einmal ausgebildet, verändert sich der Habitus kaum mehr, auch wenn sich die gesellschaftlichen Bedingungen wandeln, was ihn zuweilen als überholt und nicht mehr angepasst erscheinen lässt («Hysteresis-Effekt»). Der Habitus verleiht individuellem Handeln über alle Lebensbereiche hinweg, in denen ja ganz unterschiedliches Verhalten verlangt wird, die Einheitlichkeit eines Lebensstils. Die Habitus vermitteln zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und lebensbereichsspezifischen Praxen. Bourdieu bezeichnet die Gesamtheit der Habitus deshalb auch als «strukturierte Struktur» zum einen und «strukturierende

Struktur» zum anderen. Habitus zählen also zu Struktur. Mit dem Habitus sind innere Grenzen festgelegt. Er verkörpert «konditionierte und bedingte Freiheit» (Bourdieu, 1987, S. 103).

Den gesellschaftlichen Voraussetzungen für diese Habitus nähert sich Bourdieu mit dem *Kapital*-Begriff. Es gibt drei hauptsächliche Kapitalsorten: ökonomisches, kulturelles (in den drei Untersorten inkorporiertes, objektiviertes, institutionalisiertes) und soziales Kapital, mitunter erwähnt Bourdieu auch noch andere (z.B. physisches, politisches), unter denen dem symbolischen Kapital, das heisst Prestige, die höchste Bedeutung zukommt. In seinen empirischen Untersuchungen kulturellen Kapitals, und zwar vertikal nach der Kapitalmenge und horizontal nach der Kapitalzusammensetzung, die sich danach bemisst, ob der Kapitalbesitz hauptsächlich auf ökonomischem oder kulturellem Kapital beruht. Im derart konstruierten sozialen Raum lassen sich die drei Hauptklassen, deren zeitliche Entwicklung Bourdieu mitverfolgt, mittels der Kapitalmenge verorten: die herrschende Klasse, die Mittelklassen und die unteren Klassen. Sie sind durch den Kapitalschwerpunkt in sich noch differenziert nach «Klassenfraktionen» (z.B. Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum). Kapitalien sind untereinander wie Währungen konvertibel. Objektivistisch bliebe jedoch die Darstellung des sozialen Raums, wenn es Bourdieu bei der Beschreibung objektiver Klassenlagen bewenden liesse, ohne sie auf Handeln zu beziehen; er nennt solche – noch leblosen – Klassen denn treffend «Klassen auf dem Papier». Ihm geht es aber um «reale Klassen». Ähnlich unterscheidet er auch zwischen «objektiver Klasse» und «mobilisierter Klasse».

Bourdieu ist zeit seines Lebens gleichsam durch die *Felder* gewandert, um die Praxis und gesellschaftliche Dynamik in ihnen nachzuvollziehen. Felder, die Bourdieu im Frühwerk noch «Märkte» nennt, gehorchen jeweils einer eigenen Logik. Bourdieu stellt sie sich als Spiel-, Kräfte- und Kampffelder vor. Gemäss ihrem Habitus interessieren sich die Beteiligten für sie und investieren in ein Feld, leisten also einen bestimmten Einsatz im doppelten Sinne. Nicht immer sind dieselben Kapitalsorten in den verschiedenen Feldern bedeutsam. Die Spiele in ihnen werden nach je eigenen Regeln gespielt. Die am Spiel Beteiligten teilen den Glauben an dessen Wichtigkeit, die «illusio», die (vom lateinischen Wortursprung her) das Sich-ins-Spiel-Hineingeben ebenso bezeichnet wie die trotz aller Kontingenz des Spiels aufrechterhaltene Illusion von dessen unabweisbarer Bedeutsamkeit. Die Mitspielenden können sich, wie Bourdieu an die religionssoziologische Begrifflichkeit angelehnt formuliert, an der Doxa, der Orthodoxie oder der Häresie orientieren, das heisst an eingelebten, selbstverständlichen Sichtweisen, offiziellen Doktrinen oder ketzerischen Abweichungen. Alle Beteiligten sind den Gravitationskräften im Feld ausgesetzt und kämpfen um ihre Position darin. Bourdieu

erkennt eine «Komplizenschaft» von Habitus und Feld, da die Handelnden nur ihren Neigungen zu folgen brauchen, um zu tun, was das Feld von ihnen verlangt, weil sie eben aufgrund ihrer bisherigen Lebenserfahrungen zu bestimmtem Handeln prädisponiert sind. Je nach thematischem Kontext erläutert Bourdieu den Habitus auch als «Spielsinn», «praktischen Sinn» oder Geschmack.

Die *Praxis* ergibt sich aus dem Zusammenspiel von Kapital, Habitus und Feld. Für Bourdieu sind es Klassenpraxen, die er insbesondere als Lebensstile untersucht. Die je nach Klasse unterschiedlichen Lebensstile geben dem «symbolischen Raum» seine Gestalt, in dem jedem Lebensstil Wert im Verhältnis zu den anderen Stilen beigemessen wird. Genau hier sieht Bourdieu die Klassendynamik am Wirken. In der Praxis folgen Menschen «Strategien», aber eben nicht im herkömmlichen Sinne bewusster Kalküle, sondern ohne bewusste Anpassung angepasst.

Bourdieu sagt einmal in einem Vortrag: «Haben Sie die Absicht, eine politische Partei oder auch nur eine Assoziation (einen Verein oder Verband usw.) zu gründen, werden Sie grössere Chancen haben, Leute zusammenzubringen, die im selben Raumsektor (...) situiert sind, als wenn Sie Leute aus allen Ecken des Raums zusammenbringen wollten» (1992, S. 141). Positionen im sozialen Raum bestimmen also in hohem Masse voraus, welche Menschen Soziokulturelle Animation zusammenbringen kann. Eine weitere Äusserung Bourdieus untermalt dies: «Sozialer Raum: das meint, dass man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Missachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede. Aber (...) das schliesst den organisatorischen Zusammenschluss auf der Basis anderer Teilungsprinzipien – ethnischer, nationaler Natur usw. – nicht prinzipiell aus» (1985, S. 14). (vgl. Kap. 8, B. Emmenegger, S. 332 und Kap. 9, A. Willener, S. 350)

Giddens (vgl. 1984, 1988 und einfühend Reckwitz, 2007) entwickelt seine Argumente entschiedener als Bourdieu von einem hermeneutischen Ausgangspunkt aus: Sozialwissenschaftliche Auffassungen des Verhältnisses von Struktur und Handeln sind unzureichend, wenn sie nicht berücksichtigen, dass die von ihnen untersuchten Menschen ihrerseits ihr Zusammenleben auslegen. Die Logik dieser Interpretationsinterpretationen nennt Giddens «doppelte Hermeneutik». Dabei liegen Wissenschaft und Alltag gar nicht so weit auseinander, denn modernes Leben ist in weiten Teilen versozialwissenschaftlich. Giddens verwendet als zentrale Begriffe «Struktur», «Handeln», «Strukturierung» und «System», aber wie Bourdieu fügt er zahlreiche weitere hinzu. Er interessiert sich zur Hauptsache für die «Rekursivität», den Kreislauf des gesellschaftlichen Lebens, und prägt dafür den Ausdruck «Dualität von Struktur»: Dieser gewöhnungsbedürftige Ausdruck bedeutet, dass Struktur sowohl Medium wie auch Ergebnis der Praxis ist. Die ge-

sellschaftliche *Struktur* prägt die menschlichen Praktiken. Sie ist unterteilt in Regeln und Ressourcen, und von beiden gibt es wieder Untersorten. Strukturen schränken die Praxis nicht nur ein, wie ein weitverbreitetes Verständnis unterstellt, sondern ermöglichen sie auch. Dabei wirken neben erkannten auch viele unerkannte Handlungsbedingungen auf das Handeln. Umgekehrt bringen die Gesellschaftsmitglieder mit ihrem Handeln Strukturen überhaupt erst hervor, einschliesslich ganz vieler unbeabsichtigter Handlungsfolgen. Giddens' Pointe ist nun jedoch – und damit wird der «Dualismus» erst eigentlich zu einer «Dualität» –, dass Struktur Handeln gleichsam als Medium begleitet, dem Handeln also nicht rein äusserlich ist, sondern ihm innewohnt.

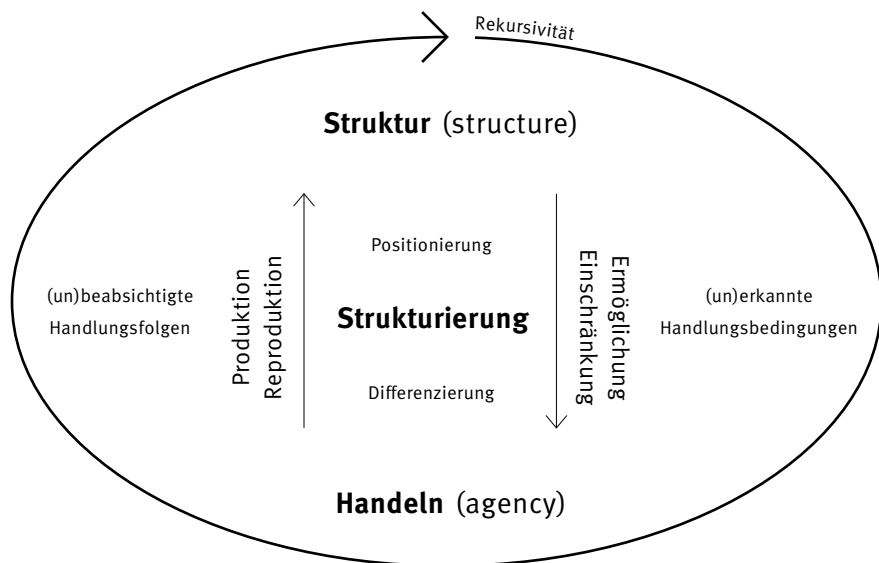
Handeln ist nach Giddens nicht zuvorderst als Abfolge klar abgegrenzter Handlungen zu begreifen, sondern als Fluss in der «durée» des Alltagslebens. Erst wenn sich das Bewusstsein durch irgendetwas veranlasst sieht, sich reflexiv dem Handeln zuzuwenden, werden im stetigen Dahinfließen der Praxis die Konturen einzelner Handlungen deutlich. Das «diskursive Bewusstsein» findet Worte, um Handlungen sprachlich darzulegen. Der weitaus häufigere Fall ist jedoch, dass Menschen im Modus «praktischen Bewusstseins» handeln. Sie bewältigen, was gerade ansteht, ohne sich ständig damit aufzuhalten, den tieferen Sinn von Situationen und ihres Handelns vor Augen zu führen. Menschen verfolgen das Geschehen um sie herum und in sich selber nur mit einer gewissen Aufmerksamkeit. Für Giddens bilden denn «Routinen» den grössten Teil menschlichen Tuns und Lassens, und desgleichen begreift er Interaktionen vor allem als routine-mässige Begegnungen. Sie versetzen Menschen in die Lage, ihre «Seinsgewissheit» zu bewahren, um die sie ständig in Sorge sind. Sein «Stratifikationsmodell der Handelnden» sieht im Übrigen auch unbewusste Motive vor. Struktur schlägt sich im Handeln nicht einfach ohne Weiteres nieder, denn es bedarf dafür der «Erinnerungsspuren». Giddens interpretiert Handlungssituationen zwar nicht nur im Hinblick auf Sinngebung und Sanktion infolge von Regeln und im Hinblick auf Macht infolge von Ressourcen, sondern er thematisiert auch Interessenkonflikte. Aber er zählt die den Interessen zugrunde liegende Motivation, im Unterschied zu Bourdieus Konzept des Habitus, nicht zur Struktur.

Ein *System* besteht, in dieser Hinsicht argumentiert Giddens für einmal ähnlich wie Luhmann, nicht aus «ganzen Menschen», sondern aus Aktivitäten, Praktiken, die eben strukturiert sind und ständig wiederholt werden. Eine Besonderheit innerhalb der Soziologie stellt Giddens' starkes Interesse an Raum und Zeit und somit an Geografie und Geschichtswissenschaft dar. Soziale Systeme, so sagt er, binden Raum und Zeit. Daran, wie sie dies tun, macht er den Unterschied der zwei Arten gesellschaftlicher Integration fest, zwischen denen die Soziologie üblicherweise – mit allerdings sehr heterogenen Begriffsverständnissen – differenziert: *Sozialintegration* bezieht sich auf die «Systemhaftigkeit» der Interaktionen

Anwesender, *Systemintegration* auf die «Systemhaftigkeit» der Beziehungen Abwesender. In Begegnungen bringen Beteiligte insbesondere Takt und Vertrauen ein. Kaum eine systematische Vorstellung entwickelt Giddens jedoch von den Lebensbereichen, die Bourdieu «Felder» und Luhmann (z.B. 1997) «Funktionssysteme» nennt.

Menschen und ihr Handeln fasst Giddens als situiert und positioniert auf. Zum einen wird hier wieder sein Interesse deutlich, denn Menschen sind in Raum und Zeit situiert, sie sind und handeln zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten. Durch ihre Identitäten, die sich aus ihrem Platz in der Struktur ergeben, sind sie indes auch positioniert. Giddens nimmt dabei besonders die Rechte und Pflichten der Individuen in den Blick, aber natürlich sind, in einer Giddensschen Perspektive zumal, zumindest auch Machtpositionen wichtig.

Abb. 1: Struktur und Handeln nach Anthony Giddens



Jenes Theorieelement, das erst recht nahelegt, Giddens' Theorie der Strukturierung zu einer Modalen Strukturierungstheorie weiterzuentwickeln, nennt er «Strukturierungsmodalitäten». Es vermittelt Struktur und Handeln. Giddens begreift sie in einer für ihn typischen, sprachlich eher komplizierten Wendung als «die grundlegenden Dimensionen der Dualität von Struktur, wie sie in Interaktionen zur Geltung kommen» (1988, S. 81).

Eine Weiterentwicklung: Modale Strukturierungstheorie

Die Modale Strukturierungstheorie will, wie manch andere Theorie,

- theoretisch anschlussfähig,
- empirisch überprüft,
- normativ gehaltvoll,
- praktisch nützlich

sein. Natürlich bildet, da sie das theoretische Potenzial der Modalverben nutzt, eine ihrer Hauptquellen die Sprachwissenschaft, in sozialwissenschaftlicher Hinsicht schliesst sie indessen vor allem, aber nicht nur an die Gesellschaftstheorien Bourdieus und Giddens' an. Empirisch zu überprüfen ist sie aufgrund ihrer Anlage mit einem quantitative und qualitative Methoden empirischer Sozialforschung integrierenden Ansatz. Ihr normativer Gehalt erweist sich darin, dass ihre Grundbegriffe sich auf gesellschaftliche Erscheinungen beziehen, für die sich moderne Gesellschaften aufgrund ihrer Grundwerte interessieren. Schon dies macht sie auch für Soziale Arbeit bedeutsam, deren Praxis auf denselben Werten beruht. Der praktische Nutzen wird darüber hinaus konkret sichtbar, wenn gezeigt wird, wie eine solche Theorie im Rahmen des Theorie-Praxis-Transfers ihre Wirkung entfalten kann (s. unten). Eine der Alltagssprache recht nahe Fachbegrifflichkeit erleichtert diese Übersetzung selbstverständlich.

Die Modale Strukturierungstheorie nutzt also die grundlegenden Einsichten der Strukturierungstheorien Giddens' und Bourdieus, teilt deren Theoreme in vielen hauptsächlichen Hinsichten, interpretiert jedoch die Schnittstelle von Struktur und Handeln neu und stellt auf eine gleichsam «lebenssoziologische» Begrifflichkeit um. Sie basiert auf folgenden Grundgedanken, welche die überlieferte Strukturierungstheorie erweitern sollen:

- Das Verhältnis von Struktur und Handeln, die Dualität von Struktur kann am besten verstanden werden, wenn man die vermittelnden Strukturierungsmodalitäten mit Hilfe der Modalverben interpretiert.
- Modalverben bilden die ermöglichenden und einschränkenden Seiten von Struktur ab. Sie lassen sich aufgrund sprachwissenschaftlicher Überlegungen paarweise anordnen. Demnach gibt es genau drei grundlegende (Strukturierungs-)Modalitäten: die instrumentale, die regulative und die motivationale.
- Der sprachanalytische Zugang über die Modalverben lässt eine nicht-beliebige theoretische Grundlage für den Strukturbegriff und die Beschreibung von Positionen und Identitäten sowie für Strukturierungs- bzw. Differenzierungsarten gewinnen.
- Das mit Modalverben Erfasste scheint im praktischen wie diskursiven Bewusstsein auf. Der unaufhörliche Strom des Handelns (und Erlebens) wird gleichsam umspült von einem Fluss des Könnens und Müssens, Mögens

und Wollens, Dürfens und Sollens.

- Modalverben zählen zu den am häufigsten gebrauchten Wortarten. Knüpfen Handlungs- und Gesellschaftstheorie an deren Analyse an, verringert dies Übersetzungsschwierigkeiten und erleichtert so doppelte Hermeneutik.

Die Modale Strukturierungstheorie folgt Giddens' Darstellung des Verhältnisses von Struktur und Handeln und der Systembildung wie oben beschrieben, einer Sichtweise, die auch Bourdieu in vielen Aspekten, wenn auch mit anderen Begriffen, teilt. Bourdieus Habitusbegriff erweitert überdies die Auffassung von Struktur, und seine Konzeption von Feldern gibt Lebensbereichen schärfere Konturen als jene Giddens'. Und mehr noch als Giddens nimmt Bourdieu Wirkungen von Strukturen aufeinander in den Blick, die es allerdings immer empirisch zu belegen gilt, und betont die vom Strukturalismus geerbte Vorstellung, ein Strukturelement erhalte seine Bedeutung erst wirklich aus dem gesamten Gefüge. Dies fundiert die Rede von *Lebensverhältnissen* erst richtig und macht deutlich, dass das, was Menschen zu tun unterlassen und worauf sie schon gar nicht kommen, von genauso hohem theoretischem Interesse ist wie das, was sie tun.

Menschen handeln weder rein strukturdeterminiert noch aus situationsbedingten, völlig spontanen Impulsen heraus. Da sie, konkret situiert in Raum und Zeit, *bestimmte Dinge tun (und unterlassen) können und müssen (d.h. nicht anders können), mögen und wollen, dürfen und sollen*, entsteht ein überall und immer begrenzter *Handlungsspielraum*. Mittel, Wünsche und Rechte öffnen diesen Spielraum (Ermöglichung), Zwänge, Ziele und Pflichten schliessen ihn (Einschränkung). Es handelt sich dabei ebenso um Voraussetzungen wie Begleitumstände, das heisst Medien des Handelns – und desgleichen um seine Folgen. Leben wird so betrachtet zur Konjugation der Modalverben.

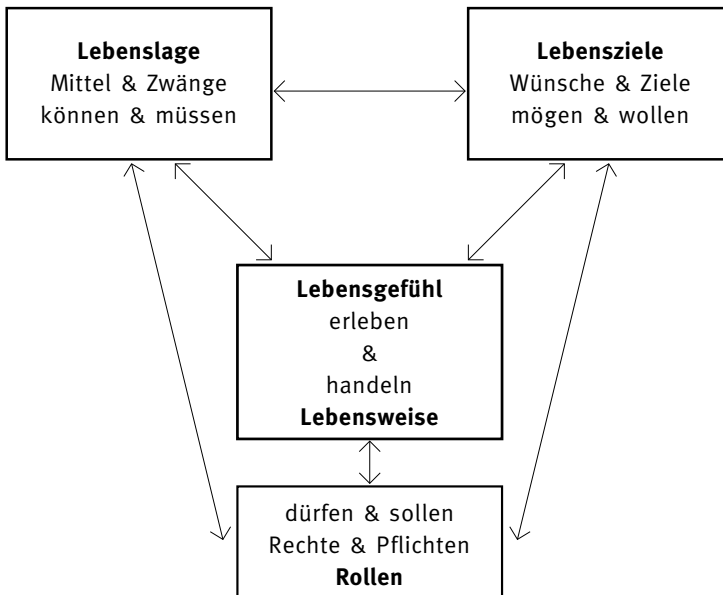
Im alltäglichen Leben eines Menschen bilden sich Verstetigungen, die ein Trägheitsmoment in sein Leben bringen: Seine Handlungsroutinen führen zu einer bestimmten *Lebensweise*. Sie ist im Wesentlichen durch die Aufteilung von Arbeit und Freizeit geprägt. Durch sie reproduziert er seine *Lebenslage* als die Gesamtheit seiner Mittel und Zwänge, seine *Lebensziele* als die Gesamtheit seiner Wünsche und Ziele sowie seine *Rollen* als die Gesamtheit seiner Rechte und Pflichten. Lebenslage, Lebensziele und Rollen können sich aber immer auch verändern und bilden dann eine neue Grundlage für weiteres Handeln. Sie neigen oft dazu, sich aufeinander abzustimmen. Was ein Mensch in einer bestimmten Situation konkret (nicht) kann und muss, möchte und will, darf und soll, bildet eine ausschnittshafte Vergegenwärtigung seiner Lebenslage, Lebensziele und Rollen, und diese wiederum erhalten ihre Bedeutung erst im Kontext der Gesellschaftsstruktur. Genau dies bezeichnet konkret den Punkt, an dem sich die theoretische Rede von Strukturierungsmodalitäten festmacht: Instrumentale,

regulative und motivationale Modalität stehen dafür, wie die in die Struktur eingelagerten Lebenslagen, Lebensziele und Rollen durch situatives Können und Müssen, Dürfen und Sollen, Mögen und Wollen praxiswirksam werden.

Aus der Art und Weise, wie Lebenslage, Lebensziele und Rollen in der eigenen Lebenspraxis zusammenspielen und wie dies erlebt wird, entwickelt sich ein *Lebensgefühl* als eine relativ dauerhafte Einschätzung des eigenen Lebens. Ein gutes Lebensgefühl gründet auf einer gelingenden Balance zwischen Lebenslage, Lebenszielen, Rollen und der Lebensweise. Im besten Fall bedeutet es Glück. Aufgrund dessen zentraler Bedeutung für menschliches Leben platziert das Gesellschaftsbild der Modalen Strukturierungstheorie das Lebensgefühl visuell im Zentrum.

Zoomt man gleichsam näher an diese Lebenselemente heran, dann kommen deren einzelne Bestandteile zum Vorschein, also verschiedene Arten von Mitteln, Zwängen, Rechten, Pflichten, Wünschen und Zielen.

Abb. 2: Die handlungstheoretische Grundlage der Modalen Strukturierungstheorie



Raum und Zeit widerspiegeln sich im individuellen Leben als *Lebensraum* und *Lebensverlauf*. Ein Mensch bewegt sich in seinem Alltag durch Räume, die er mitkonstituiert, und hält sich an Orten unterschiedlicher Eigenart auf. Besonders

wichtig sind dabei Gebäude, denn sie bedeuten ihm meist eindeutig, in welchem Lebensbereich er sich gerade befindet. Und an einem Lebensverlauf lässt sich beobachten, in welche Lebensbereiche in unterschiedlichen Lebensaltern ein Mensch einbezogen bzw. von welchen er ausgegrenzt wird und welche Leistungs- und Empfangsrollen er dabei übernimmt, wie sich seine Lebenslage («soziale Mobilität») und seine Lebensziele («kulturelle Konversion») entwickeln und wie sich dabei seine Lebensweise und sein Lebensgefühl ändern.

Die *Identität* eines Menschen setzt sich aus Merkmalen zusammen, die ihm eine gewisse Selbigkeit im Zeitverlauf verleihen. Die bisher genannten Merkmale machen schon einen grossen Teil dieser Identität aus. Wichtige Identitätsmerkmale sind zudem *Geschlecht, Alter und Ethnie* (im nicht-essenzialistischen Sinne verstanden, das heisst nicht als unverrückbar natürlich gegeben, sondern als gesellschaftlich hervorgebracht), die vor allem darüber mitentscheiden, welche Lebenslage, Lebensziele, Rollen, Lebensweise und welches Lebensgefühl ein Mensch entwickelt, ferner weitere Körpermerkmale wie *Grösse, Gewicht, Aussehen*. Hinzu kommen schliesslich Merkmale, nach denen die verschiedenen Lebensbereiche Menschen kategorisieren, also *Lebensbereichskategorien*, zum Beispiel Wohnform, Religionszugehörigkeit, Nationalität, Beruf, sexuelle Orientierung usw. Derart besitzen Menschen *multiple Identitäten*, aber in einer differenzierten Gesellschaft ist aktuell nie der «ganze Mensch» bedeutsam, sondern stets nur ein bestimmter Teil seiner Eigenschaften, abhängig vom jeweiligen Kontext.

Menschen gelangen zu ihren individuellen Lebenslagen, Lebenszielen und Rollen in ihrem aufeinander bezogenen Handeln: gemeinsame, überaus komplexe *Distributions-, Sozialisations- und Regulationsprozesse*, an denen sie aktiv und passiv beteiligt sind und die sich als *Verteilungs-, Anerkennungs- und Regelungskämpfe* auffassen lassen, ergeben ihre jeweiligen *Positionen* – Positionen in der Struktur der Gesellschaft, die sich eben nach der Lebenslage, den Lebenszielen und Rollen bestimmen. Die Gesellschaftsstruktur als das umfassende Gefüge der aufeinander verweisenden Positionen wird durch menschliche Handlungen hervorgebracht, bewahrt und verändert und wirkt ihrerseits in menschlichen Handlungen. Die *Strukturierung* verläuft dabei in beiden Richtungen.

Menschen in ähnlichen Lebenslagen lassen sich zu (*sozialen*) *Klassen* zusammenziehen, und Menschen mit ähnlichen Lebenszielen zu (*kulturellen*) *Milieus*. Leiten sich, wie Bourdieu dies vorsieht, die Lebensziele von Lebenslagen ab, bestehen *Klassenmilieus*. Ob sich grössere gesellschaftliche Gruppierungen wie Klassen und Milieus tatsächlich ausbilden, ist eine empirische, also nicht einfach theoretisch entscheidbare Frage, eine umstrittene zumal. Zunehmende *Statusinkonsistenzen* und *Einstellungsdissonanzen* unterlaufen die Bildung von Klassen und Milieus im strukturellen Sinne; es macht den Anschein, dass sich die einzelnen Mittel und Zwänge als Grundlagen von Klassen immer weniger entsprechen,

und desgleichen die einzelnen Wünsche und Ziele als Grundlagen von Milieus. Ebenso umstritten ist, welche Lebensbereiche mit *eigen-sinnigen Leistungs- und Empfangsrollen* (z.B. Produktion vs. Konsum in der Wirtschaft) sich im Laufe der Moderne ausdifferenziert haben. Das soziologische Theorieangebot reicht von ganz wenigen bis zu über einem Dutzend Lebensbereichen. Klassen und Milieus einerseits und Lebensbereiche andererseits folgen einer anderen Logik, da ein Mensch zwar nur einer Klasse und einem Milieu, jedoch mehreren Lebensbereichen angehören kann. Eine weitere wichtige empirische Frage ist, inwiefern Geschlecht, Alter und Ethnie die Zusammensetzung von Klassen, Milieus und Lebensbereichen in struktureller Hinsicht mitbestimmen und ob diesbezüglich Über- bzw. Unterrepräsentationen bestehen.

Die Verhältnisse der Lebenslagen ergeben insgesamt eine *Klassenstruktur* (hierarchische Struktur), die Verhältnisse der Lebensziele eine *Milieustruktur* (kulturelle Struktur) und die Verhältnisse der Rollen eine *Lebensbereichestruktur* (institutionelle Struktur). Diese Struktur besteht allerdings zunächst bloss «auf dem Papier» (Bourdieu); Giddens spricht von einer «virtuellen Ordnung». Gleichsam zum Leben erweckt, «real» wird sie, indem sie in Handeln einfließt und da ihre mediale Qualität entfaltet. Dieses «Mediale» kann man nicht besser veranschaulichen und ausdrücken als durch Modalverben: Menschen hören nicht auf, Bestimmtes zu können und zu müssen, zu mögen und zu wollen, zu dürfen und zu sollen, wenn sie handeln. Es kommt nicht, absolut getrennt voneinander, zuerst das eine: Struktur, und dann das andere: Praxis, sondern das eine ist auch Medium des anderen. So wird Struktur in Praxis buchstäblich lebendig.

Die Analyse von Gesellschaft erschöpft sich natürlich nicht darin, dass man das betrachtet, was Handlungsspielräume formt. So zeigt sich Gesellschaft eben nicht nur als Struktur, sondern auch in Form von Systemen. Systeme sind, wo sich Handlungen aneinanderreihen. Handlungen verbinden sich indessen nicht völlig beliebig (kontingent) zu Handlungszusammenhängen, sondern strukturiert. Die *Subsysteme der Gesellschaft* bilden sich, indem die Handlungen von Menschen in ähnlichen Lebenslagen oder mit ähnlichen Lebenszielen oder in wechselseitig sich ergänzenden Rollen aneinander anschließen. So entstehen die Systeme «realer» Klassen, Milieus und Lebensbereiche. Anders gesagt, beruhen sie auf Zusammenhängen von Handlungen unter Gleichgestellten, Gleichgesinnten oder Gleichgeregelten. In gesellschaftlichen Systemen handelt man «unter seinesgleichen». Prozesse der Inklusion und Exklusion verändern das «Personal» der Systeme und Subsysteme stetig. Systeme bedeuten Sozial- oder Systemintegration im Verständnis Giddens' je nachdem, wie sie Raum und Zeit «binden», das heißt, ob sich das Handeln Anwesender oder Abwesender verknüpft. Da es mehrere

Arten der Systembildung gibt, beziehen sich auch Menschen mit unähnlichen Lebenslagen, Lebenszielen und Rollen, anders formuliert: aus unterschiedlichen Klassen, Milieus oder Lebensbereichen, in ihrem Handeln aufeinander.

Entsprechend kann man Interaktionen und Beziehungen anhand der drei Koordinaten verorten, ob sie zwischen

- Gleichgestellten oder Über- bzw. Untergeordneten (hierarchische Differenz),
- Gleichgesinnten (Vertrauten) oder Fremden (kulturelle Differenz),
- Gleichgeregelten oder Ungleichgeregelten (regulative Differenz)

stattfinden bzw. bestehen.

Die Strukturierungstheorie ist angesichts solcher Differenzen auch eine Differenzierungstheorie, denn beide, Struktur und Praxis, sind differenziert, werden differenziert. Den mit der paarweisen Anordnung der Modalverben beschreibbaren Prozessen entsprechen hierarchische, kulturelle und institutionelle Differenzierung.

Verbringen Menschen ihr Leben «in Gesellschaft», so nicht nur «in Gesamtgesellschaft»: Das Zusammenleben lässt sich nicht nur makrogesellschaftlich, sondern auch meso- und mikrogesellschaftlich betrachten. Damit gelangen Organisationen und Gruppen in den Blick. Dieselben bisher erläuterten Ordnungsprinzipien der Gesellschaft generell finden sich auch hier, und über diese ziehen Organisationen und Gruppen ihre Grenzen. Wie Gesellschaft lässt sich auch eine Organisation oder Gruppe als Struktur und System betrachten: Organisationen und Gruppen sind und werden hierarchisch, kulturell und institutionell strukturiert und differenziert. Und Organisations subsysteme (und allfällige Gruppensubsysteme) sind mesogesellschaftliche (bzw. mikrogesellschaftliche) Handlungszusammenhänge Gleichgestellter, Gleichgesinnter oder Gleichgeregelter. Organisationen erledigen ein «Kerngeschäft», dessen Abwicklung über Leistungs- und Empfangsrollen definiert wird. Das verankert sie in einem bestimmten Lebensbereich. Zugleich haben viele Organisationen Teile, die ihnen als Brücken zu anderen Lebensbereichen dienen. Organisationen und Gruppen weisen als sogenannte «kollektive Akteure» insgesamt gewisse Macht, Interessen und Regeln auf, die das Organisations- und Gruppenverhalten im Kontext anderer Organisationen und Gruppen prägen. Organisationen geben sich meist baulichen Ausdruck. So lassen sich denn Lebensbereiche, Organisationen, Gebäude und Rollen tabellarisch darstellen (ähnlich für zwölf «Teilsysteme» Burzan et al., 2008, S. 21f. und 32f.).

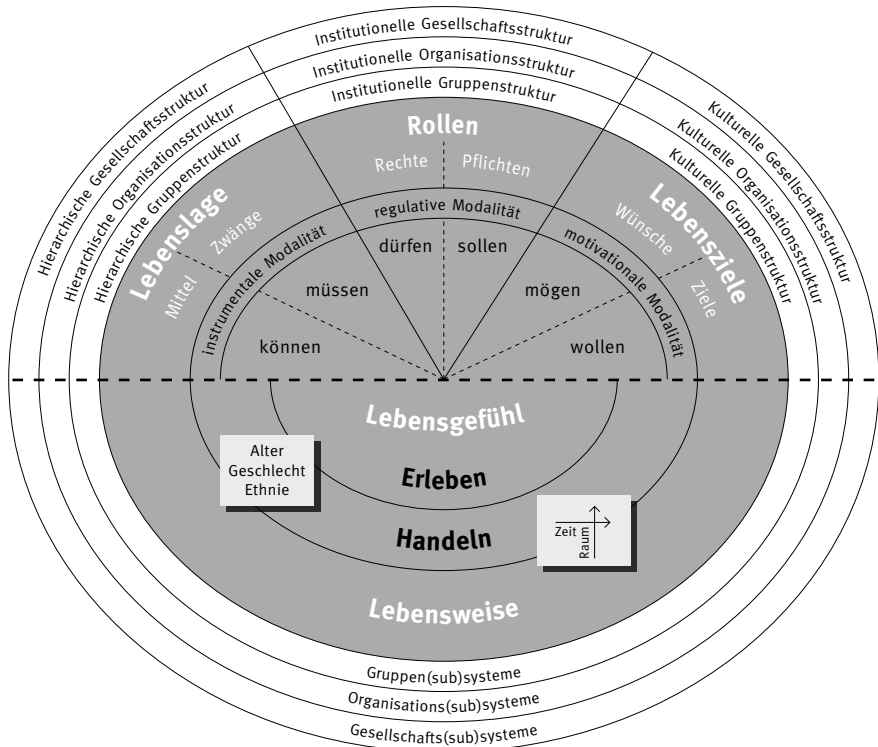
Abb. 3: Kennzeichnende Organisationen und Rollen in den sechzehn Lebensbereichen der Gesellschaft

Lebensbereiche	Typische Organisationen	Typische Gebäude	Leistungsrollen	Empfangsrollen
Wirtschaft	Unternehmen, Landwirtschaftsbetrieb, Gewerkschaft, Berufsverband	Fabrik, Bank, Bürogebäude, Kaufhaus, Lagerhaus, Bauernhof, Kraftwerk	Hersteller von Gütern, Anbieter von Dienstleistungen, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Gläubiger	Kunde Schuldner
Politik	Parlament, Partei, Nichtregierungsorganisation	Parlamentsgebäude, Parteizentrale	Politiker, Interessenvertreter, Demonstrant	Wähler, Stimmbürger, Parteimitglied
Verwaltung	Regierung, Behörde, Amt	Verwaltungsgebäude Kläranlage, Müllverbrennungsanlage	Verwalter, Beamter	Bürger
Militär	Armee	Kaserne, Munitionslager, Bunker	Soldat	Zivilist
Recht	Gericht, Anwaltskanzlei, Gefängnis	Gerichtsgebäude, Gefängnis, Polizeistation	Richter, Anwalt, Polizist Vollzugsbeamter	Kläger, Angeklagter, Zeuge, Gerichtsbeobachter Gefangener
Medien	Medienkonzern, Sender	Rundfunkgebäude, Pressehaus	Journalist	Zeitung-/Zeitschriften-Leser, Fernsehschauer, Rundfunkhörer, Internetnutzer
Bildung	Universität, Schule, Kindertagesstätte Bibliothek	Universität, Schule, Kindergarten, Hort Bibliothek	Lehrer, Erzieher Bibliothek	Student, Schüler, Kindertagesstättenbesucher Bibliotheksbesucher
Wissenschaft	Forschungsorganisation	Laborgebäude	Forscher	Forschungsrezipient
Unterhaltung	Kino, Kabarett, Konzertveranstalter, Fanclub	Kino, Festhalle, Boulevardtheater	Unterhalter	Unterhaltungskonsument
Kunst	Museum, Theater, Galerie, Konzertveranstalter	Museum, Theater, Konzerthaus, Kulturzentrum, Oper	Künstler, Kunstvermittler	Kunstliebhaber
Religion	religiöse Vereinigung, religiöse Gemeinde, Sekte	Kirche, Moschee, Synagoge, Tempel, Kloster, Kirchgemeindehaus	Geistlicher, Prophet, Guru, Mönch	Gläubiger, Gemeindegmitglied
Gemeinschaft	Verein (Eltern-, Siedlungs-, Quartier-/ Stadtteils- usw.), Altersheim, Wohngenossenschaft, Mieterverband	Wohnhaus, Vereinsgebäude, Altersheim	Elternteil, Lebenspartner, Mitbewohner, Verwandter, Freund, Nachbar Gastgeber, Vermieter	Kind Gast Mieter
Soziale Arbeit	Sozialdienst, Hilfsorganisation, Heim, Gemeinschaftszentrum, Selbsthilfeorganisation	Jugendheim, Gemeinschaftszentrum, Jugendhaus	Sozialarbeiter, Sozialpädagoge, Soziokultureller Animator	Klient, Adressat
Gesundheit	Krankenhaus, psychiatrischer Dienst, Arztpraxis, Pflegeheim, Patientenorganisation	Krankenhaus, psychiatrische Klinik, Pflegeheim, Kurklinik	Arzt, Therapeut, Pfleger, Hebamme	Patient

Sport	Sportverein, Fanclub, Fitnessstudio	Vereinsgebäude, Stadion, Sporthalle	Sportler, Trainer	Sportzuschauer
Verkehr	Verkehrsbetrieb, Verkehrsclub	Bahnhof, Bushalle, Flughafen, Garage, Tankstelle, Parkhaus, Hotel, Hangar, Werft, Hafen	Fahrer, Zugbegleiter Fussgänger	Fahrgast

So lässt sich zusammenfassen: *Soziale Ungleichheit* umfasst die hierarchische, *kulturelle Vielfalt*, institutionelle Normalität, die institutionelle Strukturierung und Differenzierung der Praxis und der Struktur, und zwar in Gruppen, Organisationen und Gesellschaft(en). Gesellschaft ist der Inbegriff für Strukturen und Systeme im menschlichen Zusammenleben. Blickt man auf Struktur, lässt der Vergleich von Menschen einen Grossteil ihrer Identitäten und Differenzen erscheinen. Blickt man auf Systeme, wird differenzierter Kontakt, selektive Vernetzung von Menschen sichtbar.

Abb. 4: Gesellschaftsbild der Modalen Strukturierungstheorie



Die Modale Strukturierungstheorie ist *Theorie* insofern, als sie nicht nur Struktur und Praxis mit ihren vielen Facetten beschreibt, sondern, und damit wird sie erst eigentlich Theorie, auch darlegt, wie Struktur und Praxis zusammenwirken, und erklärt, wie aufgrund dessen menschliches Zusammenleben seine Gestalt erhält und individuelle und kollektive Lebensverhältnisse entstehen. Sie knüpft unmittelbar an Giddens' Theorie der Strukturierung und Bourdieus Theorie der Praxis an und prüft andere Theorieangebote daraufhin näher, a) welche der drei Strukturierungs-/Differenzierungsarten diese betrachten, b) welchen Massstab sie der – infolgedessen mikro-, meso-, makroskopischen – Analyse zugrunde legen, und c) ob sie soziale Ungleichheit, kulturelle Vielfalt und institutionelle Normalität in Bezug auf Struktur und/oder Handeln untersuchen.

Insofern sich die Modale Strukturierungstheorie als kritische Gesellschaftstheorie mit ihren Beschreibungen und Erklärungen sozusagen auf das Versprechen bezieht, das sich moderne Gesellschaften – allem voran mit dem normativen Gehalt ihrer Verfassungen – selber geben, sucht sie zu Antworten auf die *soziale Frage*, *kulturelle Frage* und *institutionelle Frage* in einem beizutragen. Und genau dieselben Fragen beschäftigen praktisch die Soziale Arbeit.

Gewisse Menschen sind sich in einigen Hinsichten ähnlich, während sie in anderen Hinsichten unterschiedlich sind, Zusammenleben entfaltet die Kombinatorik des Gleichen und Anderen. Michel Foucault untersucht in seinem Buch «Die Ordnung der Dinge» «unsere tausendjährige Handhabung des *Gleichen* und des *Anderen*». Die Sozialwissenschaften versuchen sich in dieser Handhabung freilich erst seit rund zwei Jahrhunderten. Foucault liess sich zu seinem Buch durch einen Text des Schriftstellers Jorge Luis Borges motivieren, der den Titel «Die analytische Sprache John Wilkins'» trägt. Borges bezieht sich darin auf eine «gewisse chinesische Enzyklopädie», und Foucault zitiert daraus mit Borges, dass «die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen» (Foucault, 1974, S. 17). Diese wundersame Auflistung bringt uns alsogleich an die Grenzen des Denkbaren, ihr Bruch mit eingeübter Logik macht ihren Charme aus. Sie verweist darauf, dass auch viele Gliederungen von Menschen möglich sind – die eine und wahre Ordnung der Menschen existiert nicht, vielmehr sind entsprechende Klassifikationen menschengemacht. Eine jede Systematik ist in diesem Sinne – mit mehr oder weniger «Logik» – «konstruiert». Wie findet die Soziologie systematisch zu den Merkmalen, die sie für die wich-

tigsten hält, um die Identitäten von Menschen zu erfassen? Und wie findet die soziokulturell-animatorische Praxis zu den Identitätsmerkmalen, die ihren Interventionen und Präventionen eine Richtung weisen?

Die Modale Strukturierungstheorie soll hier weiterhelfen und schlägt, wie dargestellt, vor, die Identitätsmerkmale von Individuen folgendermassen zu gliedern:

- Erworbene Merkmale aus spezifischen Lebenslagen, Lebenszielen, Lebensweisen, Lebensgefühlen
- Erworbene Merkmale durch den Einbezug in Lebensbereiche: Rollen, Lebensbereichskategorien
- Zugeschriebene Merkmale wie Geschlecht, Alter, Ethnie
- Weitere Körpermerkmale wie Grösse, Gewicht, Aussehen

Diese Merkmale können noch weiter differenziert werden.

Die Modale Strukturierungstheorie bietet nun also einen Rahmen, der die wichtigsten Identitätsmerkmale von Menschen systematisch erkennen und verorten lässt. Bei aller Systematik sollte man sich stets bewusst sein, dass es sich um ein theoretisches Konstrukt handelt. Mit der präsentierten Systematik können einzelne Menschen beschrieben werden, es lässt sich aber auch betrachten, wie Gruppen, Organisationen oder Quartiere, Gemeinden oder aber noch grössere Einheiten in Bezug auf ausgewählte interessierende Merkmale zusammengesetzt sind – Soziokulturelle Animation interessiert sich mehr für solche Zusammensetzungen, «Durchmischungen» als für einzelne Identitäten. Als Theorie im eigentlichen Sinne hilft die Modale Strukturierungstheorie aber nicht nur, wesentliche Merkmale zu bestimmen, sondern vor allem das Zusammenspiel der Merkmale zu verstehen. So kommen beispielsweise in der Prävention Identitätsmerkmale als Risiko- und Schutzfaktoren in Betracht (vgl. z.B. Hafén, 2009, S. 59–70). Ganz allgemein kann sich die Modale Strukturierungstheorie durch viele empirisch geprüfte, einzeln vorliegende Theorien bereichern lassen, welche die Zusammenhänge zwischen bestimmten Variablen erhellen, die für die Soziokulturelle Animation interessant sind.

Gesellschaftlicher Zusammenhalt: Sozialkapitaltheorie und Integrationstheorie

Soziokulturelle Animation nimmt sich vor, Menschen zusammenzubringen, die von sich aus nicht ohne Weiteres zusammenfinden, und hilft ihnen, gemeinsame Interessen zu entwickeln, zu artikulieren und zu verfolgen – miteinander und nicht gegeneinander. Sie wendet sich darum besonders an solche Menschen, die durch unterschiedliche Lebenslagen, Lebensziele, Rollen und/oder Lebensweisen gekennzeichnet sind. Dabei kann es nicht darum gehen, insgesamt gegen die gesellschaftlich wirksamen Differenzierungskräfte anzukämpfen. Die Differenzierung der Gesellschaftsstruktur, darin sind sich die Gesellschaftstheorien einig, ist

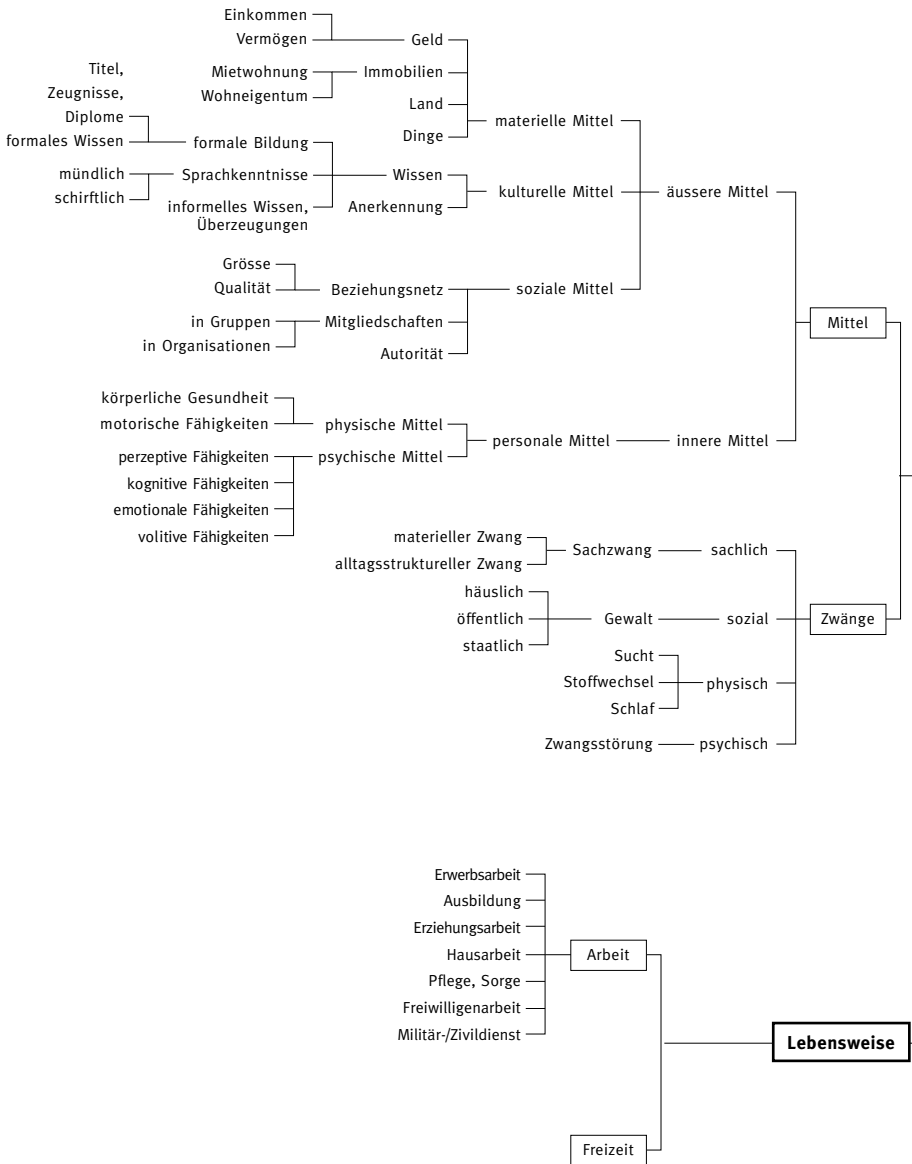
der Moderne eingeschrieben. Vielmehr sollen Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren im Bewusstsein dieser Kräfte wirken. Wenn man ihre gesellschaftliche Aufgabe als subsidiäre Förderung des zwischenmenschlichen, man könnte auch sagen mikrogesellschaftlichen Zusammenhalts bestimmt und zugleich an all die vorhandenen strukturellen und praktischen Differenzen denkt, welche aus strukturierungstheoretischer Sicht zum Vorschein kommen, stellt sich eine Frage Soziokultureller Animation tatsächlich sehr ernsthaft: Wie viel zwischenmenschlicher Zusammenhalt ist überhaupt möglich? Und man könnte noch weiter fragen: Wie viel ist nötig, sinnvoll? (vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 176)

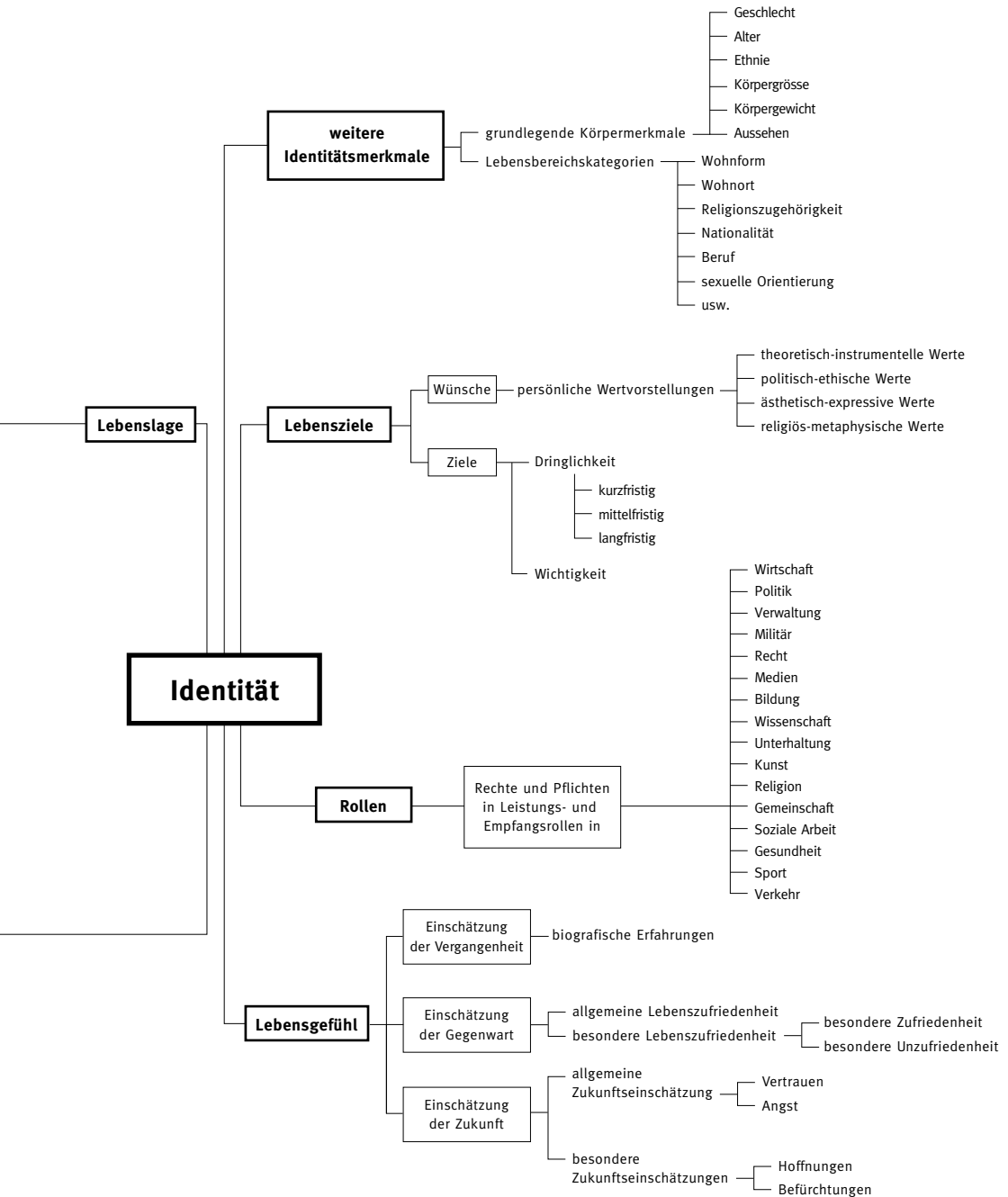
Die strukturierungstheoretischen Ansätze interessieren sich hauptsächlich für die Art und Weise, wie sich Gesellschaften angesichts vielfältiger Differenzierungen reproduzieren, und lassen klar zwischen gesellschaftlichem Zusammenhalt und dessen strukturellen Voraussetzungen unterscheiden. Sie thematisieren auch die Integration der Gesellschaft, freilich steht diese nicht im Zentrum ihrer Überlegungen. Strukturierungstheorie betrachtet eher Kohäsionsrisiken und Prozesse der Desintegration, da Strukturierung mit Differenzierung einhergeht und die Problematik gesellschaftlicher Desintegration sich mit zunehmender Differenzierung akzentuiert. Vergleichsweise wenig erfährt man denn darüber, wie sich vertrauensvolle, reziproke, konfliktfähige, unternehmungslustige Beziehungen über zwischenmenschliche Grenzen hinweg ausbilden. Darum lohnt sich ein Blick über den Rand der strukturierungstheoretischen Denktradition hinaus. Im Folgenden seien mit der Sozialkapitaltheorie und der Integrationstheorie zwei aktuelle Ansätze herausgegriffen, die beleuchten, worauf sich soziokulturell-animatorische Praxis ausrichtet.

In den letzten Jahren ist gerade in der Sozialen Arbeit ein neuer theoretischer Diskurs aufgekommen, nämlich um den Begriff des sozialen Kapitals bzw. Sozialkapitals (Franzen & Freitag, 2007). Der Begriff wurde allerdings schon 1916 von Lyda Judson Hanifan eingeführt.

Zum einen wird diese Art von Kapital als Eigenschaft von Individuen verstanden. So definiert etwa Bourdieu soziales Kapital als die «Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; (...) es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen» (1983, S. 190f.). Wer soziales Kapital besitzen will, hat «fortlaufende Institutionalisierungsarbeit», «unaufhörliche Beziehungsarbeit» zu leisten. Individuelles soziales Kapital wird wie andere Kapitalien ungleich verteilt. Die Relevanz sozialen Kapitals «bezieht sich sowohl auf die Gewährleistung sozialer Integration als auch auf instrumentelle, ma-

Abb. 5: Identitätsmerkmale von Gesellschaftsmitgliedern





teriiell wichtige Unterstützungsleistungen, die marktliche und wohlfahrtsstaatliche Leistungen ergänzen oder ersetzen können. Damit hat es einerseits eine eigenständige Bedeutung, andererseits auch eine kompensatorische Beziehung zu anderen Ungleichheiten. Allerdings hat diese kompensatorische Funktion insofern deutliche Grenzen, als Sozialkapital für Personen mit knappen anderen Ressourcen zwar wichtiger wird, allerdings nicht umfangreicher zur Verfügung steht!» (Diewald & Lüdicke, 2007, S. 49).

Zum anderen wird Sozialkapital als Eigenschaft eines Gemeinwesens aufgefasst. In der zweiten Bedeutung sucht der wissenschaftliche Diskurs immer noch nach einer *Sozialkapitaltheorie*, ohne dass sich daraus bis jetzt ein tragfähiges und einheitliches theoretisches Fundament ergeben hätte; grosse Begriffsverwirrung herrscht vor. Robert Putnam beispielsweise, der bekannteste Vertreter dieser Richtung, bezieht den Begriff nicht nur auf Netzwerke, sondern auch auf Vertrauen und Normen, und alle drei Elemente würden es Beteiligten ermöglichen, gemeinsame Ziele wirksamer zu verfolgen. Empirische Studien zeigen jedoch, dass diese Elemente nur wenig miteinander zusammenhängen, stattdessen deutlich unterscheidbar sind, und ziehen daraus den Schluss, dass «soziales Kapital» weiterhin im Bourdieuschen Sinne und klar getrennt von Vertrauen und Normen (bzgl. Fairness, Reziprozität) zu verwenden sei (Franzen & Pointner, 2007). Und Hanspeter Kriesi hebt die «sozialintegrativen Leistungen des Sozialkapitals» hervor, resümiert aber mit Blick auf die zweite erwähnte Theorietradition: «Trotz seiner heutigen Popularität beinhaltet das Konzept des Sozialkapitals für Soziologen keine wirklich neuen Ideen» (2007, S. 42).

Aus der Diskussion um Netzwerke und Sozialkapital seien gleichwohl an dieser Stelle vier Dinge aufgegriffen (Kriesi, 2007, S. 35ff.), die für die soziokulturell-animatorische Sorge um Sozialintegration bedeutsam sind, und im Lichte der Modalen Strukturierungstheorie betrachtet:

1. Putnam unterscheidet *horizontale und vertikale Netzwerke* der Kommunikation und des Austauschs. Vertikale Beziehungen untergraben tendenziell das Vertrauen, auch wenn sie durchaus leistungsförderlich sind.
2. Durch Mark Granovetter wurde die Unterscheidung von *starken und schwachen Bindungen* («strong» bzw. «weak ties») bekannt. Zeitinvestition, emotionale Intensität, Intimität des Sichanvertrauens und Reziprozität der Dienste ergeben zusammen die Stärke einer Bindung. Granovetter zeigt, dass zwei Menschen umso mehr gemeinsame Bekannte haben, je stärker ihre Beziehung ist. Darin erblickt er aber eine Tendenz zur sozialen Schliessung und schlussfolgert, dass in schwachen Beziehungen mehr Informationen von aussen zirkulieren, da sie als Brücken dienen können. Granovetter erkennt hierin die paradoxe «Stärke schwacher Bindungen» und formuliert die allgemeine Hypothese: «Je mehr lokale Brücken und je höher deren

Grad [d.h. die Verknüpfung mit anderen; G.H.] in einer Community, umso kohäsiver und umso fähiger zum gemeinsamen Handeln die Community» (1973, S. 1376; Übers. G.H.).

3. Ähnlich unterscheidet Putnam zwischen *brückenschlagendem und bindendem Sozialkapital* («bridging» bzw. «bonding capital»). Durch Ersteres werden der Zugang zu externen Ressourcen und die Identitätsbildung in grossen Gruppierungen leichter. Letzteres verstärkt demgegenüber die Kohäsion und Identität kleiner Gruppen (meist auf verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Basis); hier lassen wiederholte Erfahrungen gelingenden wechselseitigen Austauschs das gegenseitige Vertrauen, das Gefühl von Verlässlichkeit und den Verpflichtungsgrad wachsen, was aber mit starker Abgrenzung gegen aussen sowie Konformitätsdruck und Nivellierung im Innern einhergehen kann.
4. Die jüngere Diskussion um Sozialkapital thematisiert allerdings neben Bindungs- und Brückenskapital noch eine dritte Art, die auf einen Gliederungsvorschlag von Michael Woolcock zurückgeht: *Linking capital* «kennzeichnet die Beziehungen zwischen den Einzelnen oder Gruppen zum institutionellen Bereich» (Karstedt, 2004, S. 51). Damit ist das Netz von Organisationen wie Schulen, Sozialdiensten, Begegnungszentren usw. gemeint. Alle drei Sozialkapitalsorten haben ihre jeweiligen Vor- und Nachteile:

Abb. 6: Formen sozialen Kapitals und ihre symbolische Bewertung

Kapitalart	Symbolische Bewertung	
	<i>positiv</i>	<i>negativ</i>
«bonding» (Bindungskapital)	nahräumliche Gemeinschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl	lebensweltliche Stigmatisierung und Ausgrenzung
«bridging» (Brückenskapital)	gute, integrative Bürgergesellschaft	Diskriminierung, Segregation, soziale Verachtung
«linking» (Verbindungskapital)	reflexive Soziale Arbeit	stigmatisierendes Experten handeln

(Quelle: Kessler, Otto & Ziegler, 2004, S. 200)

Kümmert sich Soziokulturelle Animation um gesellschaftlichen Zusammenhalt, so gelangen dabei vor allem horizontale Netzwerke, schwache Beziehungen und brückenschlagendes Sozialkapital in ihren Fokus. Der horizontale Charakter von Netzwerken, auf den Soziokulturelle Animation hinarbeitet, lässt sich anhand der inneren und äusseren Merkmale von Lebenslagen genauer fassen. Je nach Kon-

text kann das eine oder andere Merkmal den Aufhänger dafür bilden, dass das Netzwerk als horizontales empfunden wird. Ein viel weiterer Horizont öffnet sich, wenn es darum geht, die Differenzen zu bestimmen, die den schwachen Beziehungen und dem brückenschlagenden Sozialkapital zugrunde liegen (sollen). Dafür kommen nämlich grundsätzlich alle Identitätsmerkmale in Frage, welche die Modale Strukturierungstheorie erkennen lässt. Will Soziokulturelle Animation in der Interventions- bzw. Präventionsposition der *Vermittlung* Brücken schlagen helfen, so sollte sie sich zugleich erstens der Merkmale, die «überbrückt» werden sollen, zweitens der aufgrund dieses Fokus vernachlässigten, aber hineinwirkenden Merkmale und drittens der Zugkräfte der starken Beziehungen und des bindenden Sozialkapitals bewusst sein. Dies ist fürwahr keine leichte Aufgabe. Die Modale Strukturierungstheorie bietet hier Orientierung, indem sie nicht nur relevante Identitätsmerkmale auflistet, sondern sie systematisch verortet und damit die Unterschiedsunterschiede verstehen lässt, das heisst darlegt, dass nicht alle Unterschiede zwischen Menschen von derselben Sorte sind. Indem Soziokulturelle Animation Menschen «unterschiedlicher Couleur» zusammenbringt und den Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit im Auge behält, unterstützt sie die Bildung von brückenschlagendem Sozialkapital (zur soziokulturell-animatorischen Förderung von Sozialkapital vgl. z.B. Lehni, Odermatt & Peterhans, 2008). Brücken werden dabei besonders über die (System-)Grenzen von Klassen, Milieus und Lebensbereichen gebaut. Darüber hinaus stellt Soziokulturelle Animation aber eben auch linking capital dar wie her.

Bei Jean-Claude Gillet klingt das folgendermassen: «Ein soziales Band» zu schaffen, «Mediaktionen» zu erneuern als Schnittstellen zwischen dem Individuum und dem Staat, die Marginalisierung der aktiven Sozialität sowie der nachbarschaftlichen oder verwandtschaftlichen Solidaritäten zu vermeiden, Mikro- und Makro-Soziales zu verknüpfen, die Begegnung der sozialen Praktiken der Bevölkerung und der Staatsgewalt zu provozieren: das ist der Sinn, den die Animation anbieten kann» (1998, S. 331). Zusätzlich vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 210.

«Der Begriff «I.» [Integration; G.H.] (lat. *integratio* = «Wiederherstellung», «Vervollständigung») bezeichnet den Prozess und das Ergebnis eines nicht-additiven Zusammenfügens von Teilen zu einer umfassenderen Einheit. In Abgrenzung dazu wird der Zerfall einer Gesamtheit oder die Entkoppelung einer Einheit als «Desintegration» bezeichnet» (Hüpping & Heitmeyer, 2008, S. 126). Das Thema der Integration der Gesellschaft beschäftigt die Soziologie seit ihren Anfängen und spielt auch in zeitgenössischen Gesellschaftstheorien, hier sind an vorderster Stelle Luhmann und Habermas zu nennen, eine grosse Rolle. Eine empirisch fundierte *Integrationstheorie*, welche die konkreten Desintegrationsgefahren und Integrationspotenziale heutiger Gesellschaften beschreibt und erklärt, wird besonders

im Umfeld von *Wilhelm Heitmeyer* (geb. 1945) erarbeitet (vgl. einführend Lange, 2000). Sie hat zum Beispiel Untersuchungen ethnisch-kultureller Konflikte oder von Gewalt angeleitet. In der von Heitmeyer herausgegebenen mehrbändigen Reihe mit dem Titel «Deutsche Zustände» wird dargestellt, wie sich das Syndrom der «Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit», das aus Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Sexismus, Homophobie u.a.m. gebildet ist, von Jahr zu Jahr entwickelt.

Heitmeyer (1997, 1997a) fragt ausdrücklich danach, was Gesellschaften zusammenhält und auseinandertreibt und ob sie sich von «Konsensgesellschaften» zu «Konfliktgesellschaften» entwickeln. «Konkurrenz wird zum zentralen Motor von Desintegration und damit der Auflösung des Sozialen» (Heitmeyer, 1997, S. 11). Globalisierung, Neoliberalismus, Migrationsströme fördern den gesellschaftlichen Wettbewerb, in welchem dem einzelnen Menschen die Verantwortung für seinen Erfolg aufgebürdet wird. Auch in Heitmeyers Überlegungen spielt die Unterscheidung von Sozial- und Systemintegration eine grosse Rolle. Die überlieferten Integrationstheorien werden nämlich daraufhin untersucht, wie sie «Sozialkrisen» und «Systemkrisen» analysieren (Imbusch & Rucht, 2005, S. 60). Heitmeyer (1997, S. 632ff.) macht drei besondere Krisen heutiger Gesellschaften aus: Die *Strukturkrise* verringert politisch-rechtliche Steuerungsfähigkeiten angesichts wirtschaftlicher Globalisierung und verstärkt soziale Ungleichheiten; die *Regulationskrise* nimmt Werten und Normen ihre Legitimität und Verbindlichkeit und trocknet die Quellen von Lebenssinn aus; die *Kohäsionskrise* schliesslich lockert Zugehörigkeiten und die Bindekraft sozialer Beziehungen, schmälert die Möglichkeiten wechselseitiger Anerkennung und endet in Vereinzelung. Solche Krisen führen unter anderem zu Ohnmacht, Gewaltanfälligkeit und Selbstethnisierungstendenzen. Dabei gibt es durchaus auch begrüßenswerte Begleiterscheinungen, indem zum Beispiel neue Freiräume entstehen. Heitmeyer hält die Modernisierungsdynamik denn für einen «Balanceakt» (1997, S. 632). Soziokulturelle Animatoren und Animatorinnen sind auch Balancekünstler/-künstlerinnen in diesem Sinne. Heitmeyers Integrationstheorie trägt denn massgeblich zu einer «Kohäsologie» bei. Es wäre freilich falsch, integrierte und gute bzw. desintegrierte und schlechte Gesellschaft gleichzusetzen. Anders gesagt: Menschliches Zusammenleben soll nicht einfach Integration an sich anstreben. Hier wird ein Gedanke wichtig, der an Granovetters «weak» und «strong ties» erinnert: «Hohe Integration innerhalb von Gruppen kann, wie das Beispiel von Sekten oder Parallelgesellschaften zeigt, Schliessungstendenzen nach aussen befördern und damit die Integration auf höherer Ebene erschweren. Manche Arten und Mechanismen von Integration sind von Kontrolle, Zwang oder gar Gewalt begleitet. Schwache Formen der Integration können dagegen Wahlmöglichkeiten und Freiheitsspielräume erweitern, können aber unterhalb einer bestimmten Schwelle wiederum mehr Nachteile als Vorteile

mit sich bringen» (Imbusch & Rucht, 2005, S. 67). In modernen, äusserst differenzierten Gesellschaften, deren Mannigfaltigkeit sich in den facettenreichen Identitäten der Individuen widerspiegelt, spielen die vielen Aspekte von Integration auf eine sehr komplexe und keineswegs eindeutige Weise zusammen. Das kann bei soziokulturell-animatorischen Inter- und Präventionen mitunter zu paradoxen Effekten führen.

«Das Verständnis von Integration und Desintegration erschliesst sich wohl am ehesten durch die Betrachtung von Prozessabläufen, von Wechselbeziehungen, Machtkonstellationen, Brückeninstitutionen, Umschlagpunkten und dergleichen» (Imbusch & Rucht, 2005, S. 67). Bei dieser Aufzählung springt der Ausdruck der *Brückeninstitution* ins Auge – Soziokulturelle Animation lässt sich als solche charakterisieren, da sie vor allem auch «bridging capital» in mannigfaltiger Hinsicht bilden und damit die Sozialintegration in einer Gesellschaft entwickeln hilft. Im Sinne des «linking capital» ebnet sie auch den Weg zu bestimmten Organisationen.

Heitmeyers Analysen lassen auch Lösungsansätze erkennen. Sie beziehen sich, strukturierungstheoretisch verortet, auf Voraussetzungen in der hierarchischen Struktur, auf die Lebensbereiche Politik und Recht sowie auf die Sozialintegration in Interaktionen: Denn für eine befriedigende gesellschaftliche Integration «muss auf der sozialstrukturellen Ebene das Problem der adäquaten Teilhabe an den materiellen und kulturellen Gütern einer Gesellschaft geregelt sein; auf der institutionellen Ebene muss ein fairer und gerechter Ausgleich konfligierender Interessen auf der Basis von Gleichwertigkeit sicher gestellt sein, ohne dass die Integrität der beteiligten Personen Schaden nimmt; und auf der personellen Ebene geht es um die Herstellung emotionaler und expressiver Beziehungen zwischen den Menschen, weil nur so Sinnstiftung und Selbstverwirklichung möglich wird» (Imbusch & Rucht, 2005, S. 61).

Dem systemtheoretischen Steuerungspessimismus wird in der integrationstheoretischen Perspektive Heitmeyers entgegengehalten, dass die politische und rechtliche Steuerung nicht nur nötig, sondern – bei allen wirkenden Gegenkräften – auch möglich sei. Allerdings wird aus dieser Perspektive durchaus auch Skepsis gegenüber solchen Steuerungen laut, da immer und überall die Gefahr einer «Kolonialisierung der Lebenswelt» (Habermas) lauert. Umso wichtiger ist es, die Sozialintegration, die Habermas (1981a, S. 179) in der «Lebenswelt» verankert sieht, zu fördern.

Kohäsion oder Gerechtigkeit?

Sandra Landhäusser (2008) fragt sich zum Schluss ihres Buches über die Community-Orientierung Sozialer Arbeit, worum es dieser letztlich gehen soll: um Kohäsion oder Gerechtigkeit? Von der Diskussion dieser Frage im Rahmen Sozialer

Arbeit generell kann man sich einigen Aufschluss über die spezifische Verortung Soziokultureller Animation erwarten. Ist Soziale Arbeit am Ende mehr Kohäsionsprofession denn Gerechtigkeitsprofession? (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 206) Landhäuser rekonstruiert die historische Entwicklung der Community-Orientierung und wählt dafür drei Bezugspunkte: die Settlement-Arbeit Ende des 19. Jahrhunderts, die Gemeinwesenarbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die sozialraumorientierte Arbeit von heute als Reaktion auf soziale und sozialräumliche Segregation. Die sozialraumorientierten Gegenmassnahmen bündelt Landhäuser um «soziales Kapital». Zu ihm sollen die Förderung lokaler Solidarität, die Stärkung informeller Netzwerke und die professionelle Ausrichtung an subjektiven Einschätzungen der Adressatinnen und Adressaten verhelfen. Landhäuser hinterfragt diese Strategien der Solidarisierung, Informalisierung und Individualisierung allerdings kritisch: Lokale Eingebundenheit hängt in hohem Masse von der Dauer der Ortsansässigkeit ab, und Benachteiligte ziehen aus jener kaum einen Nutzen; Netzwerke zwischen Ressourcenschwächeren und -stärkeren etablieren sich selten informell, da jene kaum die Reziprozitätserwartungen zu erfüllen vermögen; schliesslich stellt sich das Problem der «adaptiven Präferenzen». Das ist eine Problematik, welche die Soziokulturelle Animation eigentlich davon abhalten sollte, die Bedürfnisorientierung zum unhinterfragten Grundsatz zu erheben: «Je mehr und länger Akteure mit Menschen in der gleichen Situation in Kontakt sind und diese deshalb als Referenzgruppe der Bewertung ihrer Lage heranziehen, umso zufriedener werden sie in Bezug auf ihre Situation» (Landhäuser, 2008, S. 222). Zu den «angepassten Wünschen», die zum philosophischen Problem des «glücklichen Sklaven» führen, kommt ein weiteres hinzu, dasjenige der «kostspieligen Vorlieben» (Schröder, 2007, S. 11): Nicht jedem Bedürfnis kann aufgrund der Kosten, die anfallen, entsprochen werden. Expertentum lässt sich in der Folge nicht eindeutig verorten: «Es gibt eben Dinge, die wissen die BewohnerInnen am besten, und es gibt andere Dinge, die sehen die BewohnerInnen nicht, weil sie als Betroffene betriebsblind sind. Im idealen Falle werden die jeweils vorhandenen Kompetenzen so miteinander ausgetauscht und verbunden, dass sie zum optimalen Nutzen für die Entwicklung des Stadtteils eingesetzt werden können. Der Hinweis auf die Interessen der BewohnerInnen ist insofern wichtig, weil die meisten Profis dazu neigen, ihre Sichtweise der Situation als die jeweils richtige hinzustellen. Wenn aber stattdessen eine Idealisierung von BewohnerInnenpositionen folgt, wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet» (Hinte, 2001, S. 218).

Landhäuser's Argumentation geht aber in eine andere Richtung. Sie stellt einander zwei Ansätze gegenüber – die einen orientieren sich an Kohäsion, die anderen an Gerechtigkeit – und skizziert eine «alternative Lesart von Jane Addams und Hull-House (...) Ihre Problematisierung des fehlenden Austauschs zwischen

allen Gesellschaftsmitgliedern, insbesondere zwischen Arm und Reich, mündete tatsächlich in eine Problemlösung, deren Ziel es darstellt, wohlhabende Menschen in den Stadtteil hereinzuholen, über ein Begegnungszentrum Kontakt zu anderen Bevölkerungsgruppen zu schaffen und damit letztlich auch milieuspezifische Schliessungen zu durchbrechen» (2008, S. 229). An Landhäußers Äusserung ist nicht nur der historische Bezug auf Jane Addams (1860–1935) interessant – diese bekannte, in Chicago wirkende Sozialreformerin in der Tradition der Settlement-Bewegung erfuhr und verstand auf dem philosophischen Fundament des amerikanischen Pragmatismus die Notwendigkeit des «Übersetzens» und erkannte damit früh schon in einem soziokulturell-animatorisch relevanten Kontext die Bedeutung der Vermittlung (vgl. Ross, 1998, S. 141ff.). Landhäuser nimmt überdies die hierarchische und kulturelle Struktur der Gesellschaft zugleich in den Blick und betont, wie wichtig sozialstaatliche Einrichtungen seien: «Sie können auf der einen Seite im Sinne von ‹linking capital› Ressourcen bereitstellen, über die Personen aufgrund ihres lebensweltlichen Kontextes nicht verfügen. Auf der anderen Seite können sie aber auch Heterogenität in Gruppen so oft als möglich arrangieren» (2008, S. 229). Natürlich ist genau hier Soziokulturelle Animation gefragt. Landhäuser weist ihrerseits darauf hin, wie bedeutsam es ist, vielfältige Kontaktmöglichkeiten gerade in den frühen Sozialisationsumgebungen der Kindertagesstätten, Kindergärten und Schulen zu schaffen, um den «Austausch zwischen den verschiedenen Milieus so oft als möglich herzustellen» (2008, S. 229). In den USA ist vor diesem Hintergrund zum Beispiel die Idee des «busing» entstanden. Insgesamt wird die Durchmischung der Bevölkerung in den Quartieren und Gemeinden aus dem Blickwinkel Landhäußers zu Recht ein zentraler Gesichtspunkt der Betrachtung. (vgl. Kap. 8, B. Emmenegger, S. 339)

Indem Landhäuser auf diese Weise strukturelle Voraussetzungen thematisiert und gewichtet, wünscht sie Sozialer Arbeit denn letztlich mehr Ausrichtung an Gerechtigkeit als an Kohäsion. In dieselbe Richtung zielen andere Kritiken: Kessl und Otto beobachten, dass die «aktive Sozialstaatsorientierung» durch die «aktivierende Sozialraumorientierung» ersetzt wird, und bemerken dazu: «Forderungen nach einer erhöhten sozialen Teilnahme von Gesellschaftsmitgliedern werden unabhängig vom Grad sozialer Teilhabesicherung thematisiert. Demokratietheoretische Arbeiten weisen allerdings immer wieder darauf hin, dass erst eine Verkopplung von sozialer Teilhabesicherung *und* sozialer Teilnahme eine Forderung nach ‹Aktivbürgern› erlaubt» (2004, S. 13). Ähnlich macht sich Karstedt für «universalistische Prinzipien» stark und stellt fest: «Die Mikrowelt des Sozialen, so sehr man derzeit dazu neigt, sie als Nährboden des sozialen Kapitals anzusehen, kann sich ohne die Makrowelt des Institutionellen nicht entfalten» (2004, S. 50); Karstedt denkt dabei an «demokratische Institutionen». Landhäuser beendet ihr Buch mit dem Satz: «Erfolgversprechend dürfte es vor

diesem Hintergrund sein, aktuelle soziale Situationen anhand einer milieu- und klassentheoretisch fundierten Perspektive zu analysieren und daraus Schlussfolgerungen für professionelles Handeln zu ziehen» (2008, S. 231). Diese Orientierung an Klassen und Milieus ist natürlich zunächst ganz im Sinne der Modalen Strukturierungstheorie. Aus deren Perspektive lässt sich allerdings Kohäsion nicht gegen Gerechtigkeit ausspielen, denn Struktur und Handeln/Interaktion werden nicht losgelöst voneinander betrachtet, da sie ineinander hineinwirken und verwoben sind. Strukturelle Differenzierung schlägt sich mitunter in ausgrenzenden, den gesellschaftlichen Zusammenhalt schwächenden Interaktionen nieder, und der selektive Kontakt in der Praxis reproduziert und verstärkt zuweilen solche Differenzierungen. Dieser doppelten Blickrichtung entsprechend sind strukturell günstige Voraussetzungen für Interaktionen auch über Klassen-, Milieu- und Lebensbereichsgrenzen hinweg zu schaffen, und ebenso ist eine Praxis anzuregen, die günstige Voraussetzungen produziert und reproduziert. Die Durchmischung der Wohnbevölkerung ist von herausragender Bedeutung, weil sie dieses Unterfangen erheblich erleichtert.

Diese Gedanken legen eindeutig den Schluss nahe, dass sich die Teilprofessionen der Sozialen Arbeit ergänzen müssen: In ihren Kerngebieten ist Sozialarbeit auf die Bearbeitung von Lebenslagen ausgerichtet und Sozialpädagogik auf die Bearbeitung von Lebenszielen. Im Gesamteffekt setzen sie hierarchischer und kultureller Differenzierung eine Grenze, indem sie primär problematische Lebenslagen und Lebensziele überwinden helfen. Dabei setzt ihre Arbeit am Individuum an. Soziokulturelle Animation zieht aus diesen «Vorleistungen» einen Nutzen. Bringt sie ihrerseits Menschen nachhaltig zusammen, erhöhen diese ihr individuelles soziales Kapital, womit nebenbei auch ein struktureller Effekt erzielt wird. Schliesslich ist hinzuzufügen, dass der Wertehintergrund Sozialer Arbeit ohnehin reichhaltiger ist und nicht in der Gegenüberstellung von Kohäsion und Gerechtigkeit aufgeht. Der Geist des Demokratismus hat nämlich noch anderes, sprich: weitere Werte, im Sinn.

Soziologische Diagnostik und ein allgemeines Wissen-Praxis-Transfermodell

Modale Strukturierungstheorie ist von vornherein praxisorientiert in dem Sinne, dass sie als «Praxeologie» entfaltet wird. Um im konkreten Fall praktisch nützlich sein zu können, bedarf es aber noch einer methodischen Anleitung. Was also ist zu tun mit all dem Wissen aus Strukturierungstheorie, Sozialkapitaltheorie, Integrationstheorie und all den anderen Theorien, die sich auch noch anbieten (z.B. Systemtheorie, vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 183)

Aktivitäten Soziokultureller Animation beziehen sich in der Regel nicht auf einzelne Menschen, sondern auf mehrere, seien es solche, die sich noch nicht kennen, seien es Gruppen, Organisationen oder räumliche Einheiten wie Quar-

tiere oder Gemeinden. Für deren Verständnis bilden die Sozialwissenschaften die primären Bezugswissenschaften, und unter diesen kommt der Soziologie wohl die grösste Bedeutung für die Soziokulturelle Animation zu. Gäbe es eigens eine Wissenschaft der Soziokulturellen Animation, wäre sie nicht mit Soziologie gleichzusetzen. Ziente jene stets auch auf Praxis ab, so befreit sich soziologische Reflexion meist von ausdrücklichem Handlungsbezug. Das soziologische Denken birgt aber ein diagnostisches Potenzial, das der Soziokulturellen Animation zugute kommt.

Was heisst hier Diagnose? Aus der Medizin und Psychologie ist die begriffliche Unterscheidung von Diagnose und Therapie bekannt. Nicht, dass man den «Gesellschaftskörper» auf seine Gesundheit hin prüfen könnte und sollte – die Metapher des Organismus zur Umschreibung menschlichen Zusammenlebens hat das 19. Jahrhundert in der Soziologie kaum überdauert. In der Psychologie führte bereits 1921 Hermann Rorschach mit seinem Buch «Psychodiagnostik» den Begriff ein. Lange erhielt sich dessen Bezug auf den bekannten Rorschach-Test. Seitdem haben sich Begriff und Bedeutung etwas geändert. Die zeitgenössische Psychologie spricht von differenzieller Psychologie und psychologischer Diagnostik. *Differenzielle Psychologie* versucht individuelle Unterschiede zu finden und zu erklären, und dies ohne einen Entscheidungsbezug. *Psychologische Diagnostik*, für welche die differenzielle Psychologie eine wichtige Voraussetzung darstellt, bezeichnet demgegenüber das «systematische Sammeln und Aufbereiten von Informationen mit dem Ziel, Entscheidungen und daraus resultierende Handlungen zu begründen, zu kontrollieren und zu optimieren» (Jäger & Petermann, 1992, S. 11). So allgemein, wie diese Definition gehalten ist, trifft sie natürlich nicht nur für den psychologischen Kontext zu, sondern bestimmt generell den Begriff der Diagnostik.

Analog sammelt und interpretiert *soziologische Diagnostik* Informationen über das Zusammenleben bestimmter Menschen, um den Entscheid für oder gegen bestimmte berufliche Aktivitäten insbesondere Sozialer Arbeit begründen zu helfen. Psychologische und soziologische Diagnostik unterstützen denn bezugswissenschaftlich die Diagnostik Sozialer Arbeit allgemein (vgl. z.B. Heiner, 2004; Heiner & Schrapper, 2004; Geiser, 2000) sowie die soziokulturell-animatorische Diagnostik im Besonderen (zur expliziten Begründung einer «klinischen Soziologie» siehe z.B. Dewe & Radtke, 1989). Unter dem Stichwort «Neo-Diagnostik» wird Diagnostik indessen auch kontrovers diskutiert (z.B. Kunstreich u.a., 2003).

Damit soziologische Diagnostik für die Tätigkeiten Soziokultureller Animatorinnen und Animatoren fruchtbar werden kann – nichts anderes meint der sogenannte «Theorie-Praxis-Transfer» –, braucht man zunächst eine angemessene Vorstellung des diagnostischen Prozesses sowie geeignete Diagnoseinstrumente, die darin eingesetzt werden.

Ein *allgemeines Wissen-Praxis-Transfermodell*, das Wissen eben nicht nur in der Form wissenschaftlicher Theorien respektiert, beschreibt, wie vorliegendes oder zu erzeugendes Wissen in professionelles Handeln einfließt. Es handelt sich um eine Abfolge, einen Kreislauf von Akten, die bei reflektiertem adressat(inn)enbezogenem beruflichem Handeln nötig sind. Bei jedem einzelnen Akt stellt sich eine zentrale Frage, die nach Antworten verlangt. Die Antworten sollen intersubjektiv gültig sein, darum fragt sich bei jedem Akt auch, wie Intersubjektivität hergestellt wird (bzw. werden könnte) und was bei Dissens zu tun ist. Auf Intersubjektivität beruht bestehendes Wissen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Art. Eine gut begründete Antwort lässt zur jeweils nächsten Frage übergehen.

Wenngleich berufliche *Handlungsmodelle*, etwa Problemlösungsverfahren, in den Details der Gliederung und Reihenfolge der einzelnen Schritte zuweilen voneinander abweichen, so folgen die notwendigen Arbeitsakte im Wesentlichen doch fast immer einer sehr ähnlichen Logik (vgl. z.B. sehr differenziert Possehl, 2009), die der nachfolgenden Abfolge von Fragen an die zu bearbeitende Situation entspricht:

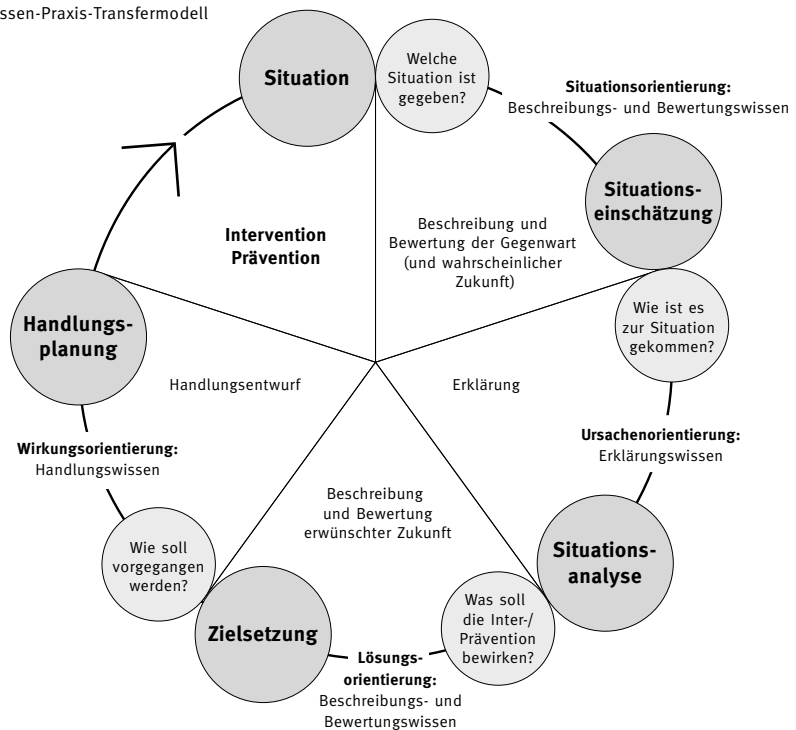
1. Wie lässt sich die Situation (eines Menschen, einer Gruppe, eines Quartiers usw.) beschreiben, und was an dieser Situation ist gut bzw. schlecht?
2. Welche individuellen und gesellschaftlichen Ursachen haben diese Situation hervorgebracht?
3. Was sollte die Intervention (oder Prävention) Sozialer Arbeit in dieser Situation bewirken?
4. Wie soll Soziale Arbeit konkret vorgehen, um die gewünschte Wirkung zu erzielen?

Nach der Beantwortung dieser Hauptfragen werden die geplanten inter- oder präventiven Handlungen realisiert. Welche neue Situation nach deren Realisierung gegeben ist, fragt sich am Ende, und dieses Ende ist zugleich der Neubeginn des ganzen Ablaufs, weshalb wieder bei der ersten Frage eingesetzt werden kann. Eine *Evaluation* des eigenen Vorgehens verbindet die erste und zweite Frage im zweiten Durchgang, wobei bei der zweiten Frage die professionelle Intervention bzw. Prävention als eine Ursache in Betracht kommt. Handlungsmodelle beruhen im Kern auf der Folgerichtigkeit von Diagnose und «Therapie», das heisst Bearbeitung.

Dem vorgelagert ist etwas sehr Entscheidendes: Die Umstände, die Soziale Arbeit zum Tätigwerden anstossen, variieren beträchtlich, sie unterscheiden sich insbesondere je nach Teilberuf. Wie Sozialarbeit und Sozialpädagogik ist Soziokulturelle Animation dazu angehalten, die soziale Welt aufgrund ihrer spezifischen Zuständigkeit wahrzunehmen und nach diesem Kriterium Wichtiges von

Unwichtigem zu scheiden. Mehr noch als die beiden anderen Teilberufe scheint sie aber aktiv werden zu müssen, um zu «ihren» Situationen zu kommen. Die Situation, die im Wissen-Praxis-Transfermodell den Ausgangspunkt darstellt, «fällt nicht vom Himmel». Die Frage «Auf welche Situationen ist zu achten?» steht denn am Anfang überhaupt. Und genau diese Frage beantworten Soziokulturelle Animation, Sozialarbeit und Sozialpädagogik, abhängig von ihrer Zuständigkeit, je unterschiedlich. Umso wichtiger werden theoretische und normative Orientierung.

Abb. 7: Wissen-Praxis-Transfermodell



Auf jede der aufgeführten Fragen werden nach bestem Wissen und Gewissen Antworten gegeben. Die Antworten liegen als Situationseinschätzung, Situationsanalyse, Zielsetzung und Handlungsplan, der dann gesteuert umgesetzt sein will, vor. Jede Antwort dient als Ausgangspunkt für die Anschlussfrage, bis der ganze Ablauf einschliesslich der «eigentlichen» Intervention oder Prävention vollzogen ist und aufgrund dessen wieder eine neue Situation gegeben ist. Bei der Situationseinschätzung besteht eine Exitoption, dann nämlich, wenn kein Handlungsbedarf deutlich wird. Situationseinschätzung und Situationsanalyse dienen der *Meinungsbildung*, Zielsetzung und Handlungsplan der *Willensbildung*.

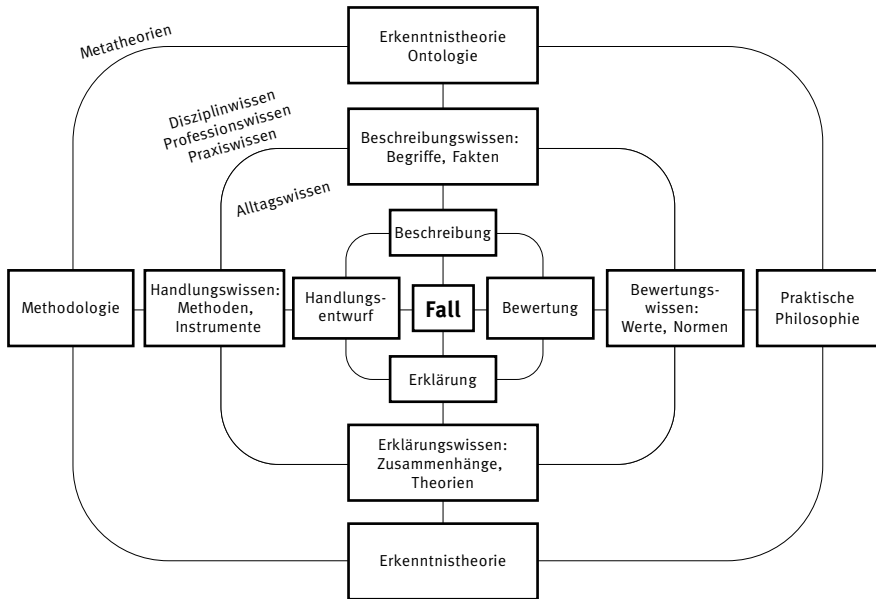
In der Abfolge der Arbeitsschritte ist jeweils Wissen unterschiedlicher Art hilfreich. Für den Theorie-Praxis-Transfer braucht es zum einen eine Methodik, die generalisiertes Wissen in fallbezogenes, handlungsnahes übersetzen lässt, und zum anderen eine Methodik, die eine möglichst zwanglose Intersubjektivität unter den an der Situation Beteiligten herstellen lässt. Die in der Fachliteratur vorhandenen sogenannten «Handlungstheorien» gehen von den genannten hauptsächlichen Phasen aus, ihre verschiedenen Versionen unterscheiden sich darin, dass sie präzisierende Differenzierungen an unterschiedlichen Orten vornehmen. Das Modell selber stellt natürlich auch Wissen dar, es zählt zum Handlungswissen. In jeder Phase fragt es sich, ob das Wissen zum Fall, zur Situation, zum Thema ausreicht, um letztlich das enthaltene Problem oder Potenzial wirksam angehen zu können.

Professionelle Soziale Arbeit nutzt Wissen zur Selbstlegitimation in fachlichen Begründungen ihres Tuns und Unterlassens, sei es bei Entscheidungen im Vorhinein oder sei es bei Rechtfertigungen im Nachhinein. Wissen hilft, undifferenzierte Vorurteile durch differenzierte Urteile zu ersetzen. Der typische Augenblick, Wissen systematisch einzusetzen und über die eigenen Wissensgrundlagen nachzudenken, kommt in der Soziokulturellen Animation, wenn es gilt, ein Projekt- oder Betriebskonzept zu entwickeln.

Das Wissen-Praxis-Transfermodell, das so heisst, weil nicht nur Theorie (im Theorie-Praxis-Transfer), sondern auch Wissen anderer Art in die Praxis transferiert wird, ist nicht nur ein Handlungsmodell, das Handlungsschritte in eine sinnvolle Reihenfolge bringt. Es ordnet zudem den einzelnen Akten Wissen zu, und dieses Wissen entspringt einerseits unterschiedlichen Quellen und beruht andererseits auf logisch unterschiedlichen Aussagearten. Eine *Wissenslandkarte* bietet hier Orientierung. Sie lässt sich erstellen, wenn *Reflexionsgrade*, *Wissensquellen* und *Wissensarten* verknüpft werden, und zwar so, dass Erstere durch drei Ellipsen und Letztere durch eine Vierteilung visuell zum Ausdruck gelangen.

Wie lässt sich Wissen nach *Reflexionsgraden* differenzieren? *Fallwissen* (1. Ellipse um den Fall in der Abbildung) enthält Kenntnisse über die Beteiligten im vorliegenden Fall, das heisst direkt auf ihn bezogene Beschreibungen, Erklärungen, Bewertungen und Handlungsentwürfe. *Reflexionswissen* (2. Ellipse) liefert Vergleichsmöglichkeiten und Verallgemeinerungen, um das Verständnis des vorliegenden Falls zu vertiefen. Und *Metawissen* (3. Ellipse) nennt die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit Wissen tieferliegender Ordnungen überhaupt als solches zu gelten vermag. Werden diese Reflexionsgrade mit den vier Wissensarten kombiniert, resultiert daraus eine vollständige Karte des – übrigens nicht nur – für Soziale Arbeit relevanten Wissens.

Abb. 8: Wissenslandkarte



Reflexionswissen stammt aus unterschiedlichen Quellen und ist unterschiedlich verallgemeinerbar. Um *Wissen nach seinen Herkünften* zu gliedern, ist die Differenzierung von (lokaler Berufs-)«Praxis», Profession und Disziplin (Thole, 2002, S. 38) nützlich. Im *Praxiswissen* sind Kenntnisse über Einzelfälle von Individuen, Gruppen oder Organisationen sowie deren Handlungsumgebungen aufbewahrt, handle es sich um Adressaten/Adressatinnen oder Professionelle. *Professionswissen* stammt aus Vergleichen von Einzelfällen der Praxis und darauf beruhenden Verallgemeinerungen. *Disziplinwissen* schliesslich enthält für Soziale Arbeit relevante generalisierte Erkenntnisse, die nicht unbedingt aus dem Berufsfeld selber stammen, sondern aus Bezugswissenschaften. Diese werden unter Umständen aus dem Blickwinkel einer eigenständigen Wissenschaft Sozialer Arbeit versammelt. Schliesslich kann berufliches Handeln auch durch *Alltagswissen* bereichert werden.

Um *Wissen nach seinen Arten* zu gliedern – das führt zur oben genannten Viertelung –, bietet sich die Diskurstheorie von Jürgen Habermas an, die er allerdings im Laufe der Werkgeschichte in verschiedenen Versionen präsentiert. Grundlegend ist der Unterschied von «theoretischem» und «praktischem Diskurs» (Habermas, 1981, S. 39). Den theoretischen Diskurs gliedert er in «empirischen Diskurs» und (mit diesem vom Geltungsanspruch her verwandten) «pragmatischen Diskurs», in dem technische und strategische Empfehlungen entstehen (1991, S. 111). Über Habermas hinaus lässt sich der empirische Diskurs noch in den «empirisch-

deskriptiven» und «empirisch-explanativen Diskurs» unterteilen. Somit liefert der empirisch-deskriptive Diskurs Beschreibungen, der empirisch-explanative Diskurs Erklärungen. Der praktische Diskurs, den Habermas selber mit Blick auf ethische und moralische Fragen – Werte einerseits und Normen andererseits – noch unterteilt, liefert Bewertungen. Der pragmatische Diskurs liefert Handlungsoptionen. Ein «Diskurs» zielt dabei auf eine «höherstufige Intersubjektivität» ab.

Beschreibungen beantworten die Frage «Was liegt vor?». Bewertungen geben Antworten auf die Fragen «Was daran ist gut so, was nicht so gut und was sollte stattdessen sein?». Erklärungen beantworten die Frage «Warum ist das so, wie es ist?», während sich Aussagen zum Handeln auf die Frage «Was ist zu tun, und wie ist das zu tun?» beziehen.

Beschreibungswissen, das über den einzelnen Fall hinausgeht, enthält Kenntnisse von Begrifflichkeiten und empirisches Faktenwissen über Gruppierungen von Adressatinnen und Adressaten, Professionelle sowie ihre Handlungsumgebungen. Verallgemeinertes *Bewertungswissen* besteht aus Interpretationen von Werten, die bestimmte Mitglieder unserer Gesellschaft haben, und Kenntnissen geltender und gültiger (d.h. gelten sollender) professioneller und gesellschaftlicher Normen. Theorien bilden das Fundament weitergehenden *Erklärungswissens*. Der Begriff der Theorie steht für ein in sich stimmiges Gebäude von Aussagen über Fakten und ihre Zusammenhänge, die für ein jeweiliges Thema wichtig sind. In der Essenz erhält Soziale Arbeit von Theorien ein Bild menschlichen Innenlebens, Zusammenlebens und Berufslebens, also ein Menschenbild, Gesellschaftsbild und Berufsbild. Erklärungswissen enthält Kenntnisse von Zusammenhängen sowie Theorien, in denen empirische Zusammenhänge systematisiert sind. Im generalisierten *Handlungswissen* finden sich schliesslich bewährte Methoden, Verfahren, Techniken, Instrumente, Strategien, Arbeitsweisen usw. zur Intervention und Prävention versammelt.

Doppelte Hermeneutik nun, die Giddens erörtert, kennzeichnet die Situationen professioneller Praxis. Einfache Hermeneutik besagt, dass Adressatinnen und Adressaten ihren Alltag – praktisch oder diskursiv bewusst – auslegen, das heisst beschreiben, bewerten, erklären, um ihr Handeln zu entwerfen. Doppelt wird die Hermeneutik, wenn lokale berufliche Akteurinnen und Akteure die Interpretationen ihrer Zielgruppen interpretieren. Dies führt zu Komplizierungen in der Logik der Wissensarten.

Im Hintergrund des Wissens, das beruflicher Praxis zu reflektierten Beschreibungen, Bewertungen, Erklärungen und Handlungsweisen verhilft, befinden sich *Metatheorien*, die auch disziplinärer Herkunft sind und die grundlegenden Bedingungen erörtern, unter denen jene überhaupt erst gültig zustande kommen können. Sie versuchen, die Bedingungen der Legitimität intersubjektiver Geltung zu bestimmen, und dies womöglich, ohne in einen unendlichen Regress zu gelangen.

Wissen wird im Berufsalltag meist in routinierter und stillschweigender Form praxiswirksam («tacit knowledge») – um es mit Giddens zu sagen: im Modus des «praktischen Bewusstseins». Wird es indessen im «diskursiven Bewusstsein» ausdrücklich thematisiert, stellen sich folgende Fragen:

1. Was weiss ich zum Fall, zur Situation, zum Thema?
2. Weiss ich genug?
3. Was sollte ich noch wissen?
4. Wie bringe ich fehlendes Wissen in Erfahrung?
5. Wo ist das mir fehlende Wissen festgehalten?
6. Brauche ich neues Wissen zu erzeugen?
7. Wie erzeuge ich welches Wissen?
8. Nach welcher Methode stütze ich Wissen fallbezogen intersubjektiv ab und mache ich generalisiertes Wissen praktisch nutzbar?

Die Fragen drei bis fünf verweisen auf *Recherche*, bei der sechsten Frage entscheidet sich, ob sich eine *Forschung* empfiehlt (vgl. Husi, 2009). Die siebte überführt sodann zum Forschungsdesign. Mit der achten, bei der es letztlich um den Wissen-Praxis-Transfer geht, verbindet sich eine der anhaltenden methodischen Schwachstellen Sozialer Arbeit: Für jede Phase des Handlungsmodells sollte nämlich hinreichend klar sein, was es genau heisst, wenn Handelnde ihr Wissen, möglichst intersubjektiv abgestimmt, «anwenden», und zwar im Bewusstsein, dass herangezogenes Wissen eben nicht konkret fallbezogen vorliegt, sondern erst noch zu übersetzen ist.

Die Modale Strukturierungstheorie bietet theoretische Hilfsmittel an, welche die Soziokulturelle Animation bei Situationsanalysen gebrauchen kann. «Unter «Situationsanalyse» verstehen wir die systematische Untersuchung einer Ausgangslage hinsichtlich der einzelnen Komponenten, die sie bestimmen, sowie das Einarbeiten der Zusammenhänge. Das Ziel der Situationsanalyse ist es, die Grundlage für die Zielsetzung und die Umsetzungsstrategie zu liefern» (Willener, 2007, S. 143). Diese Definition erinnert unmittelbar an die oben zitierte von «Diagnostik» und fügt sich entsprechend nahtlos in den skizzierten Rahmen des allgemeinen Wissen-Praxis-Transfermodells ein: Die Untersuchung der Ausgangslage führt zur Situationseinschätzung, das Einarbeiten der Zusammenhänge erst eigentlich zur Situationsanalyse. Die Situationsanalyse ist ein Kernelement der «Integralen Projektmethodik» (Willener, 2007, v.a. S. 143–162), die einen differenzierten Rahmen für das Vorgehen in soziokulturell-animatorischen Projekten darstellt. *Situationsanalysen* sind jedoch nicht nur für Projektkonzepte erforderlich, sondern ebenso für Betriebskonzepte, welche die Grundlage für den Routinebetrieb einer Einrichtung bilden, und Willeners oben zitierte Definition der Situationsanalyse trifft auch hier zu.

Stakeholderanalyse, Sozialraumanalyse, Zeitdiagnose

Im Folgenden seien drei Optionen für den Fall dargestellt, dass Soziokulturelle Animation eine Situation genau analysieren möchte: 1) die Stakeholderanalyse, 2) die Sozialraumanalyse und 3) die Zeitdiagnose.

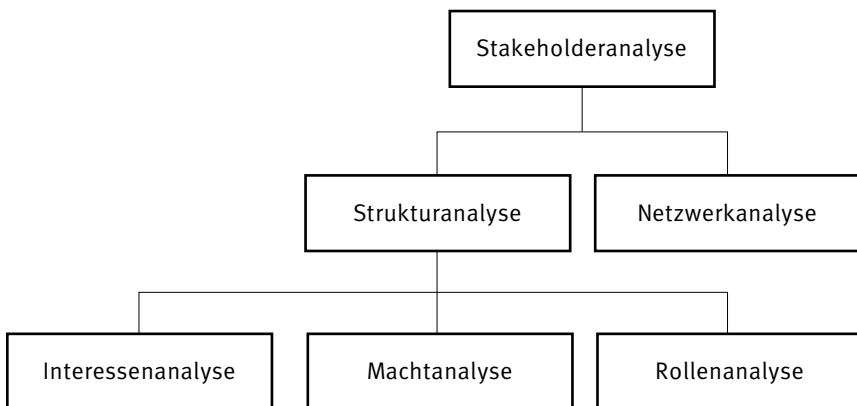
- 1) Eine *Stakeholderanalyse* ermittelt nach Willener (2007, S. 150) Anspruchsgruppen mit ihren Interessen, Einflussmöglichkeiten sowie Vernetzungen – zu ergänzen wäre: und mit ihren Rollen. Sie interessiert sich für Beteiligte sowie für zu Beteiligende. Stakeholder sind Menschen, die Ansprüche an etwas oder jemanden haben, also etwas im Sinn haben. Eine Stakeholderanalyse liefert also Beschreibungen von Anspruchsgruppen (Stakeholders) und womöglich auch Erklärungen zu ihnen. Bedient sie sich der Modalen Strukturierungstheorie, bezieht sie sich zugleich auf Lebensziele, Lebenslagen und Rollen einerseits sowie Interaktionen andererseits. Sie besteht daher nicht nur aus einer *Interessenanalyse* – dies, die Identifikation der Ansprüche der an einem Thema Interessierten, stellt eine verkürzte Version der Stakeholderanalyse dar. Die *Interessenanalyse* behandelt die Frage «Wer möchte und will was?». Interessengegensätze und -gemeinsamkeiten kommen zum Vorschein. Zu ihr hinzu kommt die *Machtanalyse*. Sie behandelt die Frage «Wer kann (und allenfalls muss) was?» und ergibt ein Bild der Machtverhältnisse. Nicht alle Beteiligten vermögen nämlich ihre Interessen mit derselben Macht zu verfolgen. Und die *Rollenanalyse* behandelt schliesslich die Frage «Wer darf und soll was?». In beruflichen Zusammenhängen spielen die Beteiligten häufig Rollen, deren Rechte und Pflichten sich aus der Zugehörigkeit zu einer Organisation ergeben, sie interpretieren diese Rolle jedoch und nutzen den Interpretationsspielraum dabei vor dem Hintergrund ihrer eigenen Werthaltungen. Hier können zum Beispiel widersprüchliche Verpflichtungen oder Vorrechte zutage treten. Die Rollen entstammen häufig unterschiedlichen Lebensbereichen.

Geht man auf diese Weise Interessen, Macht und Rollen nach, so zugleich den – man denke an Giddens' Theorem – Ermöglichkeiten und Einschränkungen von Praxis. Darum unterscheidet sich eine strukturierungstheoretisch interpretierte Stakeholderanalyse kaum von einer *Kraftfeldanalyse*, die in den theoretischen Fussstapfen des Gestaltpsychologen Kurt Lewin bei der Zielverfolgung förderliche und hinderliche Kräfte auszumachen sucht und vorschlägt, unbefriedigende Situationen auf zwei Arten anzugehen: durch Stärkung der dem Ziel förderlichen Kräfte oder Schwächung der dem Ziel hinderlichen Kräfte.

Genau genommen geht eine Analyse im eigentlichen Wortsinne über die blossen Beschreibungen hinaus, die als Antworten auf die genannten Fragen

anfallen. Sie sucht nämlich auch die Warum-Fragen zu beantworten, Zusammenhänge aufzudecken und somit Erklärungen zu liefern. Angesichts knapper Ressourcen lässt man es jedoch oft bei der Beschreibung bewenden. Wenn ein erster Frageblock lautet: Wer sind die Stakeholders, wie lassen sie sich beschreiben, wie stehen ihre Lebensziele, Lebenslagen und Rollen zueinander?, und eine *Strukturanalyse* Antworten darauf gibt, so lautet eine nächste Frage: In welcher Beziehung, in welchem Kontakt stehen die Stakeholders zu- bzw. miteinander? Nach Giddens verweist regelmässiger interaktiver Kontakt auf – für die Soziokulturelle Animation wie geschildert besonders relevante – Sozialintegration, Beziehung auf Systemintegration. Die *Netzwerkanalyse* erfasst denn, welche Kontakte Beteiligte unterhalten (zum Zusammenhang von Netzwerkanalyse und sozialem Kapital vgl. Jansen, 2003, S. 26–34), und allenfalls, warum sie dies tun.

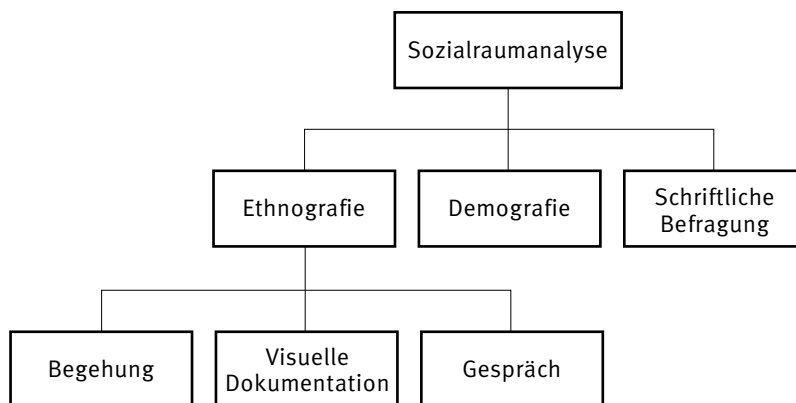
Abb. 9: Elemente der Stakeholderanalyse



Die Stakeholderanalyse greift oftmals zum Mittel der Visualisierung: Hat man die verschiedenen Stakeholders aufgezeichnet, kann man solche, deren Interessen sich sachlich ähneln, mit gleichen Symbolen umrahmen (Kreise, Rechtecke, Dreiecke usw.), die Zustimmung oder Ablehnung bezüglich eines Themas zum Beispiel mit den Rahmen-Farben Grün und Rot und die Grösse dieser Rahmen abhängig von ihrer Macht zeichnen. Sodann lassen sich Verbindungslinien zwischen den Vernetzten zeichnen, und zwar mit unterschiedlicher Linienstärke den jeweiligen Kontakthäufigkeiten entsprechend. Werden die Linien als Pfeile dargestellt, drücken sie aus, von wem die Initiative ausgeht. Es kann sich auch um Wechselseitigkeiten handeln, die mit Pfeilen nach beiden Seiten hin symbolisiert werden.

- 2) Menschen sind nach Giddens nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum situiert. Menschen bevölkern Raum, konstituieren diesen Raum neben mobilen und immobilen Dingen sowie anderen Lebewesen mit, indem sie sich platzieren und bewegen, nehmen Orte, Räume, Grenzen, Distanzen unterschiedlich wahr und geben ihnen unterschiedliche Bedeutungen. Unter all diesen Aspekten lässt sich *Sozialraum* umschreiben. «Mit Sozialraum werden somit der gesellschaftliche Raum und der menschliche Handlungsraum bezeichnet, das heisst der von den handelnden Akteuren (*Subjekten*) konstituierte Raum und nicht nur der verdinglichte Ort (*Objekte*)» (Kessl & Reutlinger, 2007, S. 23). Entsprechend fokussiert eine Sozialraumanalyse auf diese Aspekte. Das verlangt neben einem objektivierenden immer auch einen hermeneutischen Zugang. In der Regel wird dies methodisch eingelöst durch die *Kombination von Begehung* (Beobachtung), *visueller Dokumentation und Gespräch* (mit Einzelnen, z.B. Schlüsselpersonen, in Klein- oder Grossgruppen) – *soweit Ethnografie – mit Demografie* (Bevölkerungsstatistik einschliesslich Strukturdaten i.e.S.); allenfalls kommt noch eine *quantitativ orientierte Befragung* hinzu (vgl. genauer Riege & Schubert, 2002, S. 52, und allgemein Deinet, 2009; Budde, Früchtel & Cyprian, 2007). Das heisst im Wesentlichen, man geht sich vor Ort umsehen und unterhalten und nimmt Eindrücke mit. Man stützt sich aber auch auf vorliegende Informationen (z.B. Dokumente und Statistiken aus dem Internet), die man unter Umständen noch mit einer (teil)standardisierten Erhebung ergänzt. Eine Analyse, die ihren Namen verdient, benützt dabei nicht nur gesellschaftstheoretische Begrifflichkeiten, um ihre Beschreibungen auf wesentliche Aspekte des Zusammenlebens auszurichten, sondern auch das Erklärungspotenzial, das Gesellschaftstheorie besitzt, das heisst, sie setzt bestimmte Aspekte des Sozialraums miteinander in Beziehung. Sozialraumanalyse ist somit ein Beispiel für doppelte Hermeneutik und keineswegs einfach eine Analyse des Raums, der durch «natürliche» und bauliche Gegebenheiten entsteht.

Abb. 10: Elemente der Sozialraumanalyse



Mit einer sozialräumlich ausgerichteten Analyse gelangen auch kollektive Merkmale des Zusammenlebens in den Blick, zum Beispiel die Erreichbarkeit von Organisationen, die Verkehrssituation, die Qualität von Bauten und Umgebungen usw. Zudem ist die Homo- bzw. Heterogenität der Bevölkerung vor Ort ein sehr wichtiger Gesichtspunkt. Das «St. Galler Modell zur Gestaltung des Sozialraums» nennt als dritten Eckpunkt neben der Gestaltung von Orten und der Arbeit mit Menschen auch noch die Gestaltung struktureller Steuerung, womit Inhalte und Formen politischer Steuerung angepeilt werden (Reutlinger & Wigger, 2010, S. 46–51).

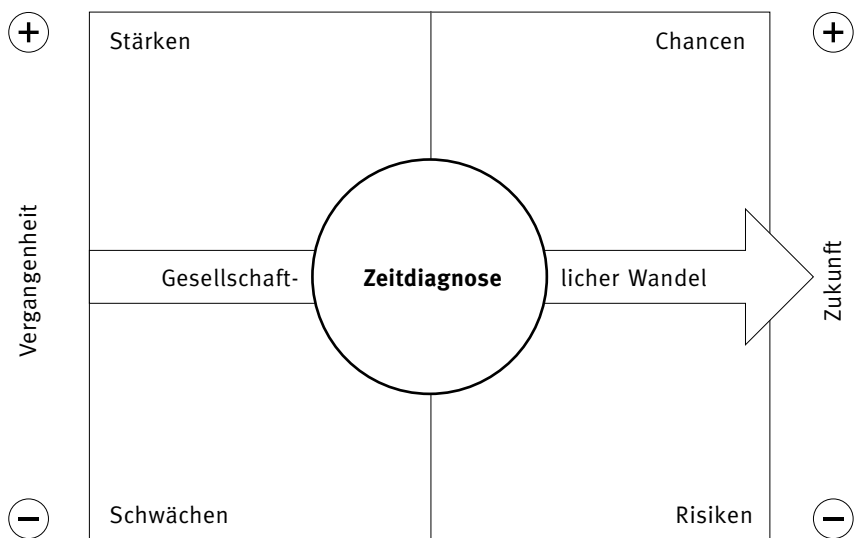
Eine Analyse auf einen ausgewählten Sozialraum zu beschränken, birgt indes auch Gefahren. Eine Sozialraumanalyse darf denn keineswegs den Vergleich mit anderen Sozialräumen scheuen und hat gebietsspezifische Entwicklungsbeschränkungen zu erkennen, sonst «verlieren die im Rahmen des Quartiermanagements benutzten (...) Ansätze ihren emanzipatorischen Gehalt» (Reutlinger & Wigger, 2008, S. 358). Zudem sind Sozialraumanalysen, wenn sie in Handlungsansätze münden sollen, oft partizipativ angelegt, und dabei sind zwei weitere Kritikpunkte zu beachten: «Es wird zu wenig hinterfragt, inwieweit diese Mitwirkungsverfahren vor Ort tatsächlich Gewähr bieten, dass benachteiligte Minderheiten ihre Interessen einbringen können. Die auf den Nahraum begrenzte Beteiligungsstrategie erzeugt zudem die Illusion, dass gesellschaftliche Probleme moderner Gesellschaften vor Ort gelöst werden könnten» (Reutlinger & Wigger, 2008, S. 360).

- 3) Zuweilen wird der Soziokulturellen Animation im Vergleich zu den anderen Teilberufen der Sozialen Arbeit zugeschrieben, ihr Ausgangspunkt sei in besonderem Masse der gesellschaftliche Wandel. Menschen sollen diesem Wandel nicht einfach ausgeliefert sein, sondern ihn in ihrem Lebensumfeld mitprägen können. Hier kommt nun also die Zeitdimension hinzu: Nicht nur sollen aus vergangenen Erfahrungen Schlüsse gezogen, sondern mehr noch mögliche Zukünfte entworfen werden. In der Soziologie hat sich ein besonderes Textgenre etabliert, das solche Entwürfe anregen und erhellen kann: die *Zeitdiagnose*. Oftmals erfinden solche Zeitdiagnosen ausdrücklich einen neuen Gesellschaftsbegriff, um ihre Einschätzung auf den Punkt zu bringen und auf sich aufmerksam zu machen. Über die massenmediale Verbreitung gehen diese Begriffe dann in den Alltagswortschatz ein. So ist zum Beispiel seit einigen Jahrzehnten schon die Rede von der Konsumgesellschaft, Leistungsgesellschaft, Überflussgesellschaft. Ausdrücke wie Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Konfliktgesellschaft sind später hinzugekommen, ebenso individualisierte Gesellschaft, multikulturelle Gesellschaft, globalisierte Gesellschaft usw. Tatsächlich finden sich in der Fachliteratur Dutzende solcher Gesellschaftsbegriffe, die auf einer bestimmten Zeitdiagnose beruhen.

Mit einer Theorie gesellschaftlichen Wandels ist (meist) noch nichts darüber gesagt, ob der von ihr beschriebene und erklärte Wandel auch zu begrüßen ist. Genau mit dieser Optik gehen Zeitdiagnosen über blasse Theorien hinaus. «Soziologische Zeitdiagnosen beschreiben und erklären nicht nur die gesellschaftlichen Zustände und Zukunftsaussichten; eine Bewertung als funktional oder dysfunktional, Chance oder Krise, gut oder schlecht tritt hinzu» (Schimank, 2002, S. 367). Dieser Aspekt der Bewertung macht Zeitdiagnosen besonders dafür geeignet, öffentlichen und sozialberuflichen Diskussionen eine Orientierungshilfe anzubieten: «Zeitdiagnosen sind der Versuch, Beobachtungen, Analysen und Reflexionen so zu pointieren und zusammenzufassen, dass daraus Deutungsangebote entstehen, die für die öffentliche Selbstverständigungsdiskussion einer Gesellschaft hilfreich sein können» (Reese-Schäfer, 1999, S. 440).

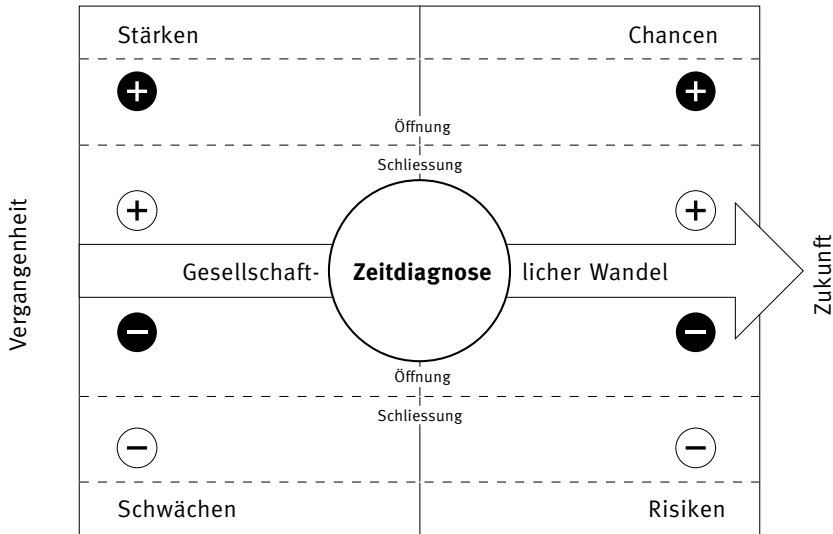
Soziokulturelle Animation kann sich dieser Deutungsangebote bedienen, wenn sie selber im lokalen Kontext eine Zeitdiagnose erstellt. Mit einer Zeitdiagnose tritt man immer auch in einen Erfahrungs- und Erwartungshorizont ein. Mit dieser Zeitdimension ist die Soziokulturelle Animation aus der Projektmethodik vertraut (SWOT-Analyse, SEPO-Methode; vgl. Willener, 2007, S. 293 und 227).

Abb. 11: Zeitdiagnose als zweidimensionale SWOT-Analyse



Mit einer eigenen Zeitdiagnose kann die Soziokulturelle Animation relativ einfach lokal relevante Bewertungen verdichten und in einen geschichtlichen Kontext stellen. Sozialwissenschaftliche Zeitdiagnosen bereichern ihre Einschätzungen bei Bedarf und verleihen ihr mehr diagnostische Tiefe. Die Zukunft lässt sich dabei im Sinne einer Prognose oder aber im Sinne einer (Real-) Utopie entwerfen, das heisst als wahrscheinliche oder erwünschte Zukunft. Wer die Zeitdiagnose verfeinern möchte, kennzeichnet die gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen nicht nur als vergangen und künftig sowie erwünscht und unerwünscht, sondern auch als ermöglichend oder einschränkend. In Betracht kommt also zusätzlich, ob es sich um – seien es positive oder negative – Öffnungen (d.h. mehr Können, Mögen, Dürfen; symbolisiert durch gefüllte Kreise) oder Schliessungen (d.h. mehr Müssen, Wollen, Sollen; symbolisiert durch leere Kreise) der Handlungsspielräume handelt. Es würde nämlich zu kurz zielen, generell jede Öffnung positiv und jede Schliessung negativ zu bewerten. So können zum Beispiel zunehmende Freiheiten unerwünschte Nebenfolgen haben, und in diesem Falle mag es dann durchaus zu begrüßen sein, wenn neue Regeln sodann fordern, den schädlichen Gebrauch solcher Freiheiten zu unterlassen.

Abb. 12: Zeitdiagnose als dreidimensionale SWOT-Analyse



Die drei beschriebenen Verfahren, die Stakeholderanalyse, die Sozialraumanalyse und die Zeitdiagnose, lassen sich natürlich auch kombinieren und können das eine Mal eher journalistischen Methoden des Recherchierens, ein andermal dagegen eher wissenschaftlichen Forschungsmethoden nahekommen. Alle drei Methoden werden oft auch bloss mit Blick auf einen ausgewählten Lebensbereich (oder einige wenige Lebensbereiche) eingesetzt, und dies zudem meistens mit einem begrenzten lokalen Bezug. Gewiss haben nicht alle Lebensbereiche dasselbe Gewicht in der Gesellschaft. Gemeinschaft, Bildung, Wirtschaft und Politik sind für die individuellen Lebensverläufe von herausragender Bedeutung, während Soziokulturelle Animation besonders auch noch Kunst und Unterhaltung (die manchmal als «Kultur» zusammen behandelt werden) aufgrund ihres speziellen Interesses an einer «Demokratisierung der Kultur» in den Blick nimmt. Quartier- und Gemeinde-diagnosen fokussieren denn oft auf diese Lebensbereiche. (vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 254)

Zusammenfassung

Damit sich Soziokulturelle Animation unter den Berufen der Sozialen Arbeit behaupten kann, muss sie darlegen können, wofür sie besonders zuständig ist. Hier wird vermutet, ihre Spezialität liege darin, den gesellschaftlichen Zusammenhalt vor allem da zu unterstützen, wo die primären Instanzen ihn zu wenig

zustande bringen, und zwar, indem sie dabei den direkten Kontakt zwischen Menschen im Auge hat. Die gesellschaftliche Aufgabe Soziokultureller Animation ist also die subsidiäre Förderung zwischenmenschlichen Zusammenhalts, das heisst der Sozialintegration. Daraus leitet sich ihr Interesse ab, Menschen zusammenzubringen. Da Integration auch Schattenseiten haben kann, orientiert sich Soziokulturelle Animation, wenn sie Sozialintegration in den Blick nimmt, normativ an den Grundwerten der modernen Gesellschaften, die man als «Geist des Demokratismus» zusammenfassen kann. Um sozialintegrativ wirken und ihr professionelles Handeln begründen zu können, ist Soziokulturelle Animation auf darauf zugeschnittenes Wissen, auf eine «Kohäsologie», könnte man sagen, angewiesen. Die Soziologie leistet ihr hier gute Dienste, und in ihr besonders eine Richtung, die unter dem Etikett «Strukturierungstheorie» die Ansätze verschiedener Autoren versammelt. Die Strukturierungstheorie beleuchtet das Verhältnis von gesellschaftlicher Struktur und Praxis. Pierre Bourdieu und Anthony Giddens haben ihre Grundlagen geliefert, und der Verfasser des vorliegenden Texts entwickelt sie zu einer Modalen Strukturierungstheorie weiter. Diese vereinigt grundlegende Theoreme Bourdieus und Giddens' mit sprachwissenschaftlichen Analysen der Modalverben. Für die Soziokulturelle Animation resultiert daraus die Erkenntnis,

- dass die Menschen, an die sie sich wendet, eine Position in der Gesellschaftsstruktur einnehmen je nachdem, was sie können und müssen, mögen und wollen, dürfen und sollen,
- dass diese Menschen aufgrund dieser Voraussetzungen handeln, zusammenkommen und die Struktur damit zum grössten Teil reproduzieren
- und dass sich diese Positionierung unter dem Einfluss vieler weiterer Identitätsmerkmale vollzieht.

Giddens bezieht dabei den Begriff der Sozialintegration auf die Interaktionen Anwesender. Dieser theoretische Rahmen hilft der Soziokulturellen Animation zunächst, das menschliche Zusammenleben daraufhin zu untersuchen, wer mit wem interagiert und in welchen Hinsichten der zwischenmenschliche Kitt zu gering ist. Sichtbar wird eine sehr differenzierte Gesellschaft und, warum sie in diesem Masse hierarchisch, kulturell und institutionell differenziert ist. Sozialkapitaltheorie und Integrationstheorie ergänzen bei aller möglichen Kritik diese Sicht des Zusammenlebens. Mit Ersterer kann Soziokulturelle Animation ihr Augenmerk auf horizontale Netzwerke, schwache Beziehungen, «bridging» und «linking capital» richten. Mit Letzterer kann sie Kohäsionskrisen betrachten und sich als Brückeneinrichtung verstehen. Ein kritischer Blick auf die Sozialkapitaltheorie und die mit ihr begründete sozialraumorientierte Community-Orientierung wirft die Frage auf, ob nicht eher Gerechtigkeit denn Kohäsion als Leitstern Sozialer Arbeit dienen sollte. Beides lässt sich aber, wenn man das Wechselspiel von Struktur

und Handeln in den Blick nimmt, nicht gegeneinander ausspielen. Ersichtlich wird indes, dass und wie die Teilberufe Sozialer Arbeit voneinander abhängen. Bei aller faktischen Überlappung der Tätigkeitsfelder scheinen Sozialarbeit und Sozialpädagogik – so, wie sie in der Schweiz aufgefasst werden – vornehmlich für die Verbesserung von Handlungsvoraussetzungen in der Gesellschaftsstruktur zuständig, Soziokulturelle Animation widmet sich demgegenüber dem zwischenmenschlichen Zusammenhalt, der im Handeln der Gesellschaftsmitglieder zum Ausdruck gelangt. Die wechselseitige Abhängigkeit der drei Teilprofessionen Sozialer Arbeit ergibt sich aus dem Wirkungszusammenhang von Struktur und Handeln, den die Strukturierungstheorie ins Zentrum der Analyse rückt.

Oft bleiben Theoriekenntnisse beruflicher Praxis rein äusserlich. Um dies zu vermeiden, verknüpft ein allgemeines Wissen-Praxis-Transfermodell berufliche Handlungsschritte mit verschiedenen Arten von Wissen. Das Modell soll erleichtern, verfügbares Fachwissen gezielt im Handeln zu nutzen und, wo nötig, besondere Nachforschungen anzustellen. Die beigeordnete Wissenslandkarte hilft gleichsam beim Wandern durch die Wissenslandschaft. Nicht nur heisst ein Element im Wissen-Praxis-Transfermodell Situationsanalyse, sondern diese ist auch aus der Projektmethodik bekannt und kommt der Diagnostik gleich. Mit der Stakeholderanalyse, der Sozialraumanalyse und der Zeitdiagnose verfügt die Soziokulturelle Animation über gute Möglichkeiten, mitunter komplexe Situationen zu analysieren.

Die präsentierten Materialien unterfüttern allesamt die *soziokulturell-animatorische Diagnostik*:

- Die Bestimmung der gesellschaftlichen Aufgabe bietet eine Orientierung für die Wahrnehmung.
- Die (Modale) Strukturierungstheorie bietet, zumal mit Hilfe von Sozialkapitaltheorie und Integrationstheorie, eine Orientierung für Beschreibungen und Erklärungen.
- Der Geist des Demokratismus bietet eine Orientierung für Bewertungen.
- Das allgemeine Wissen-Praxis-Transfermodell und die Wissenslandkarte bieten Orientierungen für die Nutzung von Wissen unterschiedlicher Art in der Praxis.
- Stakeholderanalyse, Sozialraumanalyse und Zeitdiagnose bieten Orientierungen für methodisch kontrolliertes Vorgehen bei der Gewinnung beschreibender, erklärender und bewertender sowie evtl. praktischer (handlungsentwerfender) Informationen.

Ihre Diagnostik hilft Soziokultureller Animation, Interventionen und Präventionen ins Auge zu fassen und ihre praktischen Entscheidungen zu plausibilisieren.

Epilog: Georg Simmel über Brücke und Tür

Georg Simmel (1858–1918) zählt zu den wichtigsten Klassikern der Soziologie. Im Rahmen seiner Essaysammlung «Das Individuum und die Freiheit» hat er einen kurzen Text mit dem Titel «Brücke und Tür» veröffentlicht. Dieser Essay ist ein Spiel mit Identität und Differenz, Verbindung und Trennung und beginnt mit folgenden Sätzen: «Das Bild der äusseren Dinge hat für uns die Zweideutigkeit, dass in der äusseren Natur alles als verbunden, aber auch alles als getrennt gelten kann. Die ununterbrochenen Umsetzungen der Stoffe wie der Energien bringen jedes in Beziehung zu jedem und machen aus allen Einzelheiten *einen* Kosmos. Andererseits aber bleiben die Gegenstände in das unbarmherzige Auseinander des Raumes gebannt, keinem Materienteil kann sein Raum mit einem anderen gemeinsam sein, eine wirkliche Einheit des Mannigfaltigen gibt es im Raume nicht» (2001, S. 55). Dasselbe zeigt sich mit Blick auf menschliches Zusammenleben: Die unablässigen Interaktionen bilden aus den Menschenkörpern einen Kosmos der Gesellschaft, und doch bleibt jeder Körper darin für sich. «Nach welcher Formel nun (...) beide Wirksamkeiten sich zusammenfinden, ob die Verbundenheit oder ob die Getrenntheit als das natürlich Gegebene empfunden wird, und das jeweilig andere als die uns gestellte Aufgabe – danach lässt sich all unser Tun gliedern» (2001, S. 55). In jedem Menschenleben stellen sich immerhin beide Aufgaben, die Sozialisation und die Individuation. Wir sind Menschen, «die Verbundenes trennen oder die Getrenntes verbinden» (2001, S. 55).

Simmel äussert sich zu einigen Kulturleistungen, die ihm indessen gleichsam unter der schreibenden Hand zu Bildern werden, die dem Umgang mit Verbundenem und Getrenntem Ausdruck verleihen. Für eine der grössten menschlichen Leistungen hält Simmel das erstmalige Anlegen eines Weges. Es ist ein Sinnbild für Institutionalisierung: «Der Verbindungswille war zu einer Gestaltung der Dinge geworden» (2001, S. 56). Ein Weg prägt sich der Erdoberfläche ein, verbindet für Menschen «objektiv» zwei Orte, wohingegen Tiere Distanzen mit unverbundenen Anfängen und Enden überwinden. «Im Bau der Brücke gewinnt diese Leistung ihren Höhepunkt» (2001, S. 56). Die Brücke symbolisiert, wie sich unsere «Willenssphäre» über den Raum ausbreitet. «Nur für uns sind die Ufer des Flusses nicht bloss aussereinander, sondern <getrennt>; wenn wir sie nicht zunächst in unseren Zweckgedanken, unseren Bedürfnissen, unserer Phantasie verbänden, so hätte der Trennungsbegriff keine Bedeutung» (2001, S. 56). Hätten wir keine gedanklichen Konzeptionen zum Menschenverbindenden, erschienen uns Menschen nicht als unverbunden. Eine Brücke erfüllt nicht nur praktische Zwecke, sondern wird zu etwas «Anschaulich-Dauerndem» mit ästhetischen Qualitäten. Simmel geht sodann von der Brücke zur Tür über: «Während in der Korrelation von Getrenntheit und Vereinigung die Brücke den Akzent auf die letztere fallen lässt, und den Abstand ihrer Fusspunkte, den sie anschaulich

und messbar macht, zugleich überwindet, stellt die Tür in entschiedenerer Weise dar, wie das Trennen und das Verbinden nur die zwei Seiten ebendesselben Aktes sind» (2001, S. 57). Weg- und Hüttenbau gleichen sich als Kulturleistung, da durch beide in der räumlichen Unendlichkeit eine Einheit geschaffen wird. Die Hütte schafft ein Stück in sich verbundenen Raums, die Tür jedoch wirkt wie ein Gelenk zwischen innen und aussen. Mehr noch als Wände vermitteln Türen, so sie zu sind, den Eindruck des Geschlossenseins, da sie eben auch geöffnet werden können. Wände sind gleichsam stumm, Türen beredt. Die Tür setzt ein Zeichen der Endlichkeit im Unendlichen, der Begrenzung im Unbegrenzten. Demgegenüber verbindet die Brücke Endliches mit Endlichem. «Während die Brücke, als die zwischen zwei Punkten gespannte Linie, die unbedingte Sicherheit der Richtung vorschreibt, ergiesst sich von der Tür aus das Leben aus der Beschränktheit abgesonderten Fürsichseins in die Unbegrenztheit aller Wegerichtungen überhaupt» (2001, S. 58). Simmel findet, die Tür sei bedeutungsreicher als die Brücke, da Hinein- und Hinausgehen zwei völlig unterschiedliche Akte seien, während das Überschreiten einer Brücke keine solche Differenzierung enthält, und auch bedeutungsreicher als das Fenster, das viel mehr zum Hinaussehen als Hineinsehen bestimmt ist.

Mit architektonischen Mitteln können Türen aber auch, wie Simmel an romanischen und gotischen Domen zeigt, richtungsweisend gemacht werden, das Hineinführen gegenüber dem Hinausführen hervorheben und das «venite ad me omnes» (lat. für «Kommt alle zu mir!»), das oft über Kirchen prangt, unterstreichen. Das widerhallt im weltlichen «Hereinspaziert!», das in der Signaletik ihr Stilmittel findet – Kirche erscheint insofern als Archetyp der modernen Organisation. Der rechte Weg setzt sich dann im Inneren fort. Das ist allerdings ein sehr besonderer Fall. Sonst nämlich findet sich «die Bewegung des Lebens, die gleichberechtigt von innen nach aussen wie von aussen nach innen geht. (...) Das Leben (...), wie es in jedem Augenblick eine Brücke zwischen den Unverbundenheiten der Dinge schlägt, steht ebenso in jedem [Augenblick; G.H.] innerhalb oder ausserhalb der Tür, durch die es sich von seinem Fürsichsein in die Welt, aber auch von der Welt in sein Fürsichsein hineinbewegt» (2001, S. 59f.).

Die Dynamik menschlichen Zusammenlebens verwandelt sich in der Form von Brücke und Tür in die «feste Dauer anschaulicher Gestaltung». Für Simmel «zeigt die Brücke, wie der Mensch die Geschiedenheit des bloss natürlichen Seins vereinheitlicht, die Tür, wie er die uniforme, kontinuierliche Einheit des natürlichen Seins scheidet» (2001, S. 60).

Simmel verknüpft anhand von Brücke und Tür in seinen eigentümlichen Worten die «Veranschaulichung eines Metaphysischen» mit der «Stabilisierung eines nur Funktionellen», er findet eine Analogie zwischen Logischem und Praktischem. «Weil der Mensch das verbindende Wesen ist, das immer trennen muss und

ohne zu trennen nicht verbinden kann – darum müssen wir das bloße indifferente Dasein zweier Ufer erst geistig als eine Getrenntheit auffassen, um sie durch eine Brücke zu verbinden. Und ebenso ist der Mensch das Grenzwesen, das keine Grenze hat. Der Abschluss seines Zuhause-seins durch die Tür bedeutet zwar, dass er aus der ununterbrochenen Einheit des natürlichen Seins ein Stück heraustrennt. Aber wie die formlose Unendlichkeit des Seins erst an seiner Fähigkeit der Begrenzung zu einer Gestalt kommt, so findet seine Begrenztheit ihren Sinn und ihre Würde erst an dem, was die Beweglichkeit der Tür versinnlicht: an der Möglichkeit, aus dieser Begrenzung in jedem Augenblick in die Freiheit hinauszutreten» (2001, S. 60f.). Simmel charakterisiert also den Menschen in diesem letzten Abschnitt seines Essays als verbindendes und begrenzend-grenzenloses Wesen.

Simmel legt der Soziokulturellen Animation zwei neue Bilder nahe, mit der wir aber inzwischen bereits vertraut geworden sind: den Türöffner und den Brückenbauer. Die Soziokulturelle Animation schafft Zugänge, wo Adressatinnen und Adressaten zunächst auf geschlossene Türen stossen. Sie öffnet Türen zu Lebensbereichen, aber auch zu anderen Klassen und Milieus und schafft so eine Voraussetzung dafür, dass das demokratisierende Prinzip des «Von allen für alle» zum Tragen kommen kann. Die Behausungen: Lebensbereiche, Klassen, Milieus sollen möglichst alle durch Türen betreten und wieder verlassen können. Das Bild der Tür verweist auf eine grundlegende Asymmetrie zwischen dem Draussen und Drinnen. Wenn Simmel auch Fenster in seine Betrachtung einbezieht, so erinnert dies an Luhmanns Vorstellung, Systeme «operierten» in sich geschlossen, beobachteten aber ihre Aussenwelt, sprich: Umwelt. Die Brücke demgegenüber vernetzt Menschen, sie führt von den einen zu den anderen und wieder zurück, sie verbindet die zuvor Unverbundenen, deren Verbindung aber gedanklich vorbereitet worden ist. Sie versinnbildlicht die Bildung von Sozialkapital im Sinne der Sozialkapitaltheorie, das heisst als ein Gemeingut. Die Rede von «bridging capital» benützt genau dieselbe Metapher der Brücke, während das «linking capital» eher an zu öffnende Türen gemahnt. Die zu verbindenden Ufer liegen in unterschiedlichen Klassen, Milieus, Lebensbereichen oder auch Geschlechtern, Ethnien, Altersgruppen. Eigentlich kommen hier alle Identitätsmerkmale zur Überbrückung in Frage, aber es finden sich unter ihnen wohl wichtigere und unwichtigere. Erst beim Brückenbau findet die Soziokulturelle Animation wirklich zu ihrer Bestimmung, sie ist letztlich weit mehr Brückenbauerin als blosse Türöffnerin. Mit ihrem, wie Simmel sagt, Verbindungswillen fördert sie – stets im demokratischen Sinn und Geist – das Verständnis der Menschen voneinander, das Verständnis füreinander, Begegnungen, Wechselseitigkeit, Zuverlässigkeit, Vertrauen und auf diesem Pfad fortschreitend letztlich zwischenmenschlichen

Zusammenhalt. Als Gleichgewichtskünstlerin versucht sie stets, umgeben von mannigfaltigen Differenzen, die Balance zu halten, indem sie «bei sich» bleibt und nicht aus der zugeordneten beruflichen Rolle fällt.

Literatur

- Acklin, Claudia* (2004). Über das Kulturelle in der Soziokulturellen Animation – Kreativität als Schlüsselkompetenz im angebrochenen Jahrtausend. In Züfle, Manfred (Hrsg.), *Handeln – Zwischen – Räumen. Von Soziokultureller Animation und der Vergangenheit einer Schule* (S. 112–124). Luzern: Interact – Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Bohn, Cornelia & Hahn, Alois* (2007). Pierre Bourdieu. In Dirk Kaesler (Hrsg.), *Klassiker der Soziologie, Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens* (5., überarb., aktual. u. erw. Aufl., S. 289–310). München: Beck.
- Bourdieu, Pierre* (1979). Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1982). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2: Soziale Welt)*, S. 183–198. Göttingen: Schwartz.
- Bourdieu, Pierre* (1985). Sozialer Raum und «Klassen». *Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1987). Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1992). Rede und Antwort. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre* (1997). Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK.
- Budde, Wolfgang; Früchtel, Frank & Cyprian, Gudrun* (2007). Sozialer Raum und Soziale Arbeit. *Fieldbook: Methoden und Techniken*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Burzan, Nicole et al.* (2008). Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deinet, Ulrich* (Hrsg.). (2009). *Methodenbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Dewe, Bernd & Radtke, Frank-Olaf* (1989). Klinische Soziologie – eine Leitfigur der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. In Beck, Ulrich & Bonss, Wolfgang (Hrsg.), *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens* (S. 46–71). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Diewald, Martin & Lüdicke, Jörg* (2007). Akzentuierung oder Kompensation? Zum Zusammenhang von Sozialkapital, sozialer Ungleichheit und subjektiver Lebensqualität. In Lüdicke, Jörg & Diewald, Martin (Hrsg.), *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften* (S. 11–51). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foucault, Michel* (1974). *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Franzen, Axel & Freitag, Markus* (2007). Aktuelle Themen und Diskussionen der Sozialkapitalforschung. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 47) (S. 7-22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Franzen, Axel & Pointner, Sonja* (2007). Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 47), S. 66–90. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geiser, Kaspar* (2000). Problem- und Ressourcenanalyse in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in die Systemische Denkfigur und ihre Anwendung. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Giddens, Anthony* (1984). *Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Giddens, Anthony* (1988). *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Gillet, Jean-Claude* (1998). *Animation. Der Sinn der Aktion*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Granovetter, Mark S.* (1973). The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, 78 (6), 1360–1380.
- Habermas, Jürgen* (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen* (1981a). *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen* (1991). *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hafen, Martin* (2009). *Mythologie der Gesundheit. Zur Integration von Salutogenese und Pathogenese* (2. Aufl.). Heidelberg: Carl Auer.
- Heiner, Maja (Hrsg.)*. (2004). *Diagnostik und Diagnosen in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch*. Berlin: Deutscher Ve in für öffentliche und private Fürsorge
- Heiner, Maja & Schrapper, Christian* (2004). Diagnostisches Fallverstehen in der Sozialen Arbeit. Ein Rahmenkonzept. In Christian Schrapper (Hrsg.), *Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen in der Jugendhilfe. Anforderungen, Konzepte, Perspektiven* (S. 201–221). Weinheim/München: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.)*. (1997). *Was treibt die Gesellschaft auseinander? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- in die Konfliktgesellschaft Bd. 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.). (1997a).* Was hält die Gesellschaft zusammen? Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- in die Konfliktgesellschaft Bd. 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hinte, Wolfgang (2001).* Soziale Arbeit und Stadtentwicklung: Sich vorher einmischen anstatt nachher zu jammern. In Wolfgang Hinte, Maria Lüttringhaus & Dieter Oelschlägel, Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit – Ein Reader für Studium, Lehre und Praxis (S. 212–221). Münster: Votum.
- Hongler, Hanspeter (2004).* Auf der Suche nach dem gesellschaftlichen Ort der Soziokulturellen Animation. In Züfle, Manfred (Hrsg.), Handeln – Zwischen – Räumen. Von Soziokultureller Animation und der Vergangenheit einer Schule (S. 50–78). Luzern: Interact – Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Hüpping, Sandra & Heitmeyer, Wilhelm (2008).* Integration/Solidarität. In Sina Farzin & Stefan Jordan (Hrsg.), Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Hundert Grundbegriffe (S. 126–129). Stuttgart: Reclam.
- Husi, Gregor & Meier Kressig, Marcel (1998).* Der Geist des Demokratismus. Modernisierung als Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Sicherheit. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Husi, Gregor & Meier Kressig, Marcel (2002).* Auf den Spuren des Lebens. Eine Weiterentwicklung des Lebenslagenkonzepts. SozialAktuell, 34 (15), 20–23.
- Husi, Gregor & Wandeler, Bernard (2006).* Einige theoretische und empirische Grundlagen zur Zukunft der Soziokulturellen Animation. SozialAktuell, 38 (9), 6–9.
- Husi, Gregor (2009).* Wege aus dem Randdasein. SozialAktuell, 41 (4), 30–32.
- Imbusch, Peter & Rucht, Dieter (2005).* Integration und Desintegration in modernen Gesellschaften. In Wilhelm Heitmeyer & Peter Imbusch (Hrsg.), Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft (S. 13–71). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jäger, Reinhold S. & Petermann, Franz (Hrsg.). (1992).* Psychologische Diagnostik. Ein Lehrbuch (2., veränd. Aufl.). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Jansen, Dorothea (2003).* Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele (2., erw. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Karstedt, Susanne (2004).* Linking capital. Institutionelle Dimensionen sozialen Kapitals. In Kessl, Fabian & Otto, Hans-Uwe (Hrsg.), Soziale Arbeit und Soziales Kapital. Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit (S. 45–62). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, Fabian & Otto, Hans-Uwe (2004).* Soziale Arbeit und die Neugestaltung des Sozialen. In Kessl, Fabian & Otto, Hans-Uwe (Hrsg.), Soziale Arbeit und Soziales Kapital. Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit (S. 7–18). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, Fabian; Otto, Hans-Uwe & Ziegler, Holger (2004).* Der Raum, sein Kapital und seine Nutzer. In Riege, Marlo & Schubert, Herbert (Hrsg.), Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis (S. 191–205). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessl, Fabian & Reutlinger, Christian (2007).* Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klüsche, Wilhelm (Hrsg.). (1999).* Ein Stück weitergedacht ... Beiträge zur Theorie- und Wissenschaftsentwicklung der Sozialen Arbeit. Freiburg i.Br.: Lambertus.
- Kriesi, Hanspeter (2007).* Sozialkapital. Eine Einführung. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 47), S. 23–46. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kunstreich, Timm et al.* (2003). Diagnose und/oder Dialog? Widersprüche, 23 (2), 11–31.
- Landhäuser, Sandra* (2008). Communityorientierung in der Sozialen Arbeit. Die Aktivierung von sozialem Kapital. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lange, Stefan* (2000). Der anomische Schatten der Moderne – Gesellschaftliche Desintegration im Fokus der Forschergruppe um Wilhelm Heitmeyer. In Uwe Schimank & Ute Volkmann (Hrsg.), *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme* (S. 109–123). Opladen: Leske + Budrich.
- Lehni, Faust; Odermatt, Judith & Peterhans, Mia* (2008). Sozialkapital & Soziokulturelle Animation. Sozialkapital-Forschung und -Förderung im lokalen Kontext. Unveröff. Diplomarbeit. Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Luhmann, Niklas* (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (2 Bde.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter* (2005). Handeln und Struktur. Pierre Bourdieus Praxeologie. In Catherine Colliot-Thélène; Etienne François & Gunter Gebauer, *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven* (S. 21–42). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Possehl, Kurt* (2009). Theorie und Methodik systematischer Fallsteuerung in der Sozialen Arbeit. Einführung in den Heurismus «Beurteilung der Situation mit Entschluss» (BSE). Luzern: Interact.
- Reckwitz, Andreas* (2007). Anthony Giddens. In Dirk Kaesler (Hrsg.), *Klassiker der Soziologie, Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens* (5., überarb., aktual. u. erw. Aufl., S. 311–337). München: Beck.
- Reese-Schäfer, Walter* (1999). Die seltsame Konvergenz der Zeitdiagnosen: Versuch einer Zwischenbilanz. *Soziale Welt*, 50, 433–448.
- Reutlinger, Christian & Wigger, Annegret* (2008). Von der Sozialraumorientierung zur Sozialraumarbeit. Eine Entwicklungsperspektive für die Sozialpädagogik? *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 6 (4), 340–371.
- Reutlinger, Christian & Wigger, Annegret* (2010). Das St. Galler Modell – eine Denkfigur zur Gestaltung des Sozialraums. In Reutlinger, Christian & Wigger, Annegret (Hrsg.), *Transdisziplinäre Sozialraumarbeit. Grundlegungen und Perspektiven des St. Galler Modells zur Gestaltung des Sozialraums* (S. 13–54). Berlin: Frank & Timme.
- Riege, Marlo & Schubert, Herbert* (2002). Zur Analyse sozialer Räume – Ein interdisziplinärer Integrationsversuch. In Riege, Marlo & Schubert, Herbert (Hrsg.), *Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis* (S. 7–68). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ross, Dorothy* (1998). Jane Addams (1860–1935). Häuslicher Feminismus und die Möglichkeiten der Sozialwissenschaften. In Honegger, Claudia & Wobbe, Theresa (Hrsg.), *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts* (S. 130–152). München: Beck.
- Schimank, Uwe* (2000). *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim/München: Juventa.
- Schimank, Uwe* (2002). Individuelle Akteure: Opfer und Gestalter gesellschaftlicher Dynamiken. In Volkmann, Ute & Schimank, Uwe (Hrsg.), *Soziologische Gegenwartsdiagnosen II. Vergleichende Sekundäranalysen* (S. 367–389). Opladen: Leske + Budrich.
- Schrödter, Mark* (2007). Soziale Arbeit als Gerechtigkeitsprofession. Zur Gewährleistung von Verwirklichungschancen. *neue praxis*, 37 (1), 3–28.

- Simmel, Georg* (2001). Brücke und Tür. In Simmel, Georg, Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918. Band I. Gesamtausgabe Band 12 (ist mir nicht klar: Band 1 der Gesamtausgabe in 12 Bänden?) (S. 55–61). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spierts, Marcel* (1998). Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Thole, Werner* (2002). Soziale Arbeit als Profession und Disziplin. Das sozialpädagogische Projekt in Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung – Versuch einer Standortbestimmung. In Werner Thole (Hrsg.), Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch (S. 13–59). Opladen: Leske + Budrich.
- Willener, Alex* (2007). Integrale Projektmethodik. Für Innovation und Entwicklung in Quartier, Gemeinde und Stadt. Luzern: Interact.



4 *Martin Hafen*

Die Soziokulturelle Animation aus
systemtheoretischer Perspektive



1. Einleitung

Die Soziokulturelle Animation beschreibt sich als Disziplin der Sozialen Arbeit, die aus unterschiedlichen Traditionen entstanden ist¹. Infolge dieser heterogenen Herkunft ist der Beschreibungs- und Erklärungshintergrund der Soziokulturellen Animation durch ganz unterschiedliche theoretische Bezüge geprägt². Diese Bezüge lassen sich gut durch Theorien ergänzen, die in verwandten Disziplinen aus der Sozialen Arbeit oder aus der Pädagogik als Grundlagen genutzt werden. Die dadurch entstehende theoretische Vielfalt kann sowohl als Chance als auch als Gefahr angesehen werden. Sie ist eine Chance, weil sie der Disziplin zu unterschiedlichsten Aspekten ihres komplexen Handlungsfeldes Möglichkeiten der Beschreibung und Erklärung liefert, und sie ist eine Gefahr, weil die einzelnen theoretischen Ansätze auf ganz unterschiedlichen Begründungszusammenhängen beruhen. Das macht es nicht nur für Laien, sondern auch für die Fachleute schwierig, die genutzten Theorien zueinander in Beziehung zu setzen und die verwendeten Begriffe zu klären. Dies mag ein Grund dafür sein, dass es der Soziokulturellen Animation nicht leicht fällt, sich und ihr Tätigkeitsfeld klar zu definieren und von andern Disziplinen wie der Gemeinwesenarbeit, der Offenen Jugendarbeit, der Sozialpädagogik oder des Community Development abzugrenzen. Die nicht klar definierte Identität wiederum erschwert die Selbstdarstellung der Disziplin und ihrer Fachleute in erheblichem Mass³. Dazu kommt, dass die Bemühungen um die Etablierung einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit weitgehend ohne Referenz auf die Soziokulturelle Animation erfolgen, sondern sich auf die (behandelnde) Sozialarbeit und auf die Sozialpädagogik beschränken⁴. Obwohl viele Erkenntnisse aus diesen sich herausbildenden Wissenschaften auch für die Soziokulturelle Animation genutzt werden können, ist es für die Etablierung des Berufs doch unabdingbar, dass seine spezifischen Aspekte wissenschaftlich (das heisst: theoretisch und empirisch) fundiert werden.

Dieser Aufsatz hat das Ziel, die Soziokulturelle Animation aus der Perspektive der soziologischen Systemtheorie⁵ zu beschreiben. Die Theorie wurde in der zweiten

1 Vgl. dazu das Kap. 1, H. Wettstein, S. 16

2 Eine Annäherung an diese theoretischen Hintergründe findet sich in Kap. 3.

3 Vgl. hierzu etwa Stirnimann (2009).

4 Als Beispiel dafür kann etwa die Diskussion um die Mandatierung der Sozialen Arbeit (vgl. Staub-Bernasconi, 1997) genommen werden, die sich alleine schon von der Terminologie her (etwa dadurch, dass ausschliesslich von «KlientInnen» gesprochen wird) primär auf die Sozialarbeit ausgerichtet ist und die für andere, eher präventiv orientierte Disziplinen der Sozialen Arbeit gesondert geführt werden müsste. Mehr dazu im Unterkapitel 3.5.

5 Ich werde für die Bezeichnung der hier genutzten Theorie in der Folge den Begriff «Systemtheorie» verwenden – in vollem Bewusstsein, dass es auch noch zahlreiche andere Systemtheorien gibt, deren Tradition bis in die griechische Antike zurückreicht.

Hälfte des letzten Jahrhunderts durch Niklas Luhmann erarbeitet und stellt mittlerweile in der Wissenschaft über die Soziologie hinaus einen wichtigen, aber auch kontrovers diskutierten theoretischen Bezugsrahmen dar⁶. Ein wichtiger Aspekt ist dabei, dass die Theorie bereits für andere Bereiche professioneller Praxis wie die Psychotherapie, die Unternehmensberatung, die Pädagogik und auch die Sozialarbeit einen wichtigen wissenschaftlichen Bezugsrahmen bildet.

Zudem gibt es natürlich auch theorieimmanente (in der Theorie selbst liegende) Gründe für einen systemtheoretischen Zugang zur Soziokulturellen Animation⁷: Zum einen bietet die Theorie ein umfassendes Instrumentarium an Begriffen und Aussagen, das wie dafür geschaffen ist, ein so vielfältiges und komplexes Praxisfeld wie das der Soziokulturellen Animation zu erfassen. Dabei kommt sehr gelegen, dass sich die «soziologische» Systemtheorie seit einigen Jahren immer mehr auch zu einer Theorie psychischer Systeme entwickelt⁸ und sich auch für die Beschreibung körperlicher (etwa: neurobiologischer) Prozesse als durchaus brauchbar erweist. Zum andern zeichnet sich die soziologische Systemtheorie durch ein grosses Mass an Interdisziplinarität aus, da Luhmann Erkenntnisse aus ganz unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen (i.e. Mathematik, Kybernetik, Zellbiologie) in seine Version der Systemtheorie integriert hat. Und schliesslich ist sie eine Theorie, die nicht wie von aussen auf die Welt schaut, sondern sich selbst in ihre Beobachtungen mit einbezieht. Das bedeutet, dass alle gewonnenen theoretischen Erkenntnisse auch für die Theorie selbst gelten. Wenn sich zum Beispiel aus den theoretischen Erkenntnissen ergibt, dass es so etwas wie eine absolute Wahrheit nicht geben kann, dann heisst dies gleichzeitig, dass eine systemtheoretische Beschreibung der Soziokulturellen Animation nur eine neben andern möglichen Beschreibungen ist – und sicher nicht die einzig richtige.

Vielleicht könnte man die Systemtheorie als Joker sehen, der die Dinge durcheinander bringt, indem er an Stellen Verzweigungen schafft, an denen man nicht mit ihnen rechnet (Baecker, 2002, S. 83). Damit wird mit der Entscheidung für die Systemtheorie für eine besondere Fragehaltung optiert, die man in Anschluss an Fuchs (2000a, S. 158) als Haltung des «Was wäre, wenn ...?» bezeichnen kann. Was wäre, wenn man die Soziokulturelle Animation mit den Begriffen und

6 Vgl. für eine umfassende Darstellung der Luhmannschen Theorie Luhmann (1994a, 1997) oder für eine einfacher verständliche Einführung Berghaus (2006).

7 Diese Voraussetzungen gelten auch für die Beobachtung anderer Praxisfelder wie der Prävention oder der Sozialen Arbeit in der Schule. Vgl. dazu Hafen (2005, 2007a).

8 Vgl. etwa Fuchs (2005).

Sätzen der Systemtheorie beschrieb? «Was liesse sich sehen? Was verschwände aus der Sicht? Wo lägen die Klarheitsgewinne, wo die Schärfeverluste, wo die Anschlüsse?»⁹»

Diese Fragen werden mit folgenden Schritten angegangen: Zuerst werden die wichtigsten Grundlagen für die systemtheoretische Beschreibung der Soziokulturellen Animation eingeführt. Danach geht es darum, die Soziokulturelle Animation in der Gesellschaft zu verorten, das heisst ihre Funktion zu klären und sie in Bezug zu andern Berufen zu setzen. Im letzten Kapitel wird ein Blick auf die Praxis der Soziokulturellen Animation geworfen mit dem Ziel, die Interventionspositionen und die zentralen methodischen Zugänge des Berufs aus systemtheoretischer Perspektive zu beschreiben.

2. Systemtheoretische Grundlagen

Theorie kann vereinfacht als Anleitung zur Beobachtung der Welt verstanden werden¹⁰. Anstelle der persönlichen «Alltagstheorien», mit denen wir das tägliche Geschehen erfassen, zeichnen sich wissenschaftliche Theorien durch eine sorgfältig ausgearbeitete Begrifflichkeit und durch Aussagen aus, die miteinander in Zusammenhang stehen. Diese Begriffe und Aussagen machen die Systematisierungsleistung einer Theorie aus, und sie erlauben es, Beobachtungen wie die nachfolgende Beobachtung der Soziokulturellen Animation in einem gewissen Mass zu objektivieren¹¹. Wenn nun eine wissenschaftliche Theorie wie die soziologische Systemtheorie für die Beschreibung eines Praxisfeldes – bzw. präziser: für die Wiederbeschreibung der Selbstbeschreibungen professioneller Praxis – genutzt wird, spricht Luhmann (2002, S. 199ff.) von einer «Reflexionstheorie». Solche Reflexionstheorien können nicht immer nach strengsten wissenschaftlichen Standards realisiert werden; sie haben aber doch «Ansprüchen an die Konsistenz» zu genügen (ebd., S. 203).

Dabei darf etwas nicht vergessen werden: Auch wenn die «Soziokulturelle Animation [...] in der Aktion entstanden» ist (Stirnemann, 2009, S. 13), so sind die Prinzipien ihrer Erkenntnis- und Wissensgewinnung die gleichen. Aus den Erfahrungen in der Praxis werden allgemein gültige Erkenntnisse abgeleitet; es wird

9 Diese systemtheoretisch geprägte Beobachtung der Soziokulturellen Animation schliesst an die Arbeit von Michel Voisard (2005) an, der diese wissenschaftliche Perspektive als Erster in die Diskussion eingebracht hat.

10 Ich orientiere mich in diesem Unterkapitel eng an meiner Einführung systemtheoretischer Grundbegriffe zu einer Systemtheorie der Sozialen Arbeit in der Schule (Hafen, 2005) und passe die Ausführungen der Soziokulturellen Animation an.

11 Von absoluter Objektivität kann keine Rede sein, da es ja auch noch andere Theorien gibt, mit denen die Soziokulturelle Animation beschrieben wird.

also wie bei jeder Theoriearbeit (und wie bei den Alltagstheorien) abstrahiert und generalisiert, nur geschieht das nicht unter den gleichen kontrollierten Bedingungen wie in der Wissenschaft. Das zeigt sich unter anderem an der Begrifflichkeit, die bei solchen aus dem Praxisalltag heraus entstandenen Theorien nicht ausreichend herausgearbeitet ist. «Praktiker» und «Praktikerinnen» sind also in gewissem Sinn immer auch «TheoretikerInnen», und eine Reflexionstheorie kann durch ihren Wissenschaftsbezug einen Beitrag zur Systematisierung dieser Praxistheorien leisten. Durch diese Systematisierung unterstützt sie die Fachleute dabei, ihre professionelle Praxis anders zu beobachten, was neue Impulse ermöglicht.

Andererseits ist nicht zu erwarten, dass die theoretischen Erkenntnisse in Rezepte für die Bearbeitung schwieriger Praxissituationen münden. Die Vielfalt der möglichen Situationen in der Praxis ist viel zu gross, als dass man von vornherein Handlungsanleitungen für den Einzelfall entwickeln könnte. Wenn Theorie die erhofften Klärungsgewinne erbringen soll, muss sie auf Distanz zu den Einzelfällen der Praxis gehen. Nur so, aus einer wissenschaftlich kontrollierten Perspektive der Abstraktion, kann sie Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen den Einzelfällen markieren, die im professionellen Alltag mit den Praxistheorien oft nicht zu erkennen sind. Auf diese Weise werden zwar keine Rezepturen für den Praxisalltag generiert, aber doch Erkenntnisse, welche für die Beobachtung und Planung der Soziokulturellen Animation genutzt werden können.

Um die Systemtheorie als beobachtungsleitende Theorie nutzen zu können, ist es unabdingbar, dass einige der zentralen Grundbegriffe eingeführt werden. In einer praxisbezogenen Publikation kann eine solche Einführung zwangsläufig nur bruchstückhaft erfolgen. Und doch sollte sie in der Lage sein, eine Vorstellung von den Prämissen zu vermitteln, welche die nachfolgende Beschreibung der Soziokulturellen Animation prägen.

2.1 Das System als Beobachter

Wir haben davon gesprochen, dass die Systemtheorie unsere Beobachtung der Soziokulturellen Animation strukturieren soll. Der Begriff der Beobachtung hat in der Systemtheorie während der letzten beiden Jahrzehnte eine immer grössere Bedeutung erhalten. Luhmann (1994b, S. 73) definiert «Beobachten» in Anlehnung an das mathematische Kalkül von George Spencer Brown als Operation des Unterscheidens und Bezeichnens. Jede Beobachtung besteht demnach in der simultanen Wahl einer Unterscheidung und der Bezeichnung einer Seite dieser Unterscheidung. Mit andern Worten: Wenn wir über etwas sprechen oder nachdenken (z.B. über die Soziokulturelle Animation), dann bezeichnen wir

dieses Etwas mit Wörtern und unterscheiden es damit von etwas anderem (z.B. von Sozialarbeit oder Gemeinwesenarbeit). Die Bezeichnung, die wir wählen, ist nicht beliebig; sie hat sich in der Sprachgeschichte ergeben. Andererseits wissen wir spätestens seit Ferdinand de Saussure, dass die Bezeichnungen nicht die Dinge selbst sind, sondern Zeichen, die wir in der Kommunikation und in unseren Vorstellungen für die Dinge verwenden. Diese Zeichen sind in der Regel nicht eindeutig. Hinter den Wörtern stehen Vorstellungen beziehungsweise Beschreibungen, die festlegen, was die Wörter bedeuten. Diese Vorstellungen beziehungsweise Beschreibungen sind nicht bei jeder Beobachtung die gleichen. Wir haben ähnliche, aber nicht identische Vorstellungen davon, was ein Baum, eine Kletterpartie oder die Liebe «ist». Im Alltag sind diese Differenzen in der Regel unproblematisch; aber gerade die Schwierigkeiten bei der Selbstdefinierung der Soziokulturellen Animation zeigen, dass eine Klärung der Begriffe im professionellen Kontext notwendig und auch hilfreich sein kann.

Nach Luhmann (1994b, S. 76) sind alle Beobachtungen systemisch organisiert – oder andersherum: Jedes System ist ein Zusammenhang von Beobachtungen. Jede Organisation, jede Familie, jede Jugendgruppe, aber auch jeder einzelne Mensch (bzw. dessen Bewusstsein) beobachtet sich und seine Umwelt aus der je eigenen Perspektive. Für unser Beispiel bedeutet dies, dass wir davon ausgehen müssen, dass jede Soziokulturelle Animatorin, jede Zielperson und jeder für die Finanzierung der Offenen Jugendarbeit zuständige Gemeinderat eine ganz spezifische Vorstellung davon hat, welche Funktion Soziokulturelle Animation hat und wie sie ihre Funktion am besten erfüllt.

Wie die Beobachtungen in den einzelnen Systemen organisiert sind, das bestimmen die jeweiligen *Systemstrukturen*. Im Laufe seiner Geschichte macht jedes System seine eigenen Erfahrungen. Aus diesen Erfahrungen resultieren Erwartungen, welche die weitere Beobachtung prägen (oder eben: strukturieren). Metaphorisch formuliert könnte man sagen, dass Systeme die neuen Bilder, die sie sich von der Welt machen, mit den bestehenden Bildern vergleichen und die Differenz als Information beobachten¹². Ist die gewonnene Information ausreichend relevant, so führt sie zu Strukturanpassungen im System; das System lernt im eigentlichen Sinn und passt seine inneren Bilder den neuen Erfahrungen an.

Wenn die Systeme ihre Beobachtungen nach ihren eigenen Strukturen organisieren, dann bedeutet dies, dass die Systeme zwar keineswegs beliebig operieren, aber

¹² Vgl. hier ausgehend von der Hirnforschung, aber mit Bezug auch zu sozialen Systemen Hüther (2008).

doch weitgehend unabhängig von den Prozessen in der Umwelt des Systems. In der Systemtheorie wird dafür der Begriff der «operativen Geschlossenheit» verwendet. Der Begriff besagt, dass die Systeme für ihre Beobachtungen und die daraus resultierende Informationsgewinnung zwar auf ihre Umwelt angewiesen und in dieser Hinsicht der Umwelt gegenüber «offen» sind (Fremdreferenz), dass sie aber weder direkt auf die Systeme in ihrer Umwelt zugreifen können noch deren Zugriffen ausgesetzt sind, also «selbstreferenziell» operieren. Etwas anders formuliert heisst «operative Geschlossenheit» demnach, dass kein System «ausserhalb seiner Grenzen» operieren kann (Luhmann, 1994b, S. 79), dass es aber auf Prozesse in den Systemen seiner relevanten Umwelt angewiesen ist, um daraus Information gewinnen und seine Strukturen anpassen («lernen») zu können. Es ist jedoch immer das System selbst, das bestimmt, welche Prozesse in seiner Umwelt es beachtet, welche Information es daraus generiert und ob bzw. wie es seine Strukturen diesem Informationsgewinn anpasst.

Doch nehmen wir ein Beispiel, um diese Gleichzeitigkeit von Fremdreferenz und (operativer) Selbstreferenz zu illustrieren, die mit dem Begriff der «operativen Geschlossenheit» umschrieben wird: Eine Soziokulturelle Animatorin kann noch so gute Ideen haben, wie die Bürgerbeteiligung im Quartier verbessert werden könnte; sie kann diese Vorstellungen nicht in die auftraggebende Behörde «hineindenken». Alles, was sie machen kann, ist zu versuchen, ihre Vorschläge in die Diskussion einzubringen und zu sehen, wie ihr Auftraggeber diese aufnimmt und verarbeitet. Vielleicht findet sie Gehör, und die entsprechenden Aufträge für die vorgeschlagenen Massnahmen werden erteilt; vielleicht können aber nur wenige der Vorschläge umgesetzt werden, oder vielleicht werden ihre «guten Ideen» freundlich verdankt und nichts passiert. Das Konzept der operativen Geschlossenheit von Systemen wird in diesem Aufsatz entsprechend dann von Bedeutung sein, wenn es darum geht, die Interventionsmöglichkeiten der Soziokulturellen Animation in diesen systemischen Verhältnissen zu bestimmen, die dadurch geprägt sind, dass jedes System nicht nur mit der Soziokulturellen Animation, sondern auch mit vielen andern Systemen in Kontakt steht¹³.

Ein besonderes Merkmal der Systemtheorie ist, dass sie nicht nur unterschiedliche soziale Systeme wie Jugendtreffs, Quartiere, Projekte oder Verwaltungen unterscheidet, sondern diese sozialen Systeme auch konsequent von den psychischen Systemen trennt¹⁴. Die Beobachtungen psychischer Systeme werden in der Form

¹³ Vgl. hierzu auch die Ausführungen von H. Wettstein am Schluss von Kap. 1, S. 55).

¹⁴ Vgl. für eine Gliederung der unterschiedlichen Systemtypen Luhmann (1994a, S. 16).

von Gedanken und Vorstellungen realisiert und begleitet von unbewussten Operationen (z.B. Wahrnehmungen), die nicht mit expliziten Bezeichnungen operieren. Die Sprache ist wichtig für die bewussten Operationen, da sie den Gedanken Zeichen zur Verfügung stellt, aber sie ist im Bewusstsein nie so deutlich strukturiert wie in gesprochener Form. Genauso wie im System «Bewusstsein» Gedanken und Wahrnehmungen in einem endlosen Prozess aneinandergereiht werden, reihen aber auch die sozialen Systeme ihre spezifischen Beobachtungsoperationen, die Kommunikationen, aneinander. Die Elemente sozialer Systeme sind in der soziologischen Systemtheorie nicht Menschen, sondern Kommunikationen.

Beobachtung wird also in zwei unterschiedlichen Formen realisiert – psychisch als Gedanken/Vorstellungen und sozial als Kommunikation. Diese beiden Systemebenen operieren nicht unabhängig voneinander, sondern eng gekoppelt. Sie sind aufeinander angewiesen, und doch operieren sie nicht identisch. Wie oft ist es so, dass man einen Gedanken kommunikativ mitteilen beziehungsweise die Kommunikation entsprechend beeinflussen will, das Gespräch sich aber ganz anders entwickelt. Die Erklärung der Systemtheorie: Zum einen operiert das Kommunikationssystem (z.B. eine Sitzung) nach eigenen Strukturen, bildet also eigene Erwartungen im Hinblick auf den Verlauf der Kommunikation; zum andern gibt es in der relevanten Umwelt der Sitzung nicht nur das eigene psychische System, welches die Kommunikation zu beeinflussen versucht, sondern auch die psychischen Systeme der andern Sitzungsteilnehmer und teilnehmerinnen.

Wenn also ein Soziokultureller Animator die Jugendlichen in seinem Stadtteil zu mehr Eigenaktivität während der Freizeit anregen (animieren) will, dann hat er – zum Glück, möchte man sagen – keine Möglichkeit, seine Ideen direkt in die Köpfe der Jugendlichen zu setzen. Er kann lediglich versuchen, im Rahmen seiner Animationstätigkeit Kommunikationssysteme zu initiieren und sie so zu gestalten, dass sich möglichst viele der Jugendlichen in seinem Sinn beeinflussen lassen. Da jedes einzelne psychische System der Jugendlichen nach seinen eigenen Strukturen operiert und auch die Gruppen, die sie unter sich bilden, eine hohe Eigendynamik haben, ist hoch wahrscheinlich, dass die kommunikativen Aktivierungsversuche zu sehr unterschiedlichen Anpassungen führen werden: Einige der Jugendlichen entwickeln vielleicht die Idee, ein Strassenfußballturnier zu organisieren, andere nehmen lieber das bestehende Angebot im Jugendtreff wahr und Dritte wiederum animiert der Aktivierungsversuch des Animators, Sprayaktionen, Bandenschlägereien oder andere Aktionen ins Auge zu fassen, die nicht im beruflichen Interesse des Animators sind.

Weil die sozialen Prozesse immer mit Prozessen in den jeweiligen Umwelten gekoppelt sind (ohne von diesen determiniert zu werden), müssen wir nicht nur zwischen den Systemen, sondern auch im Kommunikationssystem selbst auf die Annahme verzichten, wir könnten Information übertragen. Die Bestimmung des Informationsgehaltes unserer Mitteilung ist uns entzogen, und es bleibt nur (Meta-)Kommunikation, um eine allfällige «falsche» Interpretation des Gesagten zu korrigieren. Ganz eng an der Theorie formuliert bestimmt erst die nachfolgende Kommunikation, welche Information sie aus der vorangegangenen Mitteilung entnommen hat. Der Kybernetiker Norbert Wiener drückt die Relevanz für die kommunikative Praxis folgendermassen aus: «Was ich gesagt habe, weiss ich erst, [...] wenn ich die Antwort darauf kenne¹⁵.»

2.2 Die unterschiedlichen Typen sozialer Systeme

Wir haben gesehen, dass die soziologische Systemtheorie soziale und psychische Systeme konsequent trennt und sich dann mit der Kopplung der getrennten Systemebenen auseinandersetzt¹⁶. Ebenfalls einer eigenen operativen Ebene zugeordnet werden die unzähligen Systeme und Systemkonglomerate des Körpers (von den einzelnen Zellen bis hin zu hoch komplexen Organen wie dem Gehirn). Physische Systeme verarbeiten zwar Informationen, sie tun dies jedoch nicht in der Form von Beobachtungen, da sie weder über Sprache noch über andere Zeichen verfügen. Beim Gehirn zum Beispiel sind es biochemische und elektrische Prozesse, also keine sinnhaften Gedanken, wie sie das psychische System auf der Basis dieser neuronalen Umweltprozesse erzeugt. Obwohl die körperlichen Prozesse die psychischen und auch die sozialen Operationen beeinflussen und durch diese beeinflusst werden, beziehen wir diese Ebene autopoietischer¹⁷ Operation hier nicht weiter in unsere Überlegungen mit ein, sondern wenden uns den unterschiedlichen Formen sozialer Systeme zu.

¹⁵ Zit. in Zwingmann et al. (1998, S. 64).

¹⁶ Ich gehe im nächsten Unterkapitel «Die Kommunikation und der Mensch» auf die systemtheoretische Beschreibung dieser Kopplung ein.

¹⁷ «Autopoiesis» bedeutet «Sich-selbst-Machen». Luhmann (u.a. 1994, S. 60f.) hat das Konzept aus der Zellbiologie übernommen und auf soziale und psychische Systeme übertragen. Autopoietische Systeme reproduzieren sich, indem sie ihre Elemente aus sich selbst hervorgehen lassen – soziale Systeme eben dadurch, dass sie Kommunikation an Kommunikation reihen, wobei immer die nachfolgende Kommunikation die vorherige zur Kommunikation macht.

Auf einer grundsätzlichen Ebene unterscheidet Luhmann (1994a, S. 16) Gesellschaft, Organisation und Interaktion. Mit diesen drei Systemtypen liessen sich alle Kommunikationen einordnen. Die Gesellschaft kann mit Luhmann als Gesamtheit aller Kommunikationen verstanden werden. Jeder Kommunikationszusammenhang, der realisiert wird – sei das nun eine Zahlung, das Schreiben eines Liebesbriefes oder die Organisation eines Quartieranlasses –, ist nach dieser Definition gesellschaftlich und damit sozial. Das bedeutet zum einen, dass es ausserhalb der Gesellschaft keine Kommunikation gibt, und zum andern heisst es, dass die Systemtheorie von einem andern Gesellschaftsbegriff ausgeht als der Volksmund. Gesellschaft ist nach Fuchs (2001, S. 240) ein Abstraktum, denn wenn der Gesellschaftsbegriff für die Bezeichnung jeglicher Form von Kommunikation genutzt wird, muss der Inhalt dieser Kommunikationen vernachlässigt (abstrahiert) werden. Im Weiteren ist die Gesellschaft aus Sicht der Systemtheorie nicht «adressabel». Das bedeutet, dass es wenig Sinn macht, «die Gesellschaft» für Missstände wie Arbeitslosigkeit, Jugendgewalt oder den Zerfall der Sitten verantwortlich zu machen, wie dies immer wieder geschieht.

Ausgehend von diesem abstrakten Gesellschaftsbegriff entwickelt Luhmann (1997, S. 743ff.) sein Konzept der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Seine These ist, dass sich die Gesellschaft nicht mehr wie im Mittelalter primär in Schichten aufteilt, sondern dass sich ab Mitte des letzten Jahrtausends gesellschaftsweit operierende Systeme herausgebildet haben, welche ganz spezifische Funktionen erfüllen. Dieser Prozess der funktionalen Differenzierung erfolgt im eigentlichen Sinn evolutionär, denn es gibt in der Gesellschaft keine Instanz, die in der Lage wäre, diesen Prozess zu steuern. Funktionssysteme sind wie die Gesellschaft nicht adressierbar. An «die Wirtschaft» kann man keinen empörten Brief schreiben, und auch wenn man seiner Empörung via Massenmedien Luft verschafft, ist die Chance gross, dass sich in der Wirtschaft niemand konkret angesprochen fühlt. Ansprechbar (adressabel) sind nur Organisationen wie etwa die UBS, die im Kontext der Wirtschaftskrise zusammen mit andern Organisationen zur Verantwortung gezogen wird.

Organisationen spielen in der modernen, sich funktional ausdifferenzierenden Gesellschaft eine immer wichtigere Rolle. In praktisch jedem Bereich unseres täglichen Lebens sind wir mit Organisationen konfrontiert – sei es als Mitglieder, sei es, weil wir die Leistungen von Organisationen in Anspruch nehmen. Das gilt auch für die professionellen Tätigkeiten. Wenn wir in der Folge über die Soziokulturelle Animation sprechen, dann rücken auch immer Organisationen ins Blickfeld. In der Sozialen Arbeit generell und in der Soziokulturellen Animation im Besonderen wird die Ebene der Organisationen oft nicht ausreichend

beachtet. Gerade bei der Frage der Mandatierung der Sozialen Arbeit (und demnach auch bei der Frage der Mandatierung der Soziokulturellen Animation) ist die Organisationsperspektive von weitreichender Bedeutung, denn immer sind es auch Organisationen, die als Mandatgeber und Mandatempfänger fungieren, und nicht nur die Individuen¹⁸.

Für den Erfolg der Systemform «Organisation» im Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung lassen sich mehrere Gründe finden. Einer ist die organisationspezifische Form der Kommunikation: Organisationen reproduzieren sich nach Luhmann (2000, S. 123ff.) über das Verketteten von Entscheidungen. Das bedeutet, dass Kommunikationen dann einer Organisation zuzurechnen sind, wenn sie in Bezug zu den organisationsinternen Entscheidungen gesetzt werden. Um Entscheidungen nicht willkürlich erscheinen zu lassen und um Verantwortungen für Entscheidungen zuteilen zu können, müssen die Entscheidungen einer Person zugeschrieben werden. Dies wiederum begünstigt nach Luhmann (2000, S. 138) den Aufbau von Hierarchien, von Strukturen also, welche die Zurechnung von Entscheidungskompetenz regeln. Die «entscheidende» Person wird also nur via Zurechnung zur Urheberin einer Entscheidung erkoren, und oft gibt es informelle Hierarchien, welche Entscheidungen beeinflussen, ohne dass dies bei der Zurechnung der Entscheidung berücksichtigt wird. Trotzdem macht es Sinn, sich die Kooperation der oberen Hierarchiestufen zu sichern, wenn man eine Organisation zu Veränderungen anregen will. So können die Ideen einer Soziokulturellen Animatorin zur Verbesserung der Aktivierung und Partizipation der Bewohnerinnen eines Alters- und Pflegeheims noch so gut sein – wenn die Animatorin nicht durch die Heimleitung unterstützt wird, dann besteht eine geringe Aussicht, dass sie ihren Änderungsvorschlägen zur Umsetzung verhelfen kann.

Organisationen zeichnen sich nach Luhmann (2000, S. 222ff.) durch drei Formen von Entscheidungsprämissen aus, also durch Strukturen, welche alle weiteren Entscheidungen mitprägen, ohne sie einzeln festzulegen: Entscheidungsprogramme, Kommunikationswege und Personalentscheidungen. Für die Soziokulturelle Animation sind alle drei von Bedeutung. Entscheidungsprogramme können als Regeln verstanden werden, die für mehr als eine Entscheidung festgelegt werden – etwa die Regel eines Jugendtreffs, wie vorgegangen werden soll, wenn es zu einem Vorfall oder Vorwurf der sexuellen Belästigung kommt. Über Entscheidungsprämissen könnten auch Kommunikationswege vorgeschrieben werden,

¹⁸ Vgl. dazu Hafen (2008). Auf die Mandatierung der Soziokulturellen Animation komme ich in diesem Aufsatz noch ausführlicher zurück.

die eingehalten werden müssen, wenn die Entscheidung als Entscheidung der Organisation Anerkennung finden soll. Das ist zum Beispiel dann von Bedeutung, wenn neue Regeln in einem Jugendtreff den Jugendlichen und dem Personal so vermittelt werden sollen, dass die Regeleinhaltung möglichst wahrscheinlich und die Formen der Sanktionierung bei Regelbruch möglichst einheitlich sind. Schliesslich fällt auch die Regulierung des Personaleinsatzes – sei es im aktuellen Moment oder in Form der Zuteilung von Personen an Funktionen oder Stellen – unter den Begriff der Entscheidung über Entscheidungsprämissen. Mitarbeitende werden ja auch in der Soziokulturellen Animation nicht eingestellt, weil man sie liebt oder weil sie sich einkaufen, sondern weil sie möglichst gute Qualifikationen für die Arbeit mitbringen.

Von Interaktion schliesslich spricht Luhmann (1997, S. 814), wenn unter der Bedingung körperlicher Anwesenheit kommuniziert wird. Anwesenheit bringt Wahrnehmbarkeit mit sich und damit strukturelle Kopplung an die kommunikativ nicht kontrollierbaren psychischen Systeme. Innerhalb des Bereichs wahrnehmbarer Wahrnehmung könne und müsse mit Unterstellungen gearbeitet werden, so zum Beispiel mit der Unterstellung, dass gehört wird, was laut gesagt wird. Zweifel seien möglich, könnten aber mit den Mitteln des Systems (also unter Anwesenden) geklärt werden. Im Übrigen bestimme das Interaktionssystem selbst, wer für die Inklusion in die Interaktion in Betracht komme (z.B. die Leiterin des Jugendtreffs und zwei streitende Jugendliche) und wer nicht (etwa zuschauende Jugendliche, die Partei ergreifen). Wird man jedoch in ein Interaktionssystem inkludiert – so Luhmann an anderer Stelle (1994a, S. 562) –, dann kann man sich der Kommunikation nur durch Weggehen, also durch körperliche Abwesenheit, entziehen. Obwohl Organisationen im Kontext der Soziokulturellen Animation von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, ist die Disziplin doch in einem sehr hohen Masse interaktiv ausgerichtet. Ein wichtiges Element ihrer Arbeit besteht ja darin, Kontakt- und das heisst Interaktionsmöglichkeiten im öffentlichen Raum und in Organisationen wie Jugendtreffs, Alterssiedlungen oder Quartierzentren herzustellen.

Die Unterscheidung von Gesellschaft, Organisation und Interaktion ist keine absolute, sondern eine analytische Trennung. Die Systemform «Organisation» kann sich zum Beispiel in Form eines Interaktionssystems reproduzieren (etwa in Form einer Sitzung der Angestellten eines Quartierzentrums), sie muss aber nicht (z.B. beim organisationsinternen E-Mail-Verkehr). Ebenso wenig können Organisationen einfach einem bestimmten Funktionssystem zugerechnet werden. Sicher steht eine Schule relativ nahe beim Funktionssystem der Erziehung; sie tätigt aber auch Zahlungen, und diese sind dem Funktionssystem «Wirtschaft» zuzuordnen.

2.3 Die Kommunikation und der Mensch

Wir haben gesehen, dass die Systemtheorie nicht nur unterschiedliche Typen sozialer Systeme definiert, sondern auch eine strikte analytische Trennung sozialer, psychischer und (neuro)biologischer Systeme vorschlägt. Wenn Luhmann diese Trennung vollzieht und den «Menschen» mitsamt seinem psychischen System in die (hoch relevante) Umwelt der sozialen Systeme «verbannt», wie wird der ausgeschlossene Mensch dann wieder in die Kommunikation eingeschlossen? Als Erstes ist zu bemerken, dass der Begriff «Mensch» in der Systemtheorie nicht aus einer antihumanistischen Laune als theoretischer Begriff ausgeschlossen wird, sondern weil er zu unscharf ist. Ein «Mensch» ist als Einheit des psychischen Systems und unzähliger biologischer Systeme zu komplex für eine tiefenscharfe Analyse, umso mehr, als dieses Systemkonglomerat «Mensch» auch noch sozial eingebunden ist. Diese Einbindung des Menschen in die Kommunikation wollen wir uns nun näher ansehen. Die Systemtheorie stellt eine Reihe von Begriffen und theoretischen Konzepten zur Verfügung, mit denen sich das Verhältnis «Mensch - Soziales» detailliert beschreiben lässt.

Luhmann (1994a, S. 429) verwendet für die Bezeichnung des Menschen in der Kommunikation den Begriff «Person». Personen sind in diesem Sinn keine Menschen mit einem Körper und einer Seele, sondern soziale Strukturen, welche wie alle Strukturen die Kommunikation regeln, indem sie Erwartungen zuordnen. Wenn ich mich in einer Kirche aufhalte, bin ich eine andere Person (wird von mir anderes erwartet), als wenn ich ein Fußballspiel besuche (Gebete vielleicht ausgenommen). Zuhause bin ich eine andere Person als im Beruf, bei meinen Kindern eine andere als bei meiner Frau. Es wird schnell deutlich, dass ein Aspekt der sozialen Personalität die «Rolle» ist – «Rolle» nach Luhmann (1994, S. 430) verstanden als Bündel von Verhaltenserwartungen, die in Einklang gebracht werden mit Verhaltenserwartungen, die auch an andere Personen in der gleichen Situation gestellt werden. Die Rolle ist aber nicht der einzige Aspekt der Person. Das soziale Geschlecht (Gender), die Hautfarbe und andere körperliche Merkmale, der Bildungsstand, die schichtbezogene Herkunft, die ethnische Zugehörigkeit, die Kleidung sind einige Aspekte der Person, welche die sozialen Erwartungen in sozialen Situationen unterschiedlich steuern. Dick zu sein, hat für einen Jugendlichen in seiner Familie andere Auswirkungen als in seiner Jugendgruppe, und die Kleidung spielt beim Bewerbungsgespräch eine andere Rolle als in der Freizeit. Sozial gesehen sind Menschen gerade keine «Individuen», sondern «Dividuen» (Fuchs, 1992, S. 204), an die laufend andere und bisweilen widersprüchliche Erwartungen gestellt werden.

Die Unterscheidung, die Luhmann (1997, S. 618ff.) für diesen «einschliessenden Ausschluss» des Menschen in die Kommunikation einführt, ist Inklusion/Exklusion. Menschen werden also aus Sicht der soziologischen Systemtheorie als Personen in Kommunikationssysteme *inkludiert*. Dies ist ein operativer Vorgang im System und geschieht demnach immer nur gegenwärtig. Wenn über eine Person gesprochen wird (z.B. über den amerikanischen Präsidenten im Geschichtsunterricht), dann wird nicht von «Inklusion» gesprochen, da die Person nur Thema der Kommunikation ist und nicht an ihr «teilnimmt». Wenn eine Person (z.B. ein Jugendlicher) durch eine andere (z.B. einen Soziokulturellen Animator) adressiert wird, dann sind beide Personen in diesem Moment in das betreffende Kommunikationssystem inkludiert. Die andere Seite der Unterscheidung, die Exklusion, ist in diesem Sinn nichts «Schlechtes», sondern ganz «normal», da wir zu jedem Zeitpunkt aus den meisten sozialen Systemen exkludiert sind. Problematisch werden Exklusionen erst, wenn die Inklusionsmöglichkeiten in relevanten Systemen (z.B. in den Funktionssystemen «Wirtschaft» oder «Recht») massiv eingeschränkt sind beziehungsweise ganz ausfallen. Aus systemtheoretischer Perspektive setzt sich vor allem die Sozialarbeit mit solchen langfristigen und kumulierten Exklusionen auseinander¹⁹.

Entscheidend für die Inklusion von Personen in die Kommunikation ist ihre soziale Adresse. Die soziale Adresse macht die Mitteilungshandlungen präziser zu-rechenbar und lenkt damit die Erwartungen, die an eine Person gestellt werden. Adressabilität ist damit für Fuchs (2003, S. 18) «eine hoch brisante, sozusagen lebens-technisch entscheidende Angelegenheit», da sie den Grad der Inklusion von Personen in soziale Systeme reguliert. Wir werden später der Frage nachgehen, inwiefern die Soziokulturelle Animation mit Aspekten von Adressabilität, Inklusion und (langfristiger) Exklusion ihrer Zielpersonen zu tun hat, wenn diese Aspekte für Sozialarbeit so zentral sind.

2.4 Intervention – systemtheoretisch

Zum Abschluss dieser Kurzeinführung in einige Begriffe und Argumentationszusammenhänge der Systemtheorie wollen wir uns mit Blick auf den Interventionsbegriff noch einmal in Erinnerung rufen, welche Folgen sich für das Selbstverständnis der Soziokulturellen Animation ergeben, wenn man von den hier festgehaltenen theoretischen Vorgaben ausgeht. Ich möchte vorausschicken, dass «Intervention» hier sehr umfassend definiert wird: Von Intervention ist immer dann die Rede, wenn versucht wird, die Prozesse eines Systems kommunikativ

¹⁹ Vgl. dazu etwa Fuchs (2000).

oder physisch zu beeinflussen. Psychische Beeinflussungsversuche sind im Vergleich zu den kommunikativen und den physischen Beeinflussungsversuchen von untergeordneter Bedeutung. Neben parapsychologischen Phänomenen wie «Gedankenübertragungen» oder «Telekinese» (das Verschieben von Dingen mittels Gedanken) wäre dabei vor allem an die aktive Beeinflussung von Prozessen des eigenen Körpers (etwa durch aktive Entspannungsübungen) zu denken. Viele gemeinhin als «psychisch» beschriebene Beeinflussungsversuche wären aus der Perspektive eher kommunikative Phänomene. So wäre «psychische Gewalt» eindeutig als «kommunikative Gewalt» zu verstehen, da das konsequente «Nieder-machen» der eigenen Ehefrau oder «Mobbing» auf dem Schulhof ihre Wirkung durch Kommunikationen und nicht durch Gedanken entfalten. Natürlich wirken sich diese Kommunikationsformen negativ auf die psychische Befindlichkeit aus, aber das tut körperliche Gewaltanwendung auch.

Wir werden uns in der Folge vornehmlich auf die kommunikativen Interventionen beschränken, also auf alle Versuche, psychische und soziale Systeme durch Kommunikation (in der Form von Erziehung, Bildung, Information, Appellen, Befehlen, Motivation oder eben Soziokultureller Animation) zu bestimmten Anpassungsleistungen, das heisst Lernprozessen, zu bewegen.

Wir haben gesehen, dass die zu intervenierenden Systeme operativ geschlossen sind. Von der Theorie her gesehen bedeutet dies, dass ein System streng genommen gar nicht «intervenierte» werden kann, sondern sich stets selber bildet, informiert oder animiert. Kein System kann jenseits seiner Grenzen operieren. Aus diesem Grund können die Fachleute der Soziokulturellen Animation genauso wie Sozialarbeiterinnen, Sozialpädagogen, Berater oder Therapeutinnen die erwünschten Veränderungen in den zu verändernden Systemen in der Regel nicht direkt-kausal erreichen. Von «Durchgriffskausalität»²⁰ kann nur dann gesprochen werden, wenn Intervention und Wirkung zeitgleich erfolgen – etwa, wenn ein randalierender Jugendlicher von seinen Kollegen festgehalten wird oder wenn die Rede des Bürgermeisters durch laute Zwischenrufe gestört wird. Sobald Zeit ins Spiel kommt, wie das etwa auch bei einer Drohung der Fall ist, kann nur noch von «Auslösekausalität» gesprochen werden, da auch Drohungen keine absolute Wirkung haben (was sich etwa im Strafrecht bis hin zur Todesstrafe immer wieder zeigt). Professionelle Interventionsversuche müssen sich demnach gewöhnlich darauf beschränken, Kommunikationssysteme in der Umwelt dieser Systeme zu initiieren – Projekte, kulturelle Veranstaltungen, Sitzungen, Informa-

²⁰ Luhmann (2000, S. 401).

tionsveranstaltungen usw. –, und zu hoffen, dass die Systeme diese Kommunikationen als Anlass zu Veränderung nehmen. Das kann der Fall sein – wenn dem nicht so wäre, müssten wir auf alle Interventionsversuche verzichten –, und professionelles Handeln zeichnet sich gerade dadurch aus, dass alles unternommen wird (z.B. durch den Rückgriff auf wissenschaftliches Wissen oder durch die methodische Gestaltung), um die Intervention möglichst erfolgreich zu gestalten.

Andererseits handelt es sich bei jedem «Erfolg» einer Intervention um eine Zuschreibung durch einen Beobachter, der zahlreiche andere mögliche Einflussfaktoren ausblenden muss, um die eigenen Interventionsversuche als Ursache für die Veränderung plausibel zu machen. Eine Intervention ist demnach eine «sozial fungierende Konstruktion», eine «zeitlich und räumlich eng beschränkte Festschreibung von Operationen und Strukturen, die in Wirklichkeit gerade nicht stehen bleiben, sondern sich im autopoietischen Prozess laufend reproduzieren respektive neu anordnen» (Fuchs, 1999, S. 12). Wenn zum Beispiel versucht wird, in einem Wohnviertel mit viel Verkehrslärm, qualitativ minderwertiger Bausubstanz und einem grossen Anteil von Menschen mit einem tieferen sozioökonomischen Status und einem Migrationshintergrund den sozialen Zusammenhalt der Bevölkerung zu stärken, dann ist ein Projekt der Soziokulturellen Animation immer nur ein Einflussfaktor neben ganz vielen anderen. Wenn sich die Atmosphäre in der Zeit nach der Lancierung des Projekts nachhaltig verbessert, so stellt sich die Frage, welche Instanzen (die Projektleitung, die Mitarbeitenden, Teile der Bevölkerung usw.) diese Verbesserung konstatieren und welchen Einfluss sie dem Projekt auf die beobachtete Veränderung zurechnen. Wie bei der Theorie bieten auch bei solchen empirischen Fragen zum Interventionserfolg wissenschaftsnahe Beobachtungsformen (wie sorgfältige Evaluationen) zwar kein exaktes Abbild der Situation, aber doch eine Annäherung an die Realität unter kontrollierten Bedingungen, was gerade für Auftrag- und Geldgeber von einiger Bedeutung sein kann.

3. Die Soziokulturelle Animation in der Gesellschaft

In diesem Kapitel sollen die erarbeiteten Grundlagen dazu genutzt werden, die Soziokulturelle Animation in der Gesellschaft zu verorten. Dafür sind folgende Schritte vorgesehen. Zuerst wollen wir uns anhand von Selbst- und Fremdbeschreibungen mit der «Identität» der Soziokulturellen Animation auseinandersetzen. Dann wird es darum gehen, die Soziokulturelle Animation in Bezug zum Funktionssystem der Sozialen Arbeit zu setzen und ihre Beziehung zur Prävention und Früherkennung zu klären. Zum Abschluss des Kapitels werde ich mich mit Fragen zur Funktion der Soziokulturellen Animation und ihrer Mandatierung beschäftigen.

3.1 «Was ~~ist~~ die Soziokulturelle Animation?»

Wie in der Einleitung dieses Kapitels angekündigt, kann es an dieser Stelle nicht um eine Bestimmung des Wesens der Soziokulturellen Animation gehen. Aus der Perspektive der Systemtheorie kann gar nicht von einem «Wesen» der Soziokulturellen Animation die Rede sein. Die Wesenheit von Phänomenen läge auf einer Ebene absoluter Realität, die aus der Sicht einer konstruktivistischen Theorie, wie sie die Systemtheorie darstellt, gar nicht erreichbar ist. Die Soziokulturelle Animation ist demnach eine soziale Konstruktion; sie ist ihre Beobachtung. Diese Feststellung mag für die Fachleute desillusionierend sein, da sie ihre Identitätsprobleme auf den ersten Blick eher verschärft als lindert. Auf den zweiten Blick zeigt sich jedoch, dass auch andere Phänomene (und damit auch andere Berufe) kein Wesen haben, sondern sozial konstruiert werden. Eine stabile Identität eines Berufs oder einer Profession hängt demnach zentral von den Bedingungen ihrer Konstruktion ab. Damit stellt sich unmittelbar die Frage, wer die Soziokulturelle Animation mit Hilfe welcher Unterscheidungen beobachtet. Hier bieten sich unterschiedliche Antworten an: die Fachleute, die Ausbildungsstätten, die aktuellen und potenziellen Arbeitgeber, die Politik, die Öffentlichkeit. Es scheint klar, dass die Ausbildungsstätten und die Fachleute bei der Konstruktion der Identität der Soziokulturellen Animation eine führende Rolle einnehmen müssen. Wie soll sich die Disziplin erfolgreich gegen aussen darstellen, wenn im internen Diskurs um die Identitätsbildung noch so viele Fragen offen sind?

Der Umstand, dass die Soziokulturelle Animation kein Wesen besitzt, das man erforschen könnte, ist für diese interne Identitätsdiskussion jedoch eher eine Ent- als eine Belastung. So bietet sich die Möglichkeit, gewisse Annahmen aktiv vorzugeben und sie mit empirischen Beobachtungen argumentativ zu stützen. In diesem Sinn erübrigt sich etwa die Diskussion, ob die Soziokulturelle Animation jetzt ein eigenständiger Beruf, eine Unterdisziplin eines andern Berufs (z.B. der Sozialpädagogik) oder sogar «bloss» eine Methode sei. Solange Fachhochschulen Ausbildungsgänge für die Soziokulturelle Animation anbieten und von Organisationen entsprechende Stellen ausgeschrieben werden, ist die Bezeichnung «Beruf» sozial legitimiert. Das gilt auch, wenn nur wenige diesen Beruf kennen, die Abgrenzung zu andern Handlungsfeldern wie der Gemeinwesenarbeit oder der Sozialpädagogik nicht ausreichend geklärt ist und die wissenschaftliche Fundierung sowohl theoretisch als auch in Hinblick auf die empirische Forschung noch nicht sehr weit fortgeschritten ist.

Für die Bejahung der Frage wiederum, ob sich die Soziokulturelle Animation gar von einem Beruf zu einer Profession entwickelt, lassen sich aus der heutigen Perspektive kaum Argumente finden. So schreibt die International Federation of Social Workers (IFSW) in ihrer Definition von Sozialer Arbeit unter dem Stichwort «Theory»:

«Soziale Arbeit gründet ihre Methodologie auf einen systematischen Korpus von empirisch überprüfem Wissen, welches aus der Forschung und aus der Evaluation der Praxis abgeleitet ist und lokales und fallbezogenes Wissen kontextspezifisch einbezieht.»

Diese Voraussetzungen sind wohl zunehmend für die Sozialarbeit und die Sozialpädagogik erfüllt, nicht jedoch für die Soziokulturelle Animation. Der Beruf ist auch kaum in die sich herausbildende Forschungsgemeinschaft («scientific community») eingebunden, die sich die Erarbeitung von wissenschaftlichen Grundlagen für die Soziale Arbeit zum Ziel gesetzt hat. Es gibt jedoch gute Gründe und auch klar skizzierte Möglichkeiten für die Soziokulturelle Animation, ihren Weg aus diesem Randdasein in der Forschung der Sozialen Arbeit herauszufinden (Husi, 2009). Die Fachhochschulen, welche Ausbildungsgänge anbieten, tragen eine besondere Verantwortung, die Soziokulturelle Animation auf ihrem Weg zu einer ernst zu nehmenden Forschungsdisziplin zu unterstützen – insbesondere wenn neben den Bachelor- auch Master-Studiengänge angeboten werden sollen.

3.2 Die Soziokulturelle Animation und das Funktionssystem «Soziale Arbeit»

Wir gehen also davon aus, dass es sich bei der Soziokulturellen Animation um einen Beruf (aber noch nicht um eine Profession) im Kontext der Sozialen Arbeit handelt, und begründen diese Annahme mit dem Umstand, dass für den Beruf an Fachhochschulen für Soziale Arbeit Ausbildungsgänge angeboten werden²¹. Folgt man dem oben kurz eingeführten Konzept der funktionalen Differenzierung, dann ist es naheliegend, die Soziokulturelle Animation dem Funktionssystem der Sozialen Arbeit zuzuordnen. Für Fuchs (2000, S. 167) handelt es sich bei der

²¹ Zum Bezug der Soziokulturellen Animation zu den andern Disziplinen der Sozialen Arbeit (Sozialarbeit und Sozialpädagogik) vgl. Voisard (2005, S. 33ff.).

Sozialen Arbeit um ein «sekundäres Primärsystem», also um ein eigenständiges Funktionssystem (Primärsystem), welches alle Kriterien von Funktionssystemen erfüllt, sich aber erst als Folge der Ausdifferenzierung (also sekundär) herausgebildet hat²². Eines der wichtigsten Kriterien zur Bestimmung von Funktionssystemen ist ihr binärer Code. Dieser Code entspricht einer Leitunterscheidung, die bestimmt, welche Kommunikationen sich das System zurechnet (Fuchs 2001, S. 263). Der Code des Wirtschaftssystems etwa ist Zahlung/Nichtzahlung. Das heisst, dass sich die Wirtschaft Zahlungen und relevante Nichtzahlungen (Schulden) zurechnet – und sonst gar nichts. Ökologische Probleme etwa sind für die Wirtschaft nach der strikten Selektionslogik ihres Codes ohne Belang, es sei denn, sie erscheinen als Kosten auf dem Bildschirm der Wirtschaft, wie es bei den Folgen der Klimaerwärmung seit einigen Jahren zunehmend der Fall ist. Dann reagieren auch die Organisationen, die eng mit dem Wirtschaftssystem gekoppelt sind – etwa die Banken oder die Rückversicherungsanstalten. Gegen moralische Appelle wiederum sind diese Organisationen weitgehend immun – es sei denn, die Appelle schädigen den Ruf des Unternehmens in einer Weise, die sich im Marktgeschehen negativ bemerkbar macht.

Doch kommen wir zurück zum Code des Funktionssystems «Soziale Arbeit». Als Code wird entweder «Hilfe/Nichthilfe» (Dirk Baecker), «Fall/Nichtfall» (Peter Fuchs) oder «bedürftig/nicht bedürftig» (Georg Weber/Frank Hillebrandt) vorgeschlagen (Merten, 2000, S. 185f.). Das bedeutet, dass das Funktionssystem und die mit ihm gekoppelten Organisationen (Sozialdienste, betriebliche Sozialarbeit usw.) der Sozialen Arbeit anhand ihrer Programme von Fall zu Fall bestimmen, ob geholfen wird oder nicht bzw. ob Bedürftigkeit besteht oder nicht. Das Beispiel zeigt, dass Theoriebildung in der Systemtheorie (und nicht nur hier) immer auch ein Entwicklungsprozess ist, in dessen Rahmen die Theorie weiter verfeinert und teilweise auch modifiziert wird. Diese Diskussion um die genaue Codierung der Sozialen Arbeit ist an dieser Stelle von untergeordnetem Interesse. Wichtig ist für uns vor allem, dass alle Code-Vorschläge auf behandelnde Formen der Sozialen Arbeit ausgerichtet sind – insbesondere auf die Sozialarbeit, die es mit Klientinnen und Klienten (oder Fällen) zu tun hat, deren Inklusionsfähigkeit in wichtige Gesellschaftsbereiche (Arbeit, Wirtschaft, Wohnen, Familie usw.) mittelfristig oder dauerhaft eingeschränkt ist. Die Soziokulturelle Animation – in ihrer Selbstbeschreibung fraglos ein Beruf der Sozialen Arbeit – ist mit dieser Co-

22 Die Diskussion, ob es sich bei der Sozialen Arbeit (oder der sozialen Hilfe) um ein eigenständiges Funktionssystem handelt oder nicht, wird noch geführt (vgl. dazu die Diskussion in Kap. III von Merten, 2000), wobei die Tendenz relativ deutlich in Richtung Eigenständigkeit geht (vgl. dazu auch die neuere Analyse von Maass, 2007).

dierung nicht erfasst, denn sie leistet nur beschränkt «Hilfe» und betreut auch keine «Klientinnen», «Fälle» oder «Bedürftige».

Für die Soziokulturelle Animation, für die Jugendarbeit, aber auch für bestimmte Handlungsbereiche der Sozialpädagogik stellt sich demnach die Frage, ob eine Zuordnung dieser Disziplinen zur Sozialen Arbeit wirklich adäquat ist. Vielleicht wäre eine Zuordnung zum Funktionssystem «Erziehung» ja angemessener. Es ist ja kaum bestreitbar, dass die Einrichtung und Finanzierung von Stellen der Soziokulturellen Animation und der Sozialpädagogik durch die öffentliche Hand nicht selten durch die Wahrnehmung von Betreuungs- und Erziehungsdefiziten begünstigt wird. Es ist auch bekannt, dass die Sozialpädagogik bei der Etablierung der Volksschule im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielte und dass sie – im 20. Jahrhundert vornehmlich in den ausserschulischen Bereich verdrängt – das pädagogische Element ihrer Tätigkeit immer wieder aktiviert (Fatke, 2000). Neben vielen weiteren Beispielen, welche die Nähe von pädagogischen Prozessen und Prozessen der Sozialen Arbeit belegen, könnte man darauf hinweisen, dass die Ziele der Soziokulturellen Animation, die Selbsttätigkeit, die Selbstvergewisserung, die Selbstorganisation und die Selbständigkeit ihrer Zielpersonen zu fördern (Moser et al., 1999, S. 123), auch Ziele einer zeitgemässen (Päd-)Agogik sein könnten.

3.3 Die Soziokulturelle Animation als Präventionsdisziplin der Sozialen Arbeit

Letztlich hängt es von der Beobachtungsperspektive ab, welchem Funktionssystem die Soziokulturelle Animation zugerechnet wird, denn auch diese Zurechnung ist immer eine soziale Konstruktion, die sich durch Argumente zu plausibilisieren versucht. (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 286) Neben den beschriebenen Affinitäten der Soziokulturellen Animation zu (päd)agogischen Prozessen gibt es auch gute Gründe, die Disziplin nicht nur dem Erziehungssystem, sondern auch dem Funktionssystem der Sozialen Arbeit zuzurechnen. Dabei ist jederzeit auch eine doppelte Zurechnung möglich, das heisst, Kommunikationen der Soziokulturellen Animation können sowohl im Erziehungssystem als auch im System der Sozialen Arbeit zu Anschlüssen führen (als systeminterne Kommunikation markiert werden) und so zu einer strukturellen Kopplung zwischen diesen Systemen führen. Ein Beispiel dafür könnte die Soziale Arbeit in der Schule sein, die durchaus ein Tätigkeitsfeld für die Soziokulturelle Animation darstellen könnte – vor allem wenn sich Soziale Arbeit nicht auf die Beratung von Kindern und Jugendlichen mit Problemen beschränkt, sondern auch versucht (in enger Kooperation mit den Lehrkräften), psychosoziale Lernprozesse (z.B. Umgang mit Konflikten) und Rahmenbedingungen (etwa das Schulklima) zu beeinflussen.

Die zentrale Argumentationslinie für eine Zurechnung der Soziokulturellen Animation zum Funktionssystem «Soziale Arbeit» liegt meines Erachtens im Bezug auf die präventive Wirkung des Berufs. Durch ihre Tätigkeiten trägt die Soziokulturelle Animation dazu bei, dass die sozialen Probleme (vornehmlich: die Exklusionsprobleme) erst gar nicht entstehen, welche die Sozialarbeit durch die Verbesserung der Inklusionsfähigkeit ihrer Klientel zu beseitigen versucht. Die Codierung des Systems (sei dies nun Hilfe/Nichthilfe, Fall/Nichtfall oder Bedürftigkeit/Nichtbedürftigkeit) liesse sich dann durch eine Zweitcodierung «Prävention/Behandlung» ergänzen. Das bedeutet, dass sich das System nicht nur Kommunikationen zurechnet, die auf die Leistung bzw. Nichtleistung von Hilfe hinauslaufen, sondern auch solche, die auf die Verhinderung von Fällen ausgerichtet sind, welche die Leistung von professioneller Hilfe notwendig machen. Eine solche Zweitcodierung «Prävention/Behandlung» ist nicht nur für das Funktionssystem «Soziale Arbeit» plausibel, sondern auch für das Gesundheitssystem mit seinem Code «krank/gesund». Hier wird mit Massnahmen der Prävention und Gesundheitsförderung versucht, das Auftreten von körperlichen und psychischen Krankheiten zu verhindern und damit die Gesundheit zu bewahren (Hafen, 2009a, S. 104).

Zu beachten ist dabei, dass sich die beiden Seiten der Unterscheidung («Prävention» und «Behandlung») wechselseitig nicht ausschliessen, sondern – ganz ähnlich wie «Gesundheit» und «Krankheit» – zu einem Kontinuum ergänzen. Das bedeutet, dass die Behandlung immer auch präventive Aspekte beinhaltet – etwa dann, wenn durch eine sozialarbeiterische Beratung bei finanziellen Problemen das Anhäufen von Schulden oder künftige Eheprobleme verhindert werden. Umgekehrt hat auch die Prävention eine behandelnde Seite, da sie nichts anderes macht, als Belastungsfaktoren und Schutzfaktorendefizite zu beseitigen, welche das Auftreten der zu verhindernden Probleme wahrscheinlicher machen²³. Wenn die Soziokulturelle Animation zum Beispiel versucht, die Partizipationsmöglichkeit der breiten Bevölkerung bei Entscheidungsprozessen ihrer Gemeinde zu verbessern, macht sie nichts anderes, als einen Faktor anzugehen, der aktuell oder künftig zu Isolation und Machtlosigkeit und damit verbundenen Folgeproblemen führen kann. In diesem Sinn lässt sich sagen, dass die Disziplinen der Sozialen Arbeit die Differenz von Prävention und Behandlung unterschiedlich aktualisieren (Hafen, 2005, S. 55): Während bei der Sozialarbeit vornehmlich aktuell bestehende Probleme den Ausgangspunkt ihrer Aktivitäten markieren, setzt die Soziokulturelle Animation vermehrt bei der Beseitigung von Faktoren an,

²³ Zur Unterscheidung von Prävention und Behandlung vgl. Hafen (2007a, S. 56–69).

die dereinst zu Problemen führen könnten – und zwar nicht nur zu «sozialen» Problemen (also Problemen eingeschränkter Inklusionsfähigkeit), sondern auch zu Problemen der körperlichen und psychischen Gesundheit. Da diese Probleme und Folgeprobleme nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft liegen, rückt die Problemorientierung der Soziokulturellen Animation (wie auch jene der Prävention) in den Hintergrund. Ihre Zielpersonen sind entsprechend keine «Fälle» oder «Klienten/-innen», sondern Menschen, bei denen sich die zu verhindernden Probleme in Zukunft entwickeln könnten, aber bei weitem nicht müssen. Oder mit Bezug auf die oben eingeführte Theorie der sozialen Adresse formuliert: Die soziale Adresse der Zielpersonen der Soziokulturellen Animation ist viel weniger stark durch bestehende Probleme geprägt als die Adresse der Personen, welche die behandelnde Sozialarbeit in Anspruch nehmen.

Interessanterweise sind beide Disziplinen bestrebt, ihre Zielpersonen mit Hilfe ihrer Aktivitäten aus dem System der Sozialen Arbeit zu exkludieren und sich selbst dadurch überflüssig zu machen. Die entsprechende Formulierung lautet bei der Sozialarbeit dann «Hilfe zur Selbsthilfe», während das gleiche Bestreben bei der Soziokulturellen Animation in den Zielsetzungen «Selbsttätigkeit», «Selbstvergewisserung», «Selbstorganisation» und «Selbständigkeit» aufscheint und auch beim Konzept des «Empowerment» zum Ausdruck kommt. Es ist meines Erachtens eine ebenso spannende wie notwendige Aufgabe für beide Disziplinen der Sozialen Arbeit, sich aktiver mit der Frage auseinanderzusetzen, wie im Praxisalltag mit dieser Paradoxie (sich selbst durch qualitativ hochstehende und erfolgreiche Arbeit überflüssig zu machen) umgegangen wird und welche Strategien zur Auflösung dieser Paradoxie (also erfolgreich zu arbeiten und sich trotzdem nicht überflüssig zu machen) genutzt werden.

Doch kommen wir zurück zum Kontinuum von Prävention und Behandlung: Im Praxisalltag zeigt sich, dass es auch die Soziokulturelle Animation immer wieder mit bestehenden Problemen wie eskalierenden Konflikten (z.B. in der Fanarbeit), Mobbing, Rauschtrinken, familiären Problemen usw. zu tun bekommt, die sie nicht einfach ignorieren kann. Für die Ausbildungsgänge der Soziokulturellen Animation könnte dieser stets mögliche Kontakt mit manifesten Problemen bedeuten, dass der Schulung der Beratungskompetenz – etwa in Form der lösungs- und kompetenzorientierten Kurzberatung – etwas mehr Gewicht zugemessen werden sollte. Die Sozialarbeit wiederum könnte sich in der Aus- und Weiterbildung durchaus noch intensiver mit der Frage auseinandersetzen, wie sie im Praxisalltag unter dem Belastungsdruck aktueller «Fälle» vermehrt die Ursachen der Exklusionsprobleme angehen kann, die ihre Tätigkeit prägen. Gerade die Schulsozialarbeit zeigt, wie schwierig es ist, diese präventive Funktion (der in

praktisch jedem Schulsozialarbeitskonzept grosse Bedeutung zugemessen wird) im Rahmen des zur Verfügung stehenden Arbeitspensums dann auch wirklich wahrzunehmen. Die Hauptursache für diese Schwierigkeit liegt in der Zeitdimension. Während die Probleme der Prävention in der Form von Risiken in der Zukunft lauern, sind die Probleme der Behandlung gegenwärtig und dulden daher in der Regel keinen Aufschub.

Im vorletzten Abschnitt war die Rede davon, dass die Soziokulturelle Animation durch ihre Tätigkeit nicht nur soziale, sondern auch gesundheitliche Probleme verhindern hilft. Das gilt umso mehr, als die Inklusionsprobleme der Klientel immer auch zu Belastungsfaktoren für die Gesundheit dieser Menschen werden. Die Soziokulturelle Animation erbringt demnach Leistungen für die Gesellschaft, die über das Funktionssystem der Sozialen Arbeit hinausreichen und bei der Diskussion um den gesellschaftlichen Nutzen der Disziplin (z.B. im Rahmen von Auftragsverhandlungen) nicht ausser Acht gelassen werden sollten (Hafen, 2009b, S. 28). Angesichts dieser zentralen Bedeutung der Prävention für die Funktionsbestimmung bzw. für die Identität und Aussendarstellung der Soziokulturellen Animation soll der enge Bezug der Disziplin zu Prävention und Gesundheitsförderung zum Abschluss dieses Unterkapitels noch ein wenig ausgeführt werden²⁴. Dies wird anhand der folgenden zentralen Aspekte der Prävention angestrebt²⁵:

- Gesundheit und ihre Einflussfaktoren
- Systemreferenz: Setting oder Individuum
- Zielgruppen
- Methodische Zugänge
- Werte und Grundhaltungen

Die psychische und körperliche Gesundheit wird durch zahllose Einflussfaktoren beeinflusst²⁶. Viele dieser Belastungs- und Schutzfaktoren liegen im Handlungsbereich der Soziokulturellen Animation. So ist zum Beispiel die Gestaltung der erwerbsarbeitsfreien Zeit für die psychosoziale Entwicklung und damit auch für die Gesundheit von Menschen von grosser Bedeutung. Es macht einen Unterschied,

²⁴ Ich folge hier der Argumentation in Hafen (2009b). Vgl. zu einer ausführlicheren Darstellung dieses Zusammenhangs am Beispiel der Offenen Jugendarbeit Hafen (2006). Prävention und Gesundheitsförderung werden hier im Übrigen nicht unterschieden, da beide Ansätze darauf ausgerichtet sind, durch Stärkung von Schutzfaktoren bzw. die Beseitigung von Belastungsfaktoren Krankheiten und andere Phänomene (wie z.B. Gewalt) zu verhindern, welche die Gesundheit beeinträchtigen (vgl. dazu Hafen, 2007a, S. 94ff.).

²⁵ Vgl. zu diesen Aspekten ausführlich Hafen (2007a, S. 172ff.).

²⁶ Zum Gesundheitsbegriff und der Förderung von Gesundheit vgl. Hafen (2009a).

ob Kinder und Jugendliche jeden Tag stundenlang an den Videokonsolen sitzen bzw. fernsehen oder ob sie sich im öffentlichen Raum bewegen, der ihnen körperliche Bewegung und soziale Kontakte ermöglicht. Die neuere Hirnforschung belegt, wie wichtig gerade die sozialen Kontakte für die psychische Gesundheit sind (Bauer, 2006). Von relevanten Bezugspersonen als Persönlichkeit wahrgenommen und geschätzt zu werden, ist für die Entwicklung eines gesunden Selbstvertrauens und die Bildung einer stabilen Identität von zentraler Bedeutung. Doch nicht nur die positive Wahrnehmung durch seine Umwelt ist wichtig für die psychische Gesundheit von Jugendlichen (und Erwachsenen). Sie sind auch auf die wiederholte Erfahrung angewiesen, dass sie sich mit ihren Interessen einbringen und auch durchsetzen können. Dabei geht es nicht um ein egoistisch-kompromissloses Durchsetzen der eigenen Begehrlichkeiten, wie es der «Jugend von heute» gerne vorgeworfen wird. Vielmehr geht es um die Erfahrung, dass man im eigenen Leben nur etwas bewirken kann, wenn man andere überzeugen kann, ohne dabei deren eigene Selbstverwirklichungsbedürfnisse zu missachten. Diese «Selbstwirksamkeitserwartung» (Bandura, 1998) schützt erwiesenermassen vor unerwünschten Lebensbewältigungsstrategien wie Depression, Sucht oder übermässiger Aggressivität, und dies nicht nur bei Jugendlichen, sondern bei Menschen jeden Alters.

Die Beispiele zeigen, wie weitreichend die Parallelen von Soziokultureller Animation und Prävention/Gesundheitsförderung sind. Mit ihren Aktivitäten fördert die Soziokulturelle Animation wichtige soziale und psychische Schutzfaktoren für die Gesundheit, und sie trägt nachhaltig zur Beseitigung von Belastungsfaktoren bei, welche diese Gesundheit gefährden. Dabei richtet sie sich wie die Prävention/Gesundheitsförderung nicht nur an Individuen, sondern auch an soziale Systeme – genauso, wie dies etwa mit den Konzepten des «Community Development» und des «Organizational Change» angestrebt wird, die für die Soziokulturelle Animation eine grosse Rolle spielen²⁷. Auch bei den methodischen Zugängen ergeben sich Parallelen. So hat die Projektarbeit für beide Bereiche eine grosse Bedeutung²⁸, weil sie erlaubt, in hoch komplexen, dynamischen Verhältnissen Erwartungen zu stabilisieren (beabsichtigte und unbeabsichtigte) Wirkungen zu erfassen und die Inklusion relevanter Partner zu regeln. Eng verbunden mit der Methodik (und oft kaum von der Methodik zu trennen) sind grundsätzliche wertgebundene Haltungen wie «Freiwilligkeit», «Partizipation», «Empowerment»

27 In Prävention und Gesundheitsförderung laufen diese auf soziale Systeme ausgerichteten Massnahmen unter Bezeichnungen wie «Setting-Ansatz» oder «Verhältnisprävention». Vgl. dazu Hafén (2007a, S. 201–242).

28 Für die SKA vgl. Willener (2008), für die Prävention Hafén (2007a, S. 279ff.).

oder «Nachhaltigkeit», welche auch für Prävention und Gesundheitsförderung von zentraler Bedeutung sind. Schliesslich richtet sich auch die Soziokulturelle Animation an unterschiedliche Zielgruppen, deren Adressenmerkmale (Gender, sozio-ökonomischer Status, Migrationshintergrund, Alter usw.) oft eine Anpassung der einzelnen Massnahmen bedingen.

3.4 Soziokulturelle Animation und Früherkennung

Als letztes Argument für die Nähe von Soziokultureller Animation und Prävention/Gesundheitsförderung soll die Früherkennung aufgeführt werden, die in der systemischen Präventionstheorie als Schnittstelle von Prävention und Behandlung gesehen wird (Hafen, 2007a, S. 70–74). Früherkennung ist als Form von Diagnose zu verstehen, die Anzeichen von Problemen wie Jugendgewalt, Isolation, Depression, Kindesmissbrauch usw. identifiziert und angemessene Behandlungsschritte einleitet, um eine Chronifizierung dieser Probleme oder die Ausbildung von Folgeproblemen zu verhindern. Anders als in der Medizin stehen für die Früherkennung in psychosozialen Kontexten keine Maschinen (Computertomografen, Röntgenapparate, Blutdruckmessgeräte usw.) zur Verfügung, und auch systematisierte Diagnose-Instrumente wie ICD-10-Klassifikationen²⁹ sind in der Regel nicht anwendbar. Vielmehr muss versucht werden, systematisch soziale Beobachtungs- und Austauschprozesse in Kooperation mit unterschiedlichen Beobachtungsinstanzen einzurichten. Dabei geht es um genauso um intrasystemische (systeminterne) Prozesse (etwa wenn an den Teamsitzungen Zeit für den Austausch zur psychosozialen Befindlichkeit der Zielpersonen vorgesehen ist) wie um intersystemische Bemühungen (etwa dann, wenn der Kontakt zur Schule oder zum Sportverein gesucht wird).

Die Soziokulturelle Animation bringt für diese Vernetzungs- und Koordinationsarbeit, welche die Früherkennung auszeichnet, über ihre Interventionspositionen «Organisatorin» und «Mediatorin» alle theoretischen und methodischen Voraussetzungen mit sich, und sie ist sich auch bewusst, wie wichtig diese «seismologische Funktion» ist. So schreibt Prelicz-Huber (2009, S. 22):

«Aufgrund ihrer Kenntnis von den Jugendlichen einerseits und vom Gemeinwesen andererseits können sie [die Animatoren und Animatorinnen, d. Verf.] sich anbahnende Probleme wahrnehmen und benennen.»

²⁹ International Classification of Diseases.

Selbstverständlich kann diese Früherkennungsfunktion nicht nur in der Jugendarbeit, sondern in allen Handlungsfeldern der Soziokulturellen Animation aktiviert werden. Wichtig ist dabei, dass sich die Fachleute aktiv mit den ethischen Fragen auseinandersetzen, die mit der Früherkennung untrennbar verbunden sind. Stigmatisierungseffekte (Beschädigungen der sozialen Adresse) bei den Zielpersonen sind dabei genauso zu beachten wie die Aufrechterhaltung des Vertrauensverhältnisses oder (auf rechtlicher Ebene) Aspekte des Datenschutzes.

Die Frage, mit wem und in welcher Form man sich über Anzeichen einer problematischen Entwicklung einer Zielperson austauscht, muss in jeder Situation neu geklärt werden. Die damit verbundenen Entscheidungen sind oft nicht einfach zu fällen und zu tragen. So mag es Situationen geben (z.B. wenn schwerere Rechtsbrüche vorliegen oder die Gesundheit der Zielperson gefährdet ist), wo eine Kontaktaufnahme mit andern Beobachtern (Eltern, Lehrkräften, Heimleitung, Polizei) auch gegen den Willen der betroffenen Person gesucht wird. Entscheidend ist, dass dabei das Wohl dieser Person und nicht ein anderer Aspekt (wie die Aufrechterhaltung der Ordnung) im Vordergrund steht. Das wiederum schliesst natürlich nicht aus, dass die Aufrechterhaltung der Ordnung (etwa über die Durchsetzung von Regeln) auch dem Wohl der Zielpersonen dienen kann. Es gehört zur professionellen Kompetenz der Soziokulturellen Animation, die mit der Früherkennung untrennbar verbundene Unterscheidung «Unterstützung/Kontrolle» in jedem Fall aktiv zu reflektieren und dann die Wahl zu treffen. Dabei ist unabdingbar, dass die Präferenz auf «Unterstützung» liegt, was wie gesagt Massnahmen der Kontrolle nicht ausschliesst.

Die Theorie spricht in diesem Fall vom Umgang mit Unterscheidungen von einem «Re-entry», von einem Wiedereintritt der Unterscheidung (hier: «Unterstützung/Kontrolle») in die eine Seite der Unterscheidung (hier: «Unterstützung»). Dieser unterscheidungstheoretische Zugang ermöglicht nicht nur in der Früherkennung, sondern ganz generell einen differenzierten Umgang mit Unterscheidungen – etwa in der Pädagogik, wo die Unterscheidung «Grenzen setzen/Eigenverantwortung fördern» oft undifferenziert, das heisst mit der absoluten Wahl der einen Seite (heutzutage: «Grenzen setzen»; zur Zeit der 68er: «Eigenverantwortung fördern») eingesetzt wird³⁰. Dabei wird verpasst, zu sehen, dass die gut begründete Aktivierung der andern Seite nicht in Widerspruch zur bevorzugten Seite stehen

30 Es dürfte kaum bestritten sein, dass diese Unterscheidung auch für die Soziokulturelle Animation von Bedeutung ist, und zwar nicht nur in der Jugendarbeit, sondern auch in der Arbeit mit Erwachsenen. Ich sehe das als weiteren Hinweis für die Nähe der Disziplin zur (Päd-)Agogik.

muss – bei unserem Beispiel etwa dann, wenn Kindern und Jugendlichen durch das Setzen klarer Grenzen Gelegenheit zu Lernprozessen gegeben wird, die sie dazu befähigen, sich die Grenzen später in Eigenverantwortung selbst zu setzen.

3.5 Die Funktion(en) und die Mandatierung der Soziokulturellen Animation

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass die Soziokulturelle Animation ganz unterschiedliche Aufgaben übernimmt und dadurch Leistungen für diverse Gesellschaftsbereiche erbringt. Bei der Klärung der Funktion der Soziokulturellen Animation ist aus systemtheoretischer Perspektive wichtig, dass Funktionen nicht als «Eigenschaften» oder als «festgelegte Zwecke» eines Phänomens verstanden werden. Vielmehr fragt die «funktionale Analyse» als systemtheoretisch inspirierte Forschungsmethode nach unterschiedlichen Beobachtern, die Probleme konstruieren, für die das betreffende Phänomen als «Lösung» gedeutet werden kann³¹. Die Funktion wird aus dieser Perspektive zur Problemlösung, wobei «Problem» nicht nur gesellschaftlich problematisierte Phänomene wie Jugendgewalt umschreibt, sondern jeden als veränderungswürdig beschriebenen Zustand (wie z.B. die mangelnde politische Einbindung bestimmter Bevölkerungsgruppen)³². Für die Soziokulturelle Animation bedeutet dies, dass sie nicht eine klar bestimmbare Funktion «hat», sondern dass ihr von unterschiedlichen Beobachtern (inkl. sich selbst) unterschiedliche Funktionen zugeschrieben werden – Funktionen, die mit Erwartungen verbunden sind, welche sich auch widersprechen können. In Hinblick auf die Perspektive der staatlichen Verwaltung etwa liegt die Annahme nahe, dass die Soziokulturelle Animation primär das Problem gesellschaftlicher Erziehungs- und Betreuungsdefizite entschärfen soll. Vor dem Hintergrund dieser Funktion und gespeist durch die gesellschaftlich problematisierte Wahrnehmung von «herumlungernden» Jugendlichen im öffentlichen Raum, richten die Kommunen Jugendtreffs ein, fördern die offene Jugendarbeit und finanzieren in diesem Zusammenhang Stellen, die mit Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren besetzt werden. Eine Funktion der «Kritik und Solidarität» (Moser et al., 1999, S. 22) hingegen, kombiniert mit zunehmender (auch politischer) Mitbestimmung sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen (Minderheitenschutz), ist aus dieser Verwaltungsperspektive kaum zu erwarten. Für die Soziokulturelle Animation selbst jedoch können die fehlenden Mitbestimmungsmöglichkeiten ihrer Zielpersonen durchaus ein Problem darstellen, zu dessen Lösung die Fachleute beitragen können und sollen.

31 Vgl. dazu Fuchs (2000, S. 160).

32 Ich folge hier Hafen (2009b, S. 27f.). Vgl. zu den Funktionen der Soziokulturellen Animation aus systemtheoretischer Perspektive auch Voisard (2005, S. 55ff.).

Mit diesen unterschiedlichen Funktionsbestimmungen eng verbunden ist die Frage nach der Mandatierung der Soziokulturellen Animation – eine Frage, die bei der Sozialarbeit seit vielen Jahren diskutiert wird, bei der Soziokulturellen Animation jedoch bis heute unbeachtet geblieben ist, obwohl sich die Disziplin selbst ja der Sozialen Arbeit zuordnet. Angesichts unterschiedlicher Akteure (Arbeitgeber, Kollegen und Kolleginnen, Auftraggeber, Berufsverband, Hochschulen usw.), welche die Soziokulturelle Animation aus ihrer jeweiligen Perspektive mit unterschiedlichen, sich teilweise widersprechenden Erwartungen und Aufträgen konfrontieren, ist anzunehmen, dass sich nicht nur die Sozialarbeit, sondern auch die Soziokulturelle Animation mit einem «doppelten», ja sogar mit «multiplen» Mandaten auseinandersetzen muss³³. Diese unterschiedlichen Erwartungen können sich im Praxisalltag schnell zu schwer vereinbaren Widersprüchen verdichten, deren Auflösung eine hohe (individuelle und soziale) Reflexionskompetenz und die intermediäre Position der Fachleute bedingt. So kann sich eine Jugendtreffleiterin nicht einfach auf das Selbstbestimmungsrecht der Jugendlichen berufen oder auf wissenschaftliche Studien zur Bedeutung der Selbstwirksamkeit für die psychische Gesundheit hinweisen, wenn die Gestaltung der näheren Umgebung des Jugendtreffs von den Nachbarn als Ruhestörung empfunden wird und der Trägerverein (auf Druck der Politik) mit der Schliessung des Treffs droht.

Die oben beschriebene und in der relevanten Fachliteratur selbst eingeforderte Präventionsfunktion³⁴ stellt angesichts der vielfältigen, teilweise nur schwerlich vereinbaren Erwartungen und Mandate an die Soziokulturelle Animation eine Funktion dar, die für alle relevanten Instanzen im grossen und ganzen unbestritten erscheint. Es gibt kaum eine professionelle Interventionsposition, die als Grundidee so wenig bestritten ist wie die Prävention. Wer sollte schon dagegen sein, «soziale Probleme» frühzeitig zu verhindern? Ohne den Umstand zu vernachlässigen, dass sich die Begeisterung für die Prävention (gerade bei der Politik) schnell abkühlt, wenn sie substanzielle Kosten generiert oder gar grundsätzliche gesellschaftliche Prozesse (etwa im Kontext der Verkehrs- oder der Siedlungspolitik) reformieren möchte, sollte die Soziokulturelle Animation die gesellschaftliche Unbestrittenheit der Prävention unbedingt mehr für ihre Anliegen nutzen. Der Prävention kommt in einer Gesellschaft, die sich über die Massenmedien kontinuierlich und übermässig selbst alarmiert, eine beruhigende Funktion zu, da sie Vorschläge macht, wie die drohenden Risiken zu beseitigen

33 Zur Frage der multiplen Mandatierung der Sozialarbeit vgl. Hafén (2008).

34 Vgl. dazu Moser et al. (1999, S. 23), wobei an dieser Stelle weniger die Verhinderung von Problemen durch Beseitigung von Belastungsfaktoren und die Förderung von Schutzfaktoren gemeint ist als das frühzeitige Erkennen von Problemen, also die Früherkennung.

sind (Hafen 2007a, S. 132ff.). Wenn die Soziokulturelle Animation dann aufzeigen kann, dass sie (in Wahrnehmung ihrer Präventionsfunktion) aktiv zur Verhinderung von Problemen wie Jugendgewalt oder psychischen Erkrankungen von Menschen jeden Alters beitragen kann, dann stärkt sie ihre Positionierung nicht nur gegenüber potenziellen Auftraggebern, sondern auch gegenüber der Öffentlichkeit. Das Herausstreichen der Präventionsfunktion kann dann auch helfen, andere Funktionen, die für die Soziokulturelle Animation wichtig sind, argumentativ zu unterstützen – etwa dann, wenn aufgezeigt wird, wie wichtig die Integrationsfunktion für die Verbesserung der Kommunikationskultur in einem Quartier und damit für die psychische Gesundheit der Bewohner und Bewohnerinnen ist.

4. Die Praxis der Soziokulturellen Animation – systemtheoretisch

Nachdem wir die Soziokulturelle Animation im vorherigen Kapitel mit der Gesellschaft und dabei insbesondere mit den Funktionssystemen «Soziale Arbeit» und «Erziehung» in Verbindung gesetzt und uns mit den unterschiedlichen Funktionen auseinandergesetzt haben, nähern wir uns in diesem Kapitel noch weiter der Praxis an. Zuerst geht es darum, die Soziokulturelle Animation als Gestalterin «sozialer Räume» zu beschreiben und zu schauen, mit welchen Systemen sie es in diesem Raum zu tun hat. (vgl. Kap. 8, B. Emmenegger, S. 326 und Kap. 9, A. Willener, S. 350) Nachfolgend werden die Interventionspositionen der Soziokulturellen Animation im Zusammenhang mit einigen wichtigen methodischen Ansätzen diskutiert und Möglichkeiten bzw. Grenzen der Disziplin reflektiert.

4.1 Die Soziokulturelle Animation als Gestalterin sozialer Räume

Es ist unbestritten, dass es die Soziokulturelle Animation immer auch mit einzelnen Menschen zu tun hat, die sie zu Lernprozessen anregen will. Gerade die edukative Funktion (Moser et al., 1999, S. 22) verweist auf diesen individuumsozialen Zugang, der «(...) primär im ausser- und nachschulischen (ausserhalb des formalen/institutionellen Bildungssystems) Bereich Bildungs- und Lerngelegenheiten erschliesst und anbietet»³⁵ und damit einen wichtigen Grund für die bisweilen enge Kopplung der Soziokulturellen Animation mit dem Erziehungssystem darstellt. Insgesamt ist die Soziokulturelle Animation jedoch unbestritten ein Beruf, der auf die Gestaltung *sozialer* Systeme ausgerichtet ist³⁶. Sie steht

35 Gerade im Kontext einer vermehrt auf Prävention und Früherkennung ausgerichteten Sozialen Arbeit in der Schule könnte die Soziokulturelle Animation durchaus auch innerhalb des Bildungssystems einen wertvollen Beitrag leisten.

36 Man könnte auch formulieren, dass die Soziokulturelle Animation an der Schnittstelle von Individuum und Sozialem steht. Vgl. dazu das Kap. 7, S. 266 von Gabi Hangartner.

damit Ansätzen wie «Community Development», «Organisational Development» oder «Gemeinwesenarbeit» sicher funktional, weitgehend aber auch methodisch sehr nahe, obwohl sich diese Disziplinen teilweise in andern Kontexten entwickelt haben. Das «Soziokulturell» in der Berufsbezeichnung kann aus systemtheoretischer Perspektive so verstanden werden, dass die Fachleute der Soziokulturellen Animation in sozialen Systemen Strukturveränderungen (also Lernprozesse) zu initiieren versuchen und damit Einfluss auf die Systemkultur (als Gesamtheit der Systemstrukturen) nehmen³⁷. Sie tun dies auf allen drei Ebenen sozialer Differenzierung: auf der Ebene der Gesellschaft im Kontext der Funktionssysteme «Soziale Arbeit» und «Erziehung», auf der Ebene der Organisation (da sie selbst in Organisationen eingebunden sind und es mit Organisationen zu tun haben) und auf der Ebene der Interaktion, also im direkten Kontakt mit ihren Zielpersonen. Zusätzlich hat es die Soziokulturelle Animation mit sozialen Systemen zu tun, die mit den Kategorien «Gesellschaft», «Organisation» und «Interaktion» nicht so einfach zu erfassen sind – etwa mit «Quartieren» oder «Netzwerken». Diesen unterschiedlichen sozialen Systemen wollen wir uns nun zuwenden.

Den Ausgangspunkt dieser Systemanalyse soll eine Bemerkung zum Raumkonzept der Systemtheorie bilden³⁸. Da Kommunikationssysteme (wie psychische Systeme) in der Systemtheorie als sich selbst reproduzierende, operative Differenzen verstanden werden, sind sie raumlos konzipiert. Wir haben gesehen, dass diese Kommunikationssysteme zwar auf die dauerhafte Kopplung mit körperlichen und psychischen Systemen angewiesen sind, dass diese Systeme jedoch nicht als Teil der sozialen Systeme gesehen werden, sondern als (hoch relevante) Umwelt. Das Gleiche gilt für den Raum. Räume wie Quartiere, Stadtteile, Dörfer, aber auch Häuser bilden mit ihren physikalisch-materiellen Besonderheiten (Aussen- und Innenarchitektur, Strassen, Parks, Verkehr usw.) wie Körper und Psychen hoch relevante Umwelten der Kommunikation. Wir haben es also mit einer vierten Dimension der «systemischen» bio-psycho-sozialen Verhältnisse zu tun, in denen sich die Soziokulturelle Animation bewegt und mit deren Wechselwirkungen (z.B. mit der Wirkung von Lärm auf die psychische Befindlichkeit und mit dem damit verbundenen Einfluss auf die Kommunikation) sie sich auseinandersetzen muss. Wie immer, wenn von einer Beeinflussung von Systemen durch Umweltfaktoren die Rede ist, gehen wir auch beim Raum nicht von deterministischen Verhältnissen, das heisst von einem «Raumdeterminismus» aus. Der Raum und seine

37 Zu theoretisch anders begründeten Varianten des Kulturbegriffs vgl. die Kap. 1, S. 16 von Heinz Wettstein und Reto Stäheli, Kap. 6, S. 226 in diesem Buch.

38 Zu theoretisch anders begründeten Raumkonzepten in der Soziokulturellen Animation vgl. die Kap. 8, S. 326 von Barbara Emmenegger und Alex Willener, Kap. 9, S. 350 in diesem Buch.

Gestaltung hat unbestritten einen Einfluss auf soziale Systeme, aber es ist immer das jeweilige System selbst, das (auf der Basis seiner Strukturen) bestimmt, welche Aspekte der räumlichen Umwelt als Anlass für Anpassungsprozesse genommen werden. So nutzen Jugendgruppen urbane Räume ganz anders für ihre Bedürfnisse als Familien oder ältere Menschen. Ein verlassenes Fabrikareal kann daher für die einen ein (ästhetisches) Ärgernis sein, während es für andere eine attraktive Umwelt für die Pflege sozialer Kontakte und für sonstige Freizeitaktivitäten darstellt. Räume «sind» in diesem Sinn aus systemtheoretischer Perspektive keine «Realität», sondern sie werden (wie alles) durch Beobachtung erst erzeugt und mit Symbolik und Sinn aufgeladen. Analysen physikalisch-materieller Räume sind demnach ein wichtiges Element von Sozialraumanalysen, wobei es entscheidend ist, nicht nur die Beschaffenheit dieser Räume zu erfassen, sondern vor allem auch ihre Beobachtung durch die verschiedenen Kommunikationssysteme in ihrer Umwelt und die sich daraus ergebenden Wirkungen (Schroer, 2006, S. 177). Weiter ist klar, dass die Gestaltung von Räumen im Rahmen von kulturellen Aktivitäten Auswirkungen auf die kommunikativen Prozesse hat, da deren Umwelt ja verändert wird und sich demnach andere Irritationsanlässe bieten als zuvor. Ebenfalls deutlich wird, dass die Soziokulturelle Animation bei der Gestaltung von physikalisch-materiellen Räumen eine Akteurin neben andern ist und sich im Rahmen ihrer Aktivitäten immer auch mit Akteuren aus Raumplanung, Städtebau, Verkehrspolitik usw. und deren Mandaten auseinandersetzen muss.

Doch lenken wir den Blick nun auf die unterschiedlichen sozialen Systeme, die bei der «Sozialraumorientierung» von Bedeutung sind – einer Sozialraumorientierung, die nicht nur in der Soziokulturellen Animation, sondern in der gesamten Sozialen Arbeit und auch in Prävention und Gesundheitsförderung von immer grösserer Bedeutung ist³⁹. Den Anfang wollen wir dabei bei der Systemform «Organisation» machen, die wir weiter oben als evolutionär enorm erfolgreich eingeführt haben. Entscheidend ist, dass Organisationen im Gegensatz zu Funktionssystemen oder Quartieren adressabel sind und demnach als Mandatgeber und -nehmer in Frage kommen. Dieser Umstand rückt zum einen diejenigen Organisationen in den Fokus, die Soziokulturelle Animatoren und Animatorinnen als Arbeitnehmende inkludieren. Zum andern ist die Soziokulturelle Animation immer auch mit Organisationen in der Umwelt konfrontiert, die sie verändern möchte – mehr noch: sie ist auf den Kontakt mit diesen Organisationen angewiesen.

³⁹ Vgl. dazu das entsprechende Kap. 9, von A. Willener, S. 350).

Wenn etwa im Kontext einer Hochhaussiedlung mit vielen Sozialwohnungen zusammen mit Arbeitslosen ein Begegnungsraum für die Bewohner und Bewohnerinnen geschaffen werden soll, dann braucht es nicht nur partizipative Bemühungen, die auf diese Zielpersonen ausgerichtet sind, sondern auch eine aktive Partizipation der Siedlungsverwaltung, der Gemeindebehörde, des Arbeitsamtes und anderer organisationsförmiger Stakeholder, die in irgendeiner Form durch das Projekt betroffen sind. Kompetenzen zum Umgang mit formalen Organisationen wie Verhandlungsgeschick oder die Bereitschaft und die Gelassenheit, bürokratische Hürden zu überwinden, sind daher für die Soziokulturelle Animation genauso unerlässlich wie für die Sozialarbeit. Schliesslich ist die Soziokulturelle Animation gefordert, Aktivitäten im öffentlichen Raum aktiv zu organisieren. Diese Organisationstätigkeit ist anders und oft schwieriger zu realisieren als in einer Organisation (z.B. einem Jugendtreff oder einem Gemeinschaftszentrum), in der die Strukturen (Entscheidungskompetenzen, Kommunikationswege usw.) bereits weitgehend formalisiert sind.

Städte und urbanisierte Gemeinden in der Agglomeration sind immer weniger «Ganzheiten» im Sinne der griechischen «polis», sondern Orte «krassester Gegensätze, Unterschiede und Vielheiten» (Schroer, 2006, S. 240). Die öffentlichen Räume (Stadtteile, Strassenzüge, Fabrikareale, Parks) usw., die sich innerhalb der Städte und Gemeinden ausdifferenzieren, sind hochkomplexe, strukturell sehr schwach definierte Systeme. Diese Heterogenität reproduziert sich nicht nur innerhalb einer Stadt, sondern auch innerhalb als «Banlieus», «Einkaufsmeilen» oder «Nobelviertel» bezeichneter Räume. Jedes dieser Systeme stellt für sich einen eigenen Mikrokosmos dar, der seine Identität in einem Zusammenspiel von physikalisch-materiellen Rahmenbedingungen in einem geografischen Raum (mit seiner räumlichen Grenze) und sozialen Prozessen (dem sozialen Raum mit seiner durch Kommunikationsprozesse gezogenen operativen Grenze) gewinnt. Dieses Zusammenspiel von bio-psycho-sozio-materiellen Faktoren wird auch in andern theoretischen Kontexten (etwa bei Bourdieu, 1985) beschrieben und bildet Anlass für zahlreiche empirische Untersuchungen wie den vielzitierten «Broken-windows»-Ansatz (Wilson/Kelling, 1982), der auch durch neuere Untersuchungen bestätigt wird (Keizer et al., 2008). Dieser Ansatz geht davon aus, dass der materielle Zerfall eines Quartiers zu einem Anstieg der Regelbrüche führt und es demnach angezeigt ist, zerbrochene Fenster und andere Sachbeschädigungen sofort zu beheben.

Selbstverständlich können sich die Folgerungen, die aus solchen empirischen Befunden gezogen werden, grundsätzlich unterscheiden. Während die «Broken-windows»-Studie in den USA neben baulich-gestalterischen Massnahmen auf sozialer Ebene vornehmlich zu erhöhter Polizeipräsenz und «Zero-tolerance»-Konzepten

führte, hat die Soziokulturelle Animation alle theoretischen und methodischen Kenntnisse, um die Gestaltung der physikalisch-materiellen Umwelt mit der Aktivierung von psychosozialen Prozessen zu verbinden. Vorzüglich verfolgt sie dabei einen eher ressourcenorientierten Ansatz, der sich nicht darauf beschränkt, Defizite der sozialen und materiellen Mitwelt zu beseitigen, sondern bestrebt ist, auf beiden Ebenen Potenziale zu eruieren und diese für die Erreichung der eigenen Ziele zu nutzen. Dass diese Potenziale in jedem noch so belasteten Quartier vorhanden sind, zeigen unzählige Projekte im Kontext der Soziokulturellen Animation wie etwa das Quartierentwicklungsprojekt BaBeL (Willener et al., 2008).

Um in diesen hochkomplexen, im eigentlichen Sinne des Wortes «systemischen» Verhältnissen Veränderungen bewirken zu können, ist die Soziokulturelle Animation auf Modelle der Kooperation und Vernetzung von Einzelpersonen, Gruppen und Organisationen angewiesen. Es geht demnach um die Initiierung von ganz besonderen Formen von sozialen Systemen wie Kooperationssystemen oder Netzwerken, die mit den Merkmalen von «Gesellschaft», «Organisation» und «Interaktion» teilweise, aber nicht ganz zu bestimmen sind und auch nicht einfach Projekten entsprechen⁴⁰. Diesen Systemen wollen wir uns nun noch etwas intensiver zuwenden⁴¹.

Bei Kooperationssystemen, die durch die Soziokulturelle Animation initiiert und zumindest am Anfang auch begleitet werden, geht es darum, unterschiedliche Partner (Privatpersonen, Hausbesitzer, Gewerbetreibende, Repräsentanten aus der Verwaltung usw.) zusammenzubringen, um bestimmte Ziele gemeinsam zu erreichen. Es handelt sich um soziale Systeme, die mehr oder weniger formal organisiert sind und sich die Erreichung eines bestimmten Zieles als Zweck setzen. Die Dauer des Systems ist dabei in der Regel auf die Zeit beschränkt, die zur Erreichung (oder dem endgültigen Verfehlen) des Zieles benötigt wird – es sei denn, es werden neue Ziele definiert, deren Erreichung mit dem System angestrebt wird. Kooperation ist also lediglich über die Ausdifferenzierung von sich neu bildenden (emergenten) Systemen möglich.

Kooperationssysteme sind in diesem Sinn eigenständige, operativ geschlossene und auf Partizipation ausgerichtete Systeme in der Umwelt der kooperierenden Systeme. Die Hoffnung dabei ist, dass die Kommunikationen im Kooperationssystem für bestimmte Systeme (z.B. die politische Verwaltung) in der Umwelt An-

⁴⁰ Zur Projektmethode vgl. das folgende Kapitel.

⁴¹ Ich folge hier Hafen (2007a, S. 274ff.).

lass zu (erwünschten) Eigenirritationen geben. Man hofft zum Beispiel, dass die Vorschläge zur Verkehrsplanung im Quartier, die durch Vertretungen der Anwohnerschaft, des Verkehrsvereins, der Quartierverbände, der politischen Parteien und des Gewerbes erarbeitet wurden, in die politischen Entscheidungsprozesse einfließen. Dabei kann versucht werden, die Wahrscheinlichkeit des Interventionsversuchs dadurch zu erhöhen, dass der Chef der städtischen Verkehrsplanung eingeladen wird, im Kooperationsystem mitzuarbeiten. Das Kooperationsystem ergibt sich demnach aus der strukturellen Kopplung von unterschiedlichen sozialen Systemen und den psychischen Systemen der Gruppenmitglieder. Das bedeutet, dass sich die Kommunikation im System durch eine grosse Anzahl von Prozessen in der Umwelt beeinflussen lässt, ohne dabei einer kausalen Bestimmung durch ein einzelnes dieser Systeme unterworfen zu sein. Für die Fachleute der Soziokulturellen Animation, die das Kooperationsystem beratend begleiten oder anleiten, stellt sich insbesondere das Problem, dass in einem solchen System unterschiedliche Systemkulturen aufeinandertreffen und dass diese «interkulturellen» Konflikte oft nicht einfach zu bewältigen sind. In der Regel sind dabei Kompetenzen aus allen vier Interventionspositionen (AnimatorIn, OrganisatorIn, MediatorIn, KonzeptorIn⁴²) des Berufs gefragt.

Andererseits wirkt sich die Kommunikation im Kooperationsystem selber auf die Systeme in seiner Umwelt aus, und zwar nicht nur auf das System, das zu beeinflussen versucht wird. So kann dem Chef der Verkehrsplanung von seinem Departementschef eine Rüge erteilt werden, weil er in der Kooperationsgruppe Versprechungen gemacht hat, zu denen er nicht befugt war; zwischen den Vertretern der Nachbarschaft mag ein interfamiliärer Konflikt ausbrechen, weil sich die Interessen (mehr Parkplätze versus eine Spielstrasse für die Kinder) diametral widersprechen; die Leiterin der Bäckerei berücksichtigt das nächste Mal vielleicht das Spenglereigengeschäft in der Nebenstrasse, weil sie den Spenglermeister in seiner Argumentation in der Gruppe so überzeugend gefunden hat, und die einzelnen Gruppenmitglieder gehen befriedigt oder frustriert nach Hause und sehen der nächsten Sitzung je nachdem mit unterschiedlichen Erwartungen entgegen.

Wenn Kooperation eine aktive strukturelle Kopplung unterschiedlicher Systeme darstellt und damit Prozesscharakter hat, kann «Vernetzung» als eine Bedingung der Möglichkeit von Kooperation gesehen werden, also als (zumeist latente) Struktur in den einzelnen Systemen. Man weiss in einer Organisation, was be-

⁴² Vgl. dazu Moser et al. (1999, S. 128ff.) und Kap. 7, G. Hangartner, S. 300.

stimmte Systeme in der Umwelt der Organisation machen, und hat Angaben zu Kontaktmöglichkeiten, die im Bedarfsfall – etwa wenn das Bedürfnis nach Austausch oder Kooperation besteht – realisiert werden können. Wenn es (z.B. im Rahmen eines Projektes) darum geht, die Vernetzung zu verbessern, dann besteht die eigentliche Arbeit in der Regel darin, die betroffenen Systeme bei der Herstellung dieser Kontaktmöglichkeiten zu unterstützen.

Von der «Vernetzung» zu unterscheiden wären die «Netzwerke», also der operative Vollzug der Systeme, die durch die Vernetzung ermöglicht werden sollen. Netzwerke bilden sich nach Luhmann (1995a, S. 254f.) seit dem Übergang von stratifikatorischer zur funktional differenzierten Gesellschaft mit ihrer hohen Priorität für Organisationen. Luhmann bezieht seinen Netzwerkbegriff hier insbesondere auf informelle Netzwerke, die vornehmlich auf Interaktion beruhen und den inkludierten Personen den Austausch von Gunsterweisungen ermöglichen, die (gerade in sogenannten «Entwicklungsländern») dadurch nötig werden, dass die Personen längerfristig von der Teilnahme an den Leistungsbereichen der Funktionssysteme ausgeschlossen sind. Wir wollen den Netzwerkbegriff hier breiter fassen, auch um mehr an die Netzwerksemantik anzuschliessen, die in der professionellen Praxis üblich ist.

Stellt man Netzwerke in den Kontext der drei systemtheoretischen Grundtypen sozialer Systeme – Interaktion, Organisation und Gesellschaft –, dann fällt auf, dass Netzwerke in ihrem Vollzug hauptsächlich interaktiv operieren. Die Mitglieder (oder deren Vertreter, wenn es sich bei den Mitgliedern um Organisationen handelt) treffen sich in der Regel persönlich, wenngleich man sich heute Netzwerke vorstellen kann, die ihre Funktion mehrheitlich per E-Mail erfüllen. Trotz des häufigen Bezugs auf Interaktion haben Netzwerke gewisse formale Merkmale, die sie mit Organisationen vergleichen lassen – etwa dass sie die Inklusion von Personen und/oder Organisationen über Mitgliedschaft regeln. Andererseits zeichnen sich Netzwerke dadurch aus, dass sie viel loser strukturiert sind als Organisationen: Hierarchien sind, wenn überhaupt, schwächer ausgebildet, womit auch die Entscheidungsfindung nicht zentralisiert, sondern eher «demokratisiert» (auf alle Mitglieder verteilt bzw. zugerechnet) wird. Der Nachteil dieser schwachen, unverbindlichen Strukturierung ist, dass Netzwerke oft nur schwer zu fassen und wenig beständig sind bzw. sich diese Eigenschaften aneignen müssen, indem sie sich als Organisationen konstituieren.

Aktive Netzwerke unterscheiden sich in diesem Sinn formal von Kooperations-systemen dadurch, dass die Netzwerkstruktur (als erwartbare Bedingung der Möglichkeit von Netzwerkbildungen) über einen längeren Zeitraum zur Verfügung steht und (gerade durch die Soziokulturelle Animation) aktiv gepflegt wird, wäh-

rend sich Kooperationssysteme auch ohne diese Netzwerkstruktur bilden können. Will man eine Parallele zur Ebene des Gehirns erstellen, so kann man soziale Netzwerke durchaus mit neuronalen Netzwerken vergleichen, die mit ihrer hochgradigen Flexibilität bei gleichzeitiger Möglichkeit zur Verfestigung (was Wiederholbarkeit erfolgreicher Netzwerkbildungen ermöglicht) das Gehirn zum komplexesten bekannten System mit einem enormen Potenzial zur Informationsverarbeitung machen.

Die vordringlichste Aufgabe der Soziokulturellen Animation wäre also aus dieser Perspektive, die strukturellen Voraussetzungen für solche Netzwerkbildungen zu schaffen. Weiter sind Strukturen gefragt, welche die Chance erhöhen, dass die in den Netzwerken generierte Information wirklich auch in Entscheidungen (z.B. über konkrete Entwicklungsschritte) umgesetzt wird. Die Soziokulturelle Animation trägt damit aktiv dazu bei, dass die Netzwerk- oder Kooperationssysteme nicht zu reinen Debattierklubs verkommen (so wichtig die Pflege des sozialen Kontaktes auch ist), sondern auch zu Ergebnissen führen, was wiederum die Motivation der Beteiligten erhöht. Die Soziokulturelle Animation erweitert in diesem Sinn in Ausübung ihrer Koordinationsfunktion den Möglichkeitsspielraum, indem sie Vernetzungsmöglichkeiten fördert, und trägt gleichzeitig zu seiner Einschränkung bei, damit möglichst konkrete Entwicklungsschritte möglich werden.

4.2 Die Interventionspositionen und -methoden der Soziokulturellen Animation

Der im vorigen Unterkapitel beschriebene Tätigkeitsbereich der Soziokulturellen Animation, die Gestaltung öffentlicher Räume, eignet sich gut, um die Interventionspositionen und die methodischen Zugänge der Disziplin darzustellen. Viele Aspekte der nachfolgenden Ausführungen gelten auch für die soziokulturelle Arbeit in Organisationen, zum Beispiel in einem Jugendtreff oder in einer Alterssiedlung – umso mehr, als diese Organisationssysteme natürlich auch in eine gesellschaftliche Umwelt eingebettet sind. (Vgl. Kap. 7, S. 296)

Wir haben in Kap. 2.4 gesehen, dass aus der Perspektive der Systemtheorie streng genommen gar nicht von «Interventionen» der Soziokulturellen Animation die Rede sein kann, da der Begriff mit seiner Bedeutung des «Dazwischentreten[s] in ein soziokulturelles Geschehen» (Moser et al., 1999, S. 126) die Möglichkeit operativer Zugriffsmöglichkeiten nahelegt. Solche operativen Grenzüberschreitungen sind jedoch im Konzept der operativen Geschlossenheit von Systemen nicht vorgesehen, da jedes System (sei das nun ein biologisches, ein psychisches oder ein soziales System) immer nur innerhalb seiner eigenen Grenzen (selbstreferenziell) operieren kann. «Interventionen» in psychische und soziale Systeme sind demnach nur durch die Initiierung von sozialen Prozessen in der Umwelt des zu

intervenierenden Systems möglich. Etwa salopp formuliert: Die Soziokulturelle Animation produziert in der Form von Kooperationssystemen, Netzwerken, Beratungsgesprächen, kulturellen Veranstaltungen, Projekten usw. methodisch möglichst geschickt gestalteten «Lärm» in der Umwelt der zu intervenierenden Systeme und hofft, dass diese Systeme (z.B. ein Quartier) bzw. deren Subsysteme diesen professionell gestalteten «Lärm» als Anlass zur Eigenirritation nehmen und sich wunschgemäß verändern. Gleichzeitig ist die Soziokulturelle Animation mit ihren Steuerungs- bzw. Animationsversuchen Teil des soziokulturellen Geschehens, befindet sich also in einer paradox ausgelegten Situation des gleichzeitigen Aussen und Innen, die dazu führt, dass sie selbst durch systeminterne und -externe Umweltprozesse mitgesteuert wird – bei unserem Beispiel etwa durch Prozesse in anderen Subsystemen des Quartiers und in quartierexternen Systemen wie der Politik oder der Stadtverwaltung. Die Interventionsposition «Animation» ist also immer unter dieser Voraussetzung des gleichzeitigen Steuerns und Gesteuertwerdens zu sehen, welche die Kybernetik beschreibt.

Durch die Initiierung von sozialen Systemen, an welchen die Zielsysteme (Individuen, Gruppen, Organisationen usw.) partizipieren, ermöglicht die Soziokulturelle Animation Erfahrungen der Partizipation, der Einflussnahme⁴³, der Durchführung von Kulturveranstaltungen usw. Diese Erfahrungen sollen in den Zielsystemen (also in der Umwelt der durch die Soziokulturelle Animation initiierten «Interventionsysteme») zu Lernprozessen führen – mit dem Zweck, die Systeme dazu zu befähigen, die erwünschten Aktivitäten in Zukunft auch selbst (d.h. ohne die Unterstützung der Soziokulturellen Animation) durchführen zu können. Legt man den Fokus auf dieses Ziel der «Selbsttätigkeit» (Moser et al., 1999, S. 128), das auch im «Empowerment»-Konzept⁴⁴ aufscheint, so entsprechen die durch die Soziokulturelle Animation initiierten Systeme eigentlichen «Lernwerkstätten», die aktives Handeln und Erleben der beteiligten Personen ermöglichen. Der Begriff «Partizipation» entspricht in diesem Sinn der Bezeichnung für die Inklusion der Zielsysteme in diese professionell gestalteten Lernwerkstätten. «Partizipation» ist in diesem Sinn eine Methode, aber auch eine Funktion – nämlich dann, wenn es darum geht, durch die Aktivitäten der Soziokulturellen Animation die Inklusionsfähigkeit (Partizipation) der Zielpersonen in andern systemischen Kontexten (z.B. im politischen) zu erhöhen⁴⁵.

⁴³ Zur Praxis der alltäglichen Demokratie vgl. Kap. 5, S. 204 von Annette Hug in diesem Buch.

⁴⁴ Vgl. dazu etwa Herriger (2006).

⁴⁵ Für die Nutzung dieser Unterscheidung für die Klärung des Verhältnisses von Prävention und Gesundheitsförderung vgl. Hafen (1997, S. 95) und für die Soziokulturelle Animation Voisard (2005, S. 55).

Wenn man davon ausgeht, dass «Erfahrung» nur durch aktives Handeln und Erleben zustande kommt und nicht durch das Lesen von Broschüren oder Büchern (ausser natürlich der Erfahrung des Lesens), dann ist klar, warum «Partizipation» für die Soziokulturelle Animation einen «Schlüsselbegriff» (Moser et al., 1999, S. 109) darstellt. Entscheidend ist dabei natürlich – und das wird auch in der rezipierten Fachliteratur so gesehen (ebd., S. 113) –, welcher Art von Inklusion die Partizipation entspricht. Wenn es nur um das «Dabei-Sein» in einem Projekt und allenfalls um die Möglichkeit mitzudiskutieren geht, dann sind damit ganz andere Erfahrungen verbunden, als wenn die inkludierten Personen zusammen mit andern Entscheidungen treffen und diese Entscheidungen dann auch zu verantworten haben. Partizipation ist auch nicht auf die Umsetzungsphase von Ideen zur Entwicklung eines Quartiers zu beschränken, sondern sollte so früh wie möglich, also schon bei der Entwicklung dieser Ideen, einsetzen und auch die Qualitätsentwicklung und die Evaluation umfassen. Diese sorgfältige Unterscheidung von Funktion (Welches Problem soll gelöst werden?) und Methode (Wie soll das geschehen?) kann dabei gerade bei der Klärung von nicht sehr trennscharf definierten Konzepten wie «Empowerment», «Gesundheitsförderung» oder «Resourcenorientierung» hilfreich sein⁴⁶.

Da wir den Begriff «Partizipation» eng mit dem Begriff «Inklusion» verbinden, ist klar, dass die Soziokulturelle Animation durch die Gestaltung oder Mitgestaltung der Inklusionsbedingungen in diesen «Lernwerkstätten» oder «Erfahrungsräumen» auch an der Konstruktion der sozialen Adressen der inkludierten Personen beteiligt ist. Die Körper und Psychen dieser Personen sind ja nicht Teile oder Elemente der initiierten Projekte, Kulturveranstaltungen oder Netzwerke, sondern relevante Umwelt. «Person» und «soziale Adresse» entsprechen in diesem Sinn Systemstrukturen, oder etwas anschaulicher formuliert: sozialen Erwartungen, die an die einzelnen Menschen gerichtet werden. Die Soziokulturelle Animation konstruiert ihre «Adressatenschaft» (Moser et al., 1999, S. 103) demnach genau gleich wie die Sozialarbeit ihre Klienten und Klientinnen (Eugster, 2004), denn sie hat einen beträchtlichen Einfluss darauf, wer in welcher Form in diese Systeme inkludiert wird. Dabei können wie in der Prävention spezifische Zielgruppen wie Jugendliche, ältere Menschen, Personen mit Migrationshintergrund oder solche mit einem tieferen sozioökonomischen Status im Vordergrund stehen. Gerade wenn die Vernetzungsfunktion eine wichtige Rolle spielt, steigt jedoch der Bedarf für die Inklusion auch anderer Zielpersonen aus Nachbarschaft, Politik, Verwaltung und anderen sozialen Zusammenhängen.

⁴⁶ Vgl. dazu etwa www.partizipative-qualitaetsentwicklung.de und www.quint-essen.ch

Die aufgeführten Beispiele deuten darauf hin, dass die Interventionsposition «Animation» nicht von den andern Positionen «Konzeption», «Organisation» und «Mediation» getrennt werden kann. Vor allem in Projekten, die für die Gestaltung der beschriebenen Entwicklungsprozesse den zentralen methodischen Zugang darstellen⁴⁷, sind alle Positionen und die entsprechenden Kompetenzen gefordert. Projekte sind ja nichts anderes als dynamische, zeitlich beschränkte Organisationen. Ihre formalen Strukturen erlauben es optimal, die drei Sinndimensionen der Kommunikation – die Zeit-, die Sach- und die Sozialdimension (Luhmann 1994, S. 92ff.) – aktiv zu gestalten. Auf der Zeit- und der Sachdimension wird versucht, durch Planung und Programmierung die Vielzahl möglicher Entwicklungen des Projekts und seiner relevanten Umwelt einzuschränken, anhand von Meilensteinen Abweichungen von der Planung zu identifizieren und die unerwünschten Abweichungen mittels Planungsmodifikationen aufzufangen. Hier ist die Soziokulturelle Animation in ihrer Rolle als Organisatorin und als Konzeptorin gefragt⁴⁸. Auf der Sozialdimension bieten Projekte ideale Voraussetzungen für die aktive Gestaltung der Partizipation, weil die Inklusionsbedingungen nicht beliebig sind, sondern im Kontext der Planung festgelegt werden⁴⁹. Hier ist es von Vorteil, nicht nur hoch motivierte Personen zu inkludieren, sondern gerade auch solche, die dem Projekt und seinen Zielen kritisch gegenüberstehen. Auf diese Weise können Widerstände in einem geordneten Rahmen kommunikativ angegangen werden, wobei die Interventionsposition der Mediation gefordert ist, weil in diesem Prozess immer Interessenkonflikte zu bewältigen sind⁵⁰. Schliesslich erlauben Projekte, die strukturelle Kopplung zu den Auftraggebern und andern wichtigen Entscheidungsträgern bzw. Geldgebern mittels einer Steuergruppe aktiv zu gestalten.

Doch beenden wir diese summarischen Bemerkungen zu den Interventionspositionen der Soziokulturellen Animation mit dem Hinweis, dass diese Positionen natürlich nicht nur in Projekten, sondern in allen Tätigkeitsfeldern der Disziplin aktiviert werden. Die entsprechenden Kompetenzen, die hier nicht im Detail erläutert werden, bilden sozusagen ein Medium lose gekoppelter Möglichkeiten,

⁴⁷ Vgl. Kap. 7, S. 296 in diesem Buch.

⁴⁸ Vgl. dazu auch Voisard (2005, S. 41ff.).

⁴⁹ Projekte sind damit immer auch eine besondere Form von Kooperationssystemen. Für ein praktisches Beispiel eines «Kooperationsprojekts» vgl. Voisard (2005, S. 73ff.).

⁵⁰ Zur Installierung und Begleitung von Konfliktlösungssystemen in der Soziokulturellen Animation allgemein vgl. Voisard (2005, S. 51ff.).

das in unterschiedlichen Situationen konkrete Form gewinnt⁵¹. Wie mehrfach beschrieben, sind diese Situationen so komplex und vielfältig, dass es vermessen wäre, aus der Perspektive der Theorie «Rezepte» für ihre Bewältigung zu formulieren. Vielmehr sind solide Grundkenntnisse über die Zusammenhänge im Berufsfeld und ein möglichst breites und auf Wirkung geprüftes methodisches Instrumentarium für die Bewältigung der komplexen Konstellationen vonnöten, mit denen die Soziokulturelle Animation in ihrem Berufsalltag konfrontiert ist. Was es aber vor allem braucht, ist eine gut ausgebildete und immer wieder neu aktivierte Reflexionsfähigkeit, wie wir sie auch bei der Sozialarbeit kennen. Kommunikative Reflexionsprozesse im Rahmen von Super- und Intervisionen sind dabei genauso hilfreich wie eine solide theoretische Grundlage, die einem hilft, die Komplexität der Situation zu ordnen, Begriffe zu definieren und nach Erklärungen für beobachtete Phänomene zu suchen.

5. Abschliessende Bemerkungen

In diesem Text wurde versucht, sich der Soziokulturellen Animation mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie anzunähern. Dabei hat sich die Erfahrung aus andern Praxisfeldern wie der Psychotherapie, der Organisationsentwicklung, der Sozialarbeit oder der Prävention bestätigt, dass das umfassende Instrumentarium der Theorie eine Beschreibung unterschiedlichster Aspekte von hochkomplexen professionellen Handlungsfeldern ohne Weiteres erlaubt. Wie hilfreich diese Beschreibung für die Beobachtung und Gestaltung der eigenen beruflichen Praxis ist, muss jede Fachperson für sich entscheiden. Sicher ist auf jeden Fall, dass der systemtheoretische Zugang nur einer neben vielen andern möglichen Zugängen zur theoretischen Fundierung der Soziokulturellen Animation ist und dass es sich in Hinblick auf die weitere Professionalisierung des Berufs lohnt, nicht nur die methodische, sondern auch die theoretische Vielfalt zu fördern⁵². Klar ist auch, dass der hier vorgelegte Text bei weitem nicht den Anspruch erheben kann, eine «Systemtheorie der Soziokulturellen Animation» zu repräsentieren – zu kursorisch und summarisch sind einzelne Aspekte der Disziplin hervorgehoben und bearbeitet worden.

51 Luhmann (1997, S. 202ff.) unterscheidet Verbreitungsmedien (wie etwa die Massenmedien) und Erfolgsmedien, welche erwünschte kommunikative Anschlüsse und Lernprozesse wahrscheinlicher machen. Macht wäre ein solches Erfolgsmedium, professionelle Handlungskompetenz ein anderes.

52 Vgl. hierzu etwa das Kap. 3, von Gregor Husi in diesem Buch.

Vom Inhalt her wurde einschränkend gesagt, dass es bei der systemtheoretischen Beschreibung der Soziokulturellen Animation nicht darum gehen kann, dass «Wesen» der Disziplin zu eruieren. Aus der konstruktivistischen Perspektive der Theorie «hat» die Soziokulturelle Animation gar kein Wesen in einem ontologischen Sinn⁵³; vielmehr wird sie kommunikativ konstruiert. Diese Konstruktion ist zwar nicht beliebig, da sie in soziale Sinnzusammenhänge und Konventionen eingebettet ist, sie lässt aber doch einige Freiheitsgrade. So wurde angesichts bestehender Ausbildungsgänge an Fachhochschulen vorgeschlagen, die Soziokulturelle Animation nicht nur als «Methode», sondern ganz selbstbewusst als «Beruf» zu bezeichnen. Die weitreichenden Parallelen zu andern Disziplinen wie Community Development, Gemeinwesenarbeit, Offener Jugendarbeit, Sozialpädagogik oder Prävention sollen dabei keinen Hinderungsgrund darstellen, sondern Anlass dazu geben, die Gemeinsamkeiten und Differenzen zu diesen Disziplinen sorgfältig herauszuarbeiten und Synergien zu aktivieren. Weiter sollte das selbstbewusste Auftreten als eigenständiger Beruf unbedingt mit verstärkten Bemühungen im Bereich der theoretischen und empirischen Forschung gekoppelt werden. Hier stehen in erster Linie die Fachhochschulen in der Pflicht. Gerade wenn in Zukunft auch Master-Studiengänge angeboten werden oder sogar der Anspruch besteht, dass sich der Beruf dereinst zu einer Profession weiterentwickeln soll, reicht es bei weitem nicht mehr, sich darauf zu berufen, dass die Soziokulturelle Animation «in der Aktion entstanden» ist. Natürlich ist der Praxisbezug der Disziplin in Aus- und Weiterbildung und in der Praxis selbst auch in Zukunft eine zentrale Grösse. Das entbindet aber nicht von der Verantwortung, diese Praxis vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Grundlagen zu reflektieren und ihre Wirkungen (und Nebenwirkungen) mittels angepasster Forschungsmethoden zu beobachten.

Dass es für die Soziokulturelle Animation als Gestalterin sozialer Beziehungen auch künftig einen Bedarf gibt, ist meines Erachtens unbestritten. Angesichts der zunehmenden Erkenntnis, wie wichtig die soziale Umwelt für die psychische und körperliche Gesundheit der Menschen ist, lässt sich vermuten, dass der gesellschaftliche Bedarf für die beruflichen Kompetenzen von Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren weiter steigen wird. Die diesbezügliche Empfehlung in diesem Text lautete ja, die gesundheitsfördernde Wirkung der Dis-

53 Die Ontologie ist die Lehre des Seins, die – ausgehend von Aristoteles – in der europäischen Philosophie und Wissenschaft (insbesondere der Naturwissenschaft) eine herausragende Rolle spielt. Der Konstruktivismus entspricht dabei einem eigentlichen erkenntnistheoretischen Kontrapunkt, da er einen eigentlichen Zugang zu diesem Sein und damit auch zum Wesen der Dinge bestreitet.

ziplin theoretisch und empirisch vermehrt herauszuarbeiten und gegen aussen zu vertreten. Sollte die Gesellschaft dereinst zum Schluss kommen, dass ihre Fokussierung auf Erwerbsarbeit ein Auslaufmodell darstellt, welches durch andere Modelle (wie jenes des garantierten Grundeinkommens)⁵⁴ ersetzt werden sollte, dann wird die Bedeutung der Soziokulturellen Animation enorm zunehmen. Soziale Arbeit hätte ihr Schwergewicht dann nicht mehr in der Sachhilfe und ökonomischen Problemen, sondern in der Bereitstellung von Möglichkeiten informeller sozialer Kontakte. Und exakt dies ist ja eine zentrale Funktion der Soziokulturellen Animation.

54 Für die Argumentation für ein garantiertes Grundeinkommen aus gesundheitstheoretischer Sicht und die Rolle einer präventiv ausgerichteten Sozialen Arbeit in diesem Gesellschaftsmodell vgl. Hafen (2007b).

Literatur

- Bandura, Albert* (1998). Self-efficacy. The exercise of control (2. Auflage). New York: W. H. Freeman.
- Bauer, Joachim* (2006). Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene Steuern (8. Auflage). Frankfurt: Piper.
- Baecker, Dirk* (2002). Wozu Systeme? Berlin: Kadmos.
- Berghaus, Margot* (2006). Luhmann leicht gemacht: eine Einführung in die Systemtheorie. Köln: Böhlau
- Bourdieu, Pierre* (1985). Sozialer Raum und «Klassen». Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eugster, Reto* (2000). Die Genese des Klienten. Soziale Arbeit als System. Bern: Haupt.
- Fatke, Reinhard* (2000). Schule und Soziale Arbeit – Historische und systematische Aspekte. Sucht Magazin 3/00, 3–13.
- Fuchs, Peter* (1992). Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Fuchs, Peter* (2000). Systemtheorie und Soziale Arbeit. In Roland Merten (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven (S. 157–175). Opladen: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fuchs, Peter* (2001). Das Weltbildhaus und die Siebensachen der Moderne, Sozialphilosophische Vorlesungen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft
- Fuchs, Peter* (2003). Der Eigen-Sinn des Bewusstseins. Die Person, die Psyche, die Signatur. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, Peter* (2005). Die Psyche, Studien zur Innenwelt der Aussenwelt der Innenwelt. Weilerswist: Velbrück.
- Hafen, Martin* (2005). Soziale Arbeit in der Schule zwischen Wunsch und Wirklichkeit – ein theoriegeleiteter Blick auf ein professionelles Praxisfeld im Umbruch. Luzern: Interact.
- Hafen, Martin* (2007a). Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg: Carl Auer.
- Hafen, Martin* (2007b). Argumente für ein bedingungsloses Grundeinkommen. Ein Beitrag zur Gesundheitsförderung. Soziale Medizin 4.07, 51–56.
- Hafen, Martin* (2008). Die Mandatierung der Sozialarbeit – eine systemtheoretische Analyse und ihre Folgerungen für die Praxis der Sozialarbeit. Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, Nr. 4, 2008 (59 Jg.), 453–459.
- Hafen, Martin* (2009a). Mythologie der Gesundheit. Für eine Integration von Salutogenese und Pathogenese (2. Aufl.). Heidelberg: Carl Auer.
- Hafen, Martin* (2009b). Soziale und psychische Gesundheit fördern. Die präventive Funktion der Sozialkulturellen Animation. SozialAktuell, Nr. 4, April 2009, 27–29.
- Herriger, Norbert* (2006). Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung (3., erw. und akt. Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Husi, Gregor* (2009). Wege aus dem Randdasein. Forschung in der Soziokulturellen Animation. SozialAktuell, Nr. 4, April 2009, 30–32.

- Hüther, Gerald* (2008). Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern (4. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Keizer, Kees; Lindenberg, Siegwart & Steg, Linda* (2008). Spreading of Disorder. *Science*, Vol. 322, 12 December 2008, 1681–1685.
- Luhmann, Niklas* (1994a). Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie (5. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas* (1994b). Die Wissenschaft der Gesellschaft (2. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas* (1995): Inklusion und Exklusion. In Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch* (S. 237–264). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas* (1997). Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas* (2000). Organisation und Entscheidung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Maass, Olaf* (2007). Die Soziale Arbeit als Funktionssystem der Gesellschaft? – Eine systemtheoretische Analyse. Dissertation. Friedrich-Schiller-Universität, Jena.
- Moser, Heinz; Müller, Emanuel; Wettstein, Heinz & Willener, Alex* (1999). Soziokulturelle Animation – Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Prelicz-Huber, Katharina* (2009). Seismographen im Gemeinwesen. Plädoyer für eine selbstbewusste, engagierte Jugendarbeit. *SozialAktuell*, Nr. 4, April 2009, 22.
- Schroer, Markus* (2006). Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Staub-Bernasconi, Silvia* (2007). Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. *Sozialarbeit in Österreich SIO*, 02/07, Schwerpunkt, 8–17.
- Stirnimann, Simone* (2009). Sozio...was...akkulturation? Soziokulturelle Animation – wie es ist, einen Beruf zu haben, den die wenigsten kennen. *SozialAktuell*, Nr. 4, April 2009, 12–14.
- Voisard, Michel* (2005). Soziokulturelle Animation beobachtet. Ein systemtheoretischer Beitrag zur Freizeitpädagogik. Heidelberg: Carl Auer.
- Willener, Alex; Geissbühler, Dieter; Inderbitzin, Jürg; Ineichen, Mark; Meier, André; Spalinger, Nika & Stolz Niederberger, Sybille* (Hrsg.). (2008): Projekt BaBeL: Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund. Einsichten – Ergebnisse – Erkenntnisse. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich.
- Wilson, James Q. & Kelling, George L.* (1982). Broken Windows. The Police and Neighborhood Safety. *The Atlantic Monthly*, Volume 249, No. 3, 29–38.
- Zwingmann, Elke; Emlein, Günther; Schwertl, Walter & Staubach Maria L.* (1998). Management von Dissens: Die Kunst systemischer Beratung von Organisationen. Frankfurt am Main, New York: Campus.



5 *Annette Hug*

Eine Praxis der alltäglichen Demokratie

Zur Aktualität von Jean-Claude Gillets «Animation. Der Sinn der Aktion»
und Marcel Spierts «Balancieren und Stimulieren»



Einleitung

Theorie ist dann besonders wichtig, wenn man nicht mehr weiterweiss. Allerdings liefert sie selten Rezepte. Im besten Fall regt sie die eigenen Gedanken in einer Art und Weise an, dass praktische Probleme wieder interessant erscheinen und Neugier wecken. Die Theorien, die hier behandelt werden, richten sich auch an grundlegenden Werten aus, die praktisch von grosser Bedeutung sind. Um Neugier zu wecken und Grundwerte bewusst zu machen, ist ein Reichtum an Theorien von grossem Vorteil; gerade die Resonanzen und Widersprüche zwischen verschiedenen Texten regen das Denken über die eigene Arbeit an.

Mit dieser Auffassung habe ich zwei Lehrbücher wiedergelesen, die für die Soziokulturelle Animation in der deutschsprachigen Schweiz wegweisend gewesen sind: Jean-Claude Gillets «Animation. Der Sinn der Aktion» (1998) und Marcel Spierts «Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit» (1998).

Der folgende Artikel orientiert sich an zwei Gemeinsamkeiten. Aus beiden Lehrbüchern lässt sich Demokratisierung als zentrale gesellschaftliche Aufgabe der Soziokulturellen Animation ablesen. Ausserdem verorten beide Autoren die soziokulturelle Arbeit in einem Bereich zwischen Lebenswelt, Staat und Markt. Ich greife auf Jürgen Habermas, den beide Autoren zitieren¹, zurück, um aus diesen Gemeinsamkeiten eine zusammenhängende Darstellung der Aufgabe und der Position des Berufs zu entwickeln.

Zum Schluss zeige ich zwei Punkte auf, wo meiner Ansicht nach über Spierts und Gillet hinausgedacht werden muss.

Zwei Ordnungsversuche

Marcel Spierts verfasste 1994 ein Lehrbuch für angehende «soziokulturelle Arbeiter» und Arbeiterinnen. Das Werk war von verschiedenen Arbeitgebern und von Hochschulen in Auftrag gegeben worden, 1998 wurde es ins Deutsche übersetzt. Marcel Spierts entwickelt Bilder, um Vielfalt und Klarheit zu kombinieren. Im Laufe des Buches spricht er vom soziokulturellen Arbeiter zum Beispiel als «Gleichgewichtskünstler» (S. 91f.) oder «Bastler» (S. 128f.). Die Herausforderung, vielfältige Aussagen aus der Praxis in eine begriffliche Klarheit zu bringen, prägt das Lehrbuch. Spierts geht von Stellenbeschrieben, Stellenausschreibungen, Leitbildern, offiziellen Aufträgen aus und versucht, daraus eine stringente Darstellung zu entwickeln. Wahrscheinlich hat es mit der von Martin Hafén in diesem Band (vgl. Kap. 4, M. Hafén, S. 158) erwähnten Widersprüchlichkeit der real gestellten Anforderungen zu tun, dass das Vorhaben an einigen Stellen zu Aussagen

¹ Gillet, 1998, S. 120; Spierts, 1998, S. 88f.

führt, die Klarheit gleich wieder auflösen. Das Dilemma kommt in folgendem Satz schön zum Ausdruck: «Innerhalb der soziokulturellen Arbeit besteht eine breite Palette an Tätigkeiten; diese bilden den Kern der Arbeit» (S. 70).

Diesen breiten Kern stellt Spierts in einer Reihe von Listen und Matrizen dar, welche die soziokulturelle Arbeit immer wieder aus einem neuen Blickwinkel einteilen: nach Alters- oder sozialen Zielgruppen, nach Arbeitsfeldern, nach Funktionen, nach «Fokussierungsgebieten», nach Arbeitsweisen usw. An einzelnen Stellen macht der Autor theoretische Exkurse, die seine Ordnungsvorschläge mit soziologischen oder sozialpädagogischen Theoriesträngen verknüpfen, zum Beispiel mit Jürgen Habermas' Einteilung von System und Lebenswelt, mit der Idee des Bastlers bei Claude Lévi-Strauss oder mit dem Konzept der «agogischen Intervention» von Marinus Van Beugens. «Balancieren und Stimulieren» ist nicht als Modellbildung oder ausgearbeitete Theorie zu verstehen. Vielmehr dokumentiert das Buch die widersprüchliche und vielfältige Berufsrealität und legt einige Fahrten, wie diese Realität auf einen verständlichen Nenner gebracht werden könnte.

Jean-Claude Gillet veröffentlichte 1995 eine «zusammenfassende Synthese» seiner Dissertation in Pädagogik unter dem Titel «Animation et Animateurs. Le sens de l'action». Sie wurde 1998 ins Deutsche übersetzt. Während Spierts vom Schwung und der Aufbruchstimmung in den Niederlanden schreibt und hofft, dass sein Buch den angehenden Berufstätigen hilft, «den neuen Schwung inhaltlich zu prägen» (S. 18), so weist Gillet auf die drohende Auflösung von Kategorien hin. Animation werde in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zur «provisorischen Bezeichnung der verschiedensten Situationen» (S. 20). Sein Werk setzt dieser Entwicklung ein Modell entgegen.

Gillet schöpft seine wichtigsten Begriffe nicht aus der Praxis, sondern aus einem Gespräch, das er als Forscher und als Pädagoge mit sich selbst führt (S. 19). In diesem Gespräch bietet er vieles auf, was er gelesen und reflektiert hat: Autoren der psychoanalytisch geprägten Institutionsanalyse, französische Philosophen von Jean-Paul Sartre bis Gilles Deleuze. Über weite Strecken widmet sich das Buch der Frage, wie die Position eines denkenden Praktikers überhaupt erfasst werden kann; wie der Anspruch, eine Tätigkeit wie die Animation von der Gesellschaftsanalyse bis zur Methodik wissenschaftlich zu begründen, überhaupt einzulösen sei.

Die bisherigen französischen Theorien der Animation ordnet Gillet in zwei «Universen», verbindet diese mit den grösseren philosophischen Strömungen, die er diskutiert hat, und baut auf diesem Gegensatz das Modell auf, das als «Konsum-Transfer-Modell» bekannt ist. Anhand von sieben Begriffspaaren, die den Gegen-

satz von befreienden und befriedenden Interventionen aufschlüsseln², wendet sich Gillet der Praxis zu. Er beschreibt konkrete Erfahrungen, die ihm in Form von Dokumentationen oder Erzählungen vorlagen, und ordnet sie den genannten Begriffspaaren zu. Damit gelingt es ihm, konkrete Praxisbeispiele berufstheoretisch zu bewerten.

Der zweite Teil des Buches besteht aus einer lockeren Folge von Essays, in denen einzelne Fragen aus dem ersten Teil aufgenommen und vertieft werden. Im Folgenden werde ich mich auf den ersten, mit dem Modell befassten Teil konzentrieren.

Demokratisierung als gesellschaftliche Aufgabe

Angesichts der unterschiedlichen Länder, der gegensätzlichen methodischen Zugänge und der Unverbundenheit³ der beiden Lehrbücher sind die Übereinstimmungen interessant, die trotzdem entstehen. Beide Autoren weisen auf gesellschaftliche Herausforderungen hin, die mit dem Wandel einhergehen, der in der Soziologie als Modernisierung⁴ beschrieben wird. Marcel Spierts nennt explizit die fortschreitende Individualisierung, die Ausdifferenzierung von Erwerbsarbeit und Freizeit sowie die Bürokratisierung – einen wachsenden «Graben zwischen Behörden und Bürgern» (S. 255). Aus diesen Tendenzen leitet er Aufgaben für die soziokulturelle Animation ab. Spierts ist jedoch kein Kulturpessimist, der die moderne Entwicklung grundsätzlich in Frage stellt – sei es aus konservativer oder linker Perspektive. Auch forcierte Modernisierung ist ihm fremd. Er schreibt: Die soziokulturelle Arbeit «sieht sich nicht länger als Ausfallspforte zur Revolution. Das Denken über Zielsetzungen und gesellschaftliche Funktionen ist nuancierter geworden und die Rolle einer Vorreiterin oder der Anspruch, Motor der Erneuerung zu sein, passt nicht länger zur soziokulturellen Arbeit» (S. 85). Wenige Seiten später fügt er jedoch hinzu: «Wo immer möglich, wird [die soziokulturelle Arbeit] aus einer unabhängigen Position heraus die Kooperation mit sozialen Bewegungen wie Frauenbewegung, Migranten- und Umweltorganisationen oder Gewerkschaften suchen müssen, damit kollektiv auf die technischen, sozialen und kulturellen Risiken der fortschreitenden Modernisierung hingewiesen werden kann» (S. 91).

2 Dies sind meine Worte.

3 Jean-Claude Gillet hat das früher erschienene Buch von Marcel Spierts nicht rezipiert, es ist nicht anzunehmen, dass er Holländisch liest.

4 Heinz Moser erläutert in diesem Band (vgl. S. 67) ebenfalls Begriffe, die verwendet werden, um Herausforderungen der Modernisierung zu benennen.

Jean-Claude Gillet nimmt auf den ersten Blick eine andere, revolutionäre Position ein. Wenn er ein «heisses» und ein «kaltes» Universum der Animation unterscheidet, dann schafft er zwei gegensätzliche Karikaturen des philosophischen Umgangs mit der Moderne (S. 53–57). Auf der einen Seite steht der humanistische Kämpfer für Emanzipation, der das Freiheitsversprechen der Aufklärung gegen die vermassenden und technokratischen Seiten der rationalisierten Wirtschaft und Verwaltung hochhält. Auf der anderen Seite steht der Beamte, der sich als Rädchen in einer übermächtigen gesellschaftlichen Maschinerie begreift und dafür sorgt, dass auch andere Menschen möglichst gut funktionieren. Gillet thematisiert die Überzeichnung, die in diesen Karikaturen steckt, und betont mehrmals, dass sich die Praxis immer zwischen diesen beiden Extremen bewegen müsse (S. 25, S. 62)⁵.

Weder Gillet noch Spierts rezipieren im Detail die soziologische Literatur zu Realitäten und Normen der Moderne. Da sich die Moderne durch eine Beschleunigung des sozialen Wandels auszeichnet, fordern sie eine ständig erneuerte Analyse der gegenwärtigen Entwicklungen, um dann zeit- und ortsgebundene Aufgaben für die Animation zu benennen. Wir finden also zwei unterschiedliche Herangehensweisen in beiden Büchern: Einerseits werden bestimmte Grundprobleme moderner Gesellschaften benannt, die den Beruf der Soziokulturellen Animation begründen⁶. Andererseits wird die Veränderbarkeit auch dieser Probleme betont, womit die Aufgabenbestimmung schwieriger wird. Paul Vlaar löst diese Schwierigkeit im Vorwort zu Spierts' Buch, indem er schreibt, dass es in der soziokulturellen Arbeit nicht darum gehe, für Betroffene Probleme zu lösen. Die Aufgabe der soziokulturellen Arbeiterin liege darin, Betroffene darin zu unterstützen, ihre Probleme selber zu benennen und zu lösen (S. 13).

Gillet macht etwas Ähnliches: Er stellt das moderne Ideal der Demokratisierung ins Zentrum seiner Überlegungen und baut die Demokratie auch in die Arbeitsweise ein. Zuerst diagnostiziert er eine generelle Bedrohung demokratischer Erregenschaften. Aber dann betont er, dass die ganz konkreten Missstände nicht von einer allgemeinen Theorie benannt werden können. Diese Analyse müsse kollektiv passieren, an konkreten Orten, zu bestimmten Zeiten, damit möglichst viele Menschen erleben, dass sie die Gesellschaft verändern können, anstatt sie nur zu erleiden (S. 23–28).

- 5 Ein Problem von Gillets Modell liegt darin, dass er nichtsdestotrotz seine Gegensatz-Konstruktion zur Basis nimmt, um die Begriffspaare seines Modells zu definieren. Damit löst er den Anspruch, die Verbindungen zwischen den Positionen auszuarbeiten, meiner Meinung nach nicht ein.
- 6 So wie das Heinz Moser in diesem Band tut (vgl. S. 76), indem er Becks Idee der zweiten Moderne als Begründung für lokale, kulturelle Interventionen der Animation heranzieht.

Meiner Meinung nach bilden diese Hinweise auf die Modernisierung und die Betonung der Partizipation als Vorgehensweise die Grundlage für eine klare Aufgabenbestimmung der Soziokulturellen Animation. Modernisierung kann beschreibend dargestellt werden. Mit dem Begriff der Moderne ist aber auch ein Versprechen verbunden: Seit der Französischen Revolution, den gleichzeitigen Sklavenaufständen in den Antillen, seit der amerikanischen Unabhängigkeit versuchen Bewegungen, Individuen, Künstler/innen, Parteien und internationale Gremien eine Gesellschaft zu verwirklichen, in der die Freiheit und Gleichheit aller Menschen möglich ist. Dieses Ideal der Moderne wird auch von der Internationalen Föderation der Sozialen Arbeit bekräftigt, wenn sie die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession definiert (IFSW, 2000). Die klare Positionierung ist deshalb wichtig, weil die normativen Ideale der Moderne nicht immer im Gleichklang mit den sozialen, technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen verlaufen sind. Die Geschichte hat zum Beispiel gezeigt, dass politische Regime mit den rationellsten Mitteln der Propaganda und sozialen Technologie eine Ideologie des Rassenhasses durchsetzen können. Die wirtschaftsliberale Idee, dass der freie Markt als unsichtbare Hand das Geschehen zum Besten lenke, verträgt sich erwiesenermassen mit diktatorischen Regimen. Die bürokratischen Pläne sozialistischer Staaten zur Überwindung der Armut wurden im Namen des endgültigen Fortschritts entwickelt, einige von ihnen haben zu verheerenden Hungersnöten geführt. Die Verbindungen zwischen politischer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und kultureller Rationalisierung sind weniger eng, als sich das einige Aufklärer/innen erhofft haben. Auch in demokratischen Staatswesen stellen die Fortschritte der Technik und ökonomische Entwicklungen die politischen und zivilgesellschaftlichen Institutionen und Gruppen laufend vor neue Herausforderungen.

Es verändert sich aber auch die Idee davon, was Freiheit und Gleichheit in Wirklichkeit heissen soll. Ein liberaler Bundesrat im 19. Jahrhundert gab auf diese Frage eine andere Antwort als die anarchistischen Uhrmacher im Jura. Die katholischen Fürsorgerinnen hatten andere Vorstellungen als sozialistische Feministinnen. Heute vertreten eine FDP-Gemeindepräsidentin, ein kommunaler Oppositionsführer der SVP, eine jugendliche Aktivistin des WWF und ein kosovarischer Gewerkschafter andere Vorstellungen davon, was die Demokratie in der Schweiz ausmacht und was eine ideale Demokratie wäre. Die Debatte darüber, wer in einem Gemeinwesen wie viel zu sagen hat, wem wie viele Mittel zustehen und wem wie viel Anerkennung gebührt, setzt sich in jeder Gemeinde fort. Die Soziokulturelle Animation steht mitten in diesen Debatten drin. Deshalb müssen Praktiker/innen eine eigene Position zu Grundsatzfragen der Demokratie entwickeln und in der Lage sein, eine Gruppe dabei anzuleiten, ihre spezifische Situation zu analysieren.

Die politische Philosophin Nancy Fraser hat einen aktuellen Begriff des demokratischen Ideals formuliert. Dabei führt sie die Tradition der kritischen Theorie fort, indem sie dieses Ideal nicht auf den Bereich der formalen Politik beschränkt, sondern auch Familie, Wirtschaft und Kultur in den Blick nimmt. Was Gregor Husi mit dem Ausdruck «Von allen für alle» benennt (2009), definiert sie als «partizipatorische Parität» (2003). Nach dieser Norm müssen «gesellschaftliche Vorkehrungen» getroffen werden, «die allen (erwachsenen) Gesellschaftsmitgliedern erlauben, miteinander als Ebenbürtige zu verkehren» (2003, S. 55). Damit diese Grundidee Realität werden könne, bedürfe es der Gerechtigkeit bei der Verteilung von Gütern, bei der Anerkennung kultureller Leistungen und bei der Beteiligung an Entscheidungsprozessen. Es solle allen Menschen möglich sein, gleichberechtigt an den gesellschaftlichen Errungenschaften zu partizipieren (ob sie es dann auch tun, sei ihnen überlassen).

Ganz allgemein werden die meisten Zeitdiagnostiker/innen zustimmen, dass diesem Ideal in der heutigen Schweiz teilweise, aber nicht vollständig, entsprochen wird. Zum Beispiel sind die Chancen eines Akademikerkindes, eine Ausbildung auf Hochschulniveau zu absolvieren, fünfmal grösser als die Chancen eines Kindes von ungelernten Arbeiterinnen und Arbeitern (Lamprecht & Stamm, 2005, S. 31). Tatsache ist aber auch, dass rund 60 Prozent der Studierenden an Schweizer Hochschulen Eltern haben, die nicht Akademiker/innen sind (ebd.). Der demokratische Zugang zu höherer Bildung ist also nicht prinzipiell dem Bildungsbürgertum vorbehalten, aber er ist auch nicht völlig offen.

Die direktdemokratischen Prozesse erlauben eine weitgehende Mitbestimmung auf politischer Ebene, aber 25 Prozent der Bevölkerung haben aufgrund ihres ausländischen Passes gar kein Mitspracherecht. Die Liste mit solchen Beispielen liesse sich fortsetzen.

Wenn ich nun alltägliche Demokratisierung als gesellschaftliche Aufgabe der Soziokulturellen Animation bezeichne, dann kann ich verschiedene Aufgaben, die Spierts und Gillet aufzählen, sinnvoll als Teilaufgaben zuordnen.

Unmittelbar politisch ist das Organisieren und Begleiten von Menschen, die auf der Ebene der Verteilung, der Anerkennung oder der Beteiligung ein Problem ausmachen und in einer Gruppe dagegen angehen wollen. Das kann eine Gruppe von Müttern sein, die sich durch das Fehlen öffentlicher Kinderbetreuung auf die Hausfrauenrolle reduziert sehen – der Zugang zu Einkommen wird ihnen erschwert. Es kann auch eine Gruppe von Jugendlichen sein, die für ihre Subkultur keinen Raum findet und das ändern möchte. Gillet gewichtet diese Aufgabe sehr stark, bei Spierts kommt sie zweitrangig vor.

Die demokratischen Institutionen und Prozesse, wie sie heute existieren, brauchen jedoch auch Pflege. Es kommen immer wieder neue Generationen, neue

Einwanderinnen und Einwanderer dazu – sie bringen neue Ideen, Ansprüche und Gepflogenheiten mit oder entwickeln sie. Diese Prozesse sind oft konfliktiv und verlangen nach Vermittlung und Dialog. Hierin sieht Spierts eine zentrale Aufgabe der soziokulturellen Arbeiter/innen (S. 120).

Auch Gillet widmet sich den Voraussetzungen demokratischen Engagements. Er betont, dass es für Verwaltungen einfacher ist, wenn sie mit passiven Menschen planen können. Er sieht die Konsumgesellschaft als eine Verführung zur Passivität. Das aktive Engagement an Orten, wo es offiziell nicht vorgesehen ist, werde entmutigt. Deshalb läuft sein Modell immer wieder darauf hinaus, dass dem partizipativen Arbeiten der Vorrang gegeben wird. Es müssen Orte, Momente, Gruppen geschaffen werden, in denen Menschen erleben, dass sie etwas bewirken können – zum Beispiel, dass sie gemeinsam mit andern ein gelungenes Fest auf die Beine stellen. Nur aufgrund solcher Erfahrungen können sie sich als aktive Bürger/innen eines Staates begreifen.

Spierts benennt noch grundlegendere Voraussetzungen für den Bestand einer demokratischen Gesellschaft: «Aufbau und Pflege einer sozialen Infrastruktur» (S. 184). Damit Menschen zusammen ein Fest organisieren können, müssen sie zuerst in Kontakt sein. Sie müssen Lust haben, gemeinsam etwas für ihr Quartier zu unternehmen. In Ortschaften mit grossem Zu- und Wegzug, in denen Familienbeziehungen auf die – nicht immer stabile – Kernfamilie beschränkt sind, in denen ökonomische Veränderungen auch die Einzelnen zwingen, ihre Lebensziele ständig zu überdenken, ist es nicht selbstverständlich, dass im Alltag tragende soziale Beziehungen aufgebaut werden. Nach Spierts sind soziokulturelle Arbeiter/innen auch für die Pflege dieses Fundaments jeder zivilgesellschaftlichen Tätigkeit zuständig. Darin trifft er sich mit Gillet, der die soziale Beziehung als den zentralen Gegenstand der Soziokulturellen Animation bezeichnet (S. 26, S. 239, S. 277).

Die Entscheidung, Demokratisierung als zentrale Aufgabe der Soziokulturellen Animation zu benennen, heisst also nicht, den Beruf auf politische Projekte und Kampagnen zu beschränken. Versteht man den Begriff der Demokratie weiter, dann umfasst soziokulturelle Arbeit mehr. Sie ist eine Praxis der alltäglichen Demokratie, indem sie auf lokaler Ebene gefährdete soziale Beziehungen schafft und pflegt, Gruppen organisiert, Beteiligungsmöglichkeiten erweitert und bei Konflikten vermittelt.

Die Zwischenposition

Der soziokulturelle Arbeiter sei in den meisten Fällen vom Staat bezahlt und deshalb den staatlichen Stellen Rechenschaft schuldig, schreibt Marcel Spierts (S. 253). Gleichzeitig arbeite er für die «Emanzipation und Entfaltung» von Leuten,

die in einem prekären Verhältnis zum Staat stehen. Diese «doppelte Orientierung» gelte es zu bedenken. Spierts gibt dieser Orientierung dadurch Ausdruck, dass er die Soziokulturelle Animation in einem «gesellschaftlichen Mittelfeld» zwischen Individuum und Staat (S. 87), zwischen System und Lebenswelt (S. 89) verortet. Damit übernimmt er die Terminologie von Jürgen Habermas, die ich hier anhand eines praktischen Beispiels einführen möchte.

Was der Unterschied zwischen System und Lebenswelt bedeutet, wird bei der Finanzmittelbeschaffung für soziokulturelle Projekte deutlich. Es ist nicht jedermanns Sache, Projektgesuche nach den Vorgaben einer eidgenössischen Stelle zu verfassen. Die Anforderungen richten sich streng nach den Ideen des Projektmanagements, das aus einer plausiblen Problemanalyse Ziele entwickelt, effiziente Mittel der Umsetzung bestimmt, die Kosten berechnet und die Absicht zur Evaluation der Zielerreichung bekräftigt. Nach Jürgen Habermas (1995) entsprechen diese Vorgaben dem Ideal des instrumentellen, zweckrationalen Handelns, wie es für die staatlichen und wirtschaftlichen Organisationen typisch ist. In Anlehnung an Talcott Parsons begreift er Staat und Wirtschaft als «Systeme». Diese seien aber – hier unterscheidet sich Habermas von Parsons – nur funktionsfähig, wenn sie auf einer «Lebenswelt»⁷ der direkten sozialen Beziehungen fussten (Bd. 2, S. 230).

Im Wirtschaftsleben können Leute, die sich persönlich nicht kennen, relativ einfach miteinander verkehren, solange sie akzeptieren, dass es bei ihrem Kontakt ums Produzieren, Kaufen und Verkaufen nach den Regeln des Marktes geht. In der staatlichen Verwaltung regelt der Dienstweg viele Fragen, die in der Begegnung von Menschen aufkommen könnten. Auf der Strasse, an einem Betriebsfest, in einer Beiz oder an einem Grümpelturnier verlassen sich Menschen auf eingespiltes, ihnen oft nicht bewusstes Wissen, um miteinander zurechtzukommen. Wird dieses Wissen durch unvorhergesehene Handlungen irritiert, sind sie radikal auf Sprache angewiesen, um sich miteinander zu verständigen – um herauszu-

7 Eine Schwierigkeit der Theorie von Habermas besteht darin, dass er den Begriff der Lebenswelt aus der phänomenologischen Philosophie ableitet. Er bezeichnet also nicht einen abgrenzbaren Bereich der Gesellschaft, sondern eine Form des impliziten Wissens, das Interaktionen zugrunde liegt. Aufgrund des Versuchs, die Hintergründe der Konzeption von Spierts zu klären, leuchtet mir die Kritik von Hans Joas ein: «All dies sind ungeklärte Punkte, die letztlich die Frage aufwerfen, ob Habermas mit der Verwendung von zwei aus völlig unterschiedlichen Traditionen kommenden Ordnungsbegriffen – demjenigen der Lebenswelt, der grob den interpretativen Ansätzen zuzuordnen ist, und demjenigen des Systems, der natürlich der funktionalistischen Gedankenwelt entspringt – tatsächlich eine gelungene Mischung geglückt ist oder ob er nicht eher eine Mesalliance herbeigeführt hat, die in unüberwindliche theoretische Probleme führt» (2004, S. 339). Nichtsdestotrotz erachte ich die Grundlinie der Habermas'schen Argumentation als äusserst produktiv für die Soziokulturelle Animation und versuche im Folgenden, den Begriff der Lebenswelt gegenüber seinem «Komplementärbegriff» (Habermas, 1995, Bd. 2, S. 182), dem kommunikativen Handeln, etwas zurückzunehmen.

finden, was gilt und was man miteinander vorhat. Habermas spricht in diesem Fall von «kommunikativem Handeln».

Wenn zum Beispiel eine Animatorin angefragt wird, ob sie einer Gruppe tamilischer Mütter behilflich sein könnte, Bundesgelder aus dem Integrationskredit zu beschaffen, dann muss sie beide Arten des Handelns kennen und irgendwie verbinden. Nehmen wir an, von den Müttern spricht nur eine relativ gut Deutsch und auch sie hat eine sehr vage Vorstellung davon, was der Bund unter einem Projekt versteht. Sie stellt sich vor, dass einer pensionierten Primarlehrerin, die sie aus der Nachbarschaft kennt, ein Lohn bezahlt werden könnte, damit sie den Müttern Deutsch unterrichtet und deren Kindern bei den Schulaufgaben hilft. Die Animatorin findet die Idee interessant und steht vor der Herausforderung, mit der federführenden tamilischen Mutter und der pensionierten Primarlehrerin ein Konzept zu entwickeln, das den Anforderungen des Integrationskredits entspricht. Wenn sie dabei nur auf die Gesuchsvorgaben schaut und alle Äusserungen der Frauen, die nicht hineinpassen, wegwischt, dann ist die Chance gross, dass sie am Ende ein schönes Papier hat, aber keine Projektgruppe mehr. Wahrscheinlich sieht sie dann auch nicht, welche alltäglichen Beziehungen in der Nachbarschaft bereits spielen und dazu geführt haben, dass die Idee überhaupt formuliert und an sie herangetragen wurde. Sie muss also die Logik des Treppenhauses, der Spielplätze, des Kaffee- oder Teekränzchens genauso beherrschen wie die Logik einer Integrationsbehörde. Und sie muss «kommunikativ handeln», das heisst mit den Frauen zusammen ein gemeinsames Verständnis dafür entwickeln, was objektiv möglich ist, welche Werte in ihrer Zusammenarbeit gelten und wie sie sich einander zeigen wollen.

Auch Jean-Claude Gillet sieht den Animator in einer vermittelnden Position, er spricht von der «Fluidität», vom «Provisorischen» des soziokulturellen Feldes (S. 20). Er verortet die Soziokulturelle Animation in Situationen, die sich ausserhalb eingespielter Markt- oder Verwaltungsverfahren abspielen. In Anlehnung an die Institutionsanalyse benennt er eine klare Verbindung zwischen einzelnen Individuen und Institutionen: die Gruppe. Der gesellschaftliche Zwischenraum wird dadurch belebt und produktiv, dass sich einzelne Menschen zusammenschliessen (S. 75).

Für die Animatorin stellt sich die Frage, mit welcher Haltung sie in diesem Zwischenraum tätig ist. Spierts und Gillet unterscheiden sich in ihrer Antwort. Gillet sieht den Animator klar auf der Seite der losen Gruppen, die sich bilden, die er begleitet, unterstützt und denen er dabei hilft, ihre gesellschaftliche Situation zu verstehen (S. 89ff.). Gillets Arbeit könnte als emanzipatorischer Ansatz der Soziokulturellen Animation bezeichnet werden. Von diesem Ansatz distanziert sich Spierts, indem er die «doppelte Orientierung» stärker betont. Das heisst,

im obigen Beispiel ist die Animatorin nicht ausschliesslich der Projektgruppe verpflichtet, sondern sie hat – zum Beispiel als Angestellte der städtischen Gemeinwesenarbeit – auch die Interessen der Verwaltung zu berücksichtigen. (vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 183) Ist aus Sicht der städtischen Integrationspolitik ein weiteres Mini-Projekt für Deutschkurse und Aufgabenhilfe sinnvoll? Oder könnten die Bedürfnisse der tamilischen Mütter mit bestehenden Angeboten effizienter abgedeckt werden? Für Gillet wären diese Überlegungen zweitrangig, weil die beteiligten Mütter nur durch ein eigenes Projekt zu aktiven Citoyennes werden.

In der Konzeption des «kommunikativen Handelns», wie es Jürgen Habermas entwickelt hat, ist eine Verbindung zur Aufgabe der Demokratisierung angelegt. Habermas' Hauptwerk, die «Theorie des kommunikativen Handelns», kann als Versuch verstanden werden, die Frage der Vernunft neu zu beantworten. Welche Art von Vernunft befördert das demokratische Projekt der Moderne? Habermas kommt über die herkulische Verarbeitung linguistischer, sozial-anthropologischer, phänomenologischer und soziologischer Literatur zu einem Verständnis von Rationalität, das über die Logik «zielgerichteter oder problemlösender Handlungen» hinausgeht. Auch «normengeleitete Handlungen» und «expressive Selbstdarstellungen» können als sinnvoll oder als wirr beurteilt werden, auch sie gehorchen einer bestimmten Art von Rationalität. Quasi als Krönung entwirft Habermas das Konzept des «kommunikativen Handelns», bei dem die Kriterien der gemeinsamen Überprüfung von Aussagen im Gespräch zugänglich sind. Die Begegnung von Menschen wird dadurch völlig offen. Eine solche ideale Situation eines herrschaftsfreien Diskurses setzt Habermas «kontrafaktisch» als Orientierungspunkt seiner Überlegungen. Das heisst, er orientiert sich an einem Ideal im Wissen darum, dass die Realität anders ist. Aber ohne ein solches Ideal wäre die Möglichkeit, Realitäten in der gewünschten Richtung zu beeinflussen, von vornherein verspielt.

«Allein das kommunikative Handlungsmodell», schreibt Habermas, «setzt Sprache als ein Medium unverkürzter Verständigung voraus, wobei sich Sprecher und Hörer aus dem Horizont ihrer vorinterpretierten Lebenswelt gleichzeitig auf etwas in der objektiven, sozialen und subjektiven Welt beziehen, um gemeinsame Situationsdefinitionen auszuhandeln» (S. 142). In der Folge rezipiert er den sprachwissenschaftlichen Forschungsstand und schält die Strukturen heraus, die sich in alltäglichen Verständigungsprozessen bilden. Damit hofft er einen Urgrund der Vernunft zu beschreiben, der weitgehend kulturunabhängig ist und die eurozentristische Verengung des westlichen Begriffs von Rationalität überwindet.

Im Gegensatz zur Systemtheorie von Niklas Luhmann, wie sie Martin Hafen in diesem Band rezipiert (vgl. Kap. 4, S. 175), kommt Habermas zum Schluss, dass

sich bei der Ausdifferenzierung verschiedener Lebensbereiche in modernen Gesellschaften nicht alle Bereiche als Handlungssysteme formieren. Es bleibt ein Bereich zwischen, unter oder neben den ausdifferenzierten Systemen, der archaischer funktioniert. In diesem Bereich sieht Habermas aber keine Bedrohung der modernen Errungenschaften, sondern im Gegenteil ein notwendiges Korrektiv der bürokratischen und ökonomischen Rationalisierung. Nur durch die Pflege und Stärkung derjenigen Bereiche, in denen kommunikatives Handeln möglich ist, werden die Voraussetzungen für eine demokratische Entwicklung bewahrt und geschaffen.

Verortet man die Soziokulturelle Animation in diesem Sinn, dann werden einige Phänomene des Berufsfeldes verständlich. Dass viele soziokulturelle Organisationen provisorisch angelegt sind, finanziell auf schwachen Beinen stehen oder gar nie über die Projektphase hinauskommen, erscheint logisch. Es gehört ja gerade zum Wesen dieses Zwischenbereichs, dass er nicht stabil in die dominanten gesellschaftlichen Systeme oder die lebensweltlichen Abläufe integriert ist. Aus soziokulturellen Projekten können institutionalisierte (sozial)pädagogische Angebote, Kulturfirmen, politische Organisationen hervorgehen. Sie gliedern sich in ein staatliches Bildungssystem, einen Markt oder in das offizielle politische System ein. Die soziokulturelle Aufgabe ist dann erfüllt: Eine neue Gruppe von Menschen hat sich gebildet, ein Bedürfnis öffentlich zur Sprache gebracht und einen vorher versperrten Zugang zu Ressourcen geöffnet.

Soziokulturelle Institutionen haben sich bisher im Bereich der offenen Jugendarbeit und der Quartierarbeit gebildet. Auch dies könnte durch die Positionsbestimmung im «Dazwischen» erklärt werden: Jugendliche bewegen sich von ihren Familien weg, die Schule soll sie auf eine Zukunft vorbereiten, die noch ungewiss ist. (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 274) In welche Wirtschaftszweige sie geraten werden, ist noch offen. Gerade für Jugendliche zwischen Schule und Berufsausbildung erklären sich weder staatliche noch wirtschaftliche Organisationen verbindlich zuständig. Für den Übergang, den die Adoleszenz auf verschiedenen Ebenen darstellt, suchen die Jugendlichen Orte, die das Vorübergehende in sich tragen. Frauen mit kleinen Kindern, die nicht oder nur teilweise erwerbstätig sind, machen einen Grossteil der Stammkundschaft in städtischen Gemeinschaftszentren aus. Sie leben in einer Ökonomie, die nicht ausschliesslich über das Geld, sondern über familiäre Verpflichtungen und Fürsorge funktioniert. Als (Teil-)Hausfrauen sind sie nicht in die marktwirtschaftliche Produktion und wenig in staatliche Versorgungssysteme integriert.

Die Stadt Zürich kam nicht zufällig auf die Idee, dass auch Langzeiterwerbslose und wenig integrierte Ausländer/innen eine Zielgruppe für die Gemeinschaftszentren sein müssen. Die soziokulturellen Einrichtungen betonen aber zu Recht,

dass alle Menschen – auch die erwerbstätigen und gesellschaftlich erfolgreichen – gleichzeitig Bewohner/innen von Quartieren und Dörfern sowie (potenzielle) Bürger/innen einer politischen Gemeinde sind. Eine alltägliche Lebenswelt, die es Menschen aus ganz unterschiedlichen Teilsystemen oder Bereichen der Gesellschaft erlaubt, sich zu verständigen und im Idealfall «kommunikativ zu handeln», ist auch für sie unverzichtbar. Die Alternative wäre – im Extremfall – eine Gesellschaft, in der die genannten Zwischenräume von Mauern, Überwachungskameras und Sicherheitsdiensten geprägt sind, in der politische Auseinandersetzungen ohne Vorstellung des Gemeinwohls auskommen und sich auf einen latent oder offen gewalttätigen Kampf um Partikularinteressen beschränken⁸.

Vom Basteln und Wildern

Nimmt man die Position zwischen «System» und «Lebenswelt» ernst, die Marcel Spierts postuliert, dann enthält sein Buch einen Widerspruch. Er fordert methodisches Handeln und definiert es wie folgt: «Wer methodisch vorgeht, handelt nicht willkürlich oder bloss intuitiv. Methodisches Handeln setzt eine systematische Arbeitsweise voraus. (...) Wohl durchdacht werden in einer bestimmten Reihenfolge mehrere Schritte vollzogen. In diesem Sinn verläuft methodisches Handeln plan- und prozessmässig. Weitere Anforderungen an das methodische Handeln sind Zweckmässigkeit und Zielstrebigkeit. Die verwendeten Mittel müssen möglichst effizient und effektiv eingesetzt werden» (1998, S. 115). Damit umschreibt er ziemlich genau das instrumentelle Handeln, das Habermas als Kennzeichen des staatlichen und des wirtschaftlichen Systems bezeichnet.

Wenn sich die Soziokulturelle Animation aber am Rand dieser Systeme bewegt, dann kann sie sich nicht auf instrumentelles Handeln beschränken. Ihr methodisches Repertoire muss auch andere Formen enthalten, vielleicht braucht sie eine Alternative zum Begriff der «Methode».

Marcel Spierts kombiniert das «methodische Handeln» mit Ausführungen über die «agogische Beziehung». Diese legt die Grundlage des Vertrauens, das für soziokulturelle Arbeit wichtig ist (S. 199ff.). Hier wird ein Aspekt deutlich, der sich nicht in einem Planungs- und Evaluationskreis abbilden lässt. Das «methodisch-agogische Handeln» mit seinen Grundformen des Arrangierens, Animierens, Informierens, Beratens und Unterrichtens lässt sich dann allerdings in die oben zitierte Vorstellung methodischen Handelns einfügen (S. 122–125). (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 291)

⁸ Eine Darstellung, wie schnell ein solcher Zustand – mit wenigen, eindrücklichen «kommunikativen» Einsprengseln – erreicht werden kann, liefert Emir Suljagic in seinem literarischen Erlebnisbericht aus der Enklave Srebrenica während des Bosnienkriegs (2009).

Wie lässt sich unmethodisches, aber trotzdem professionelles Handeln beschreiben? Bei Marcel Spierts scheint es im Bild des Bastlers auf, das er von Claude Lévi-Strauss übernimmt. In seiner Studie «Das wilde Denken» (1973) untergräbt Lévi-Strauss den strikten Gegensatz zwischen westlicher, rationaler Wissenschaft und mythischen Bilderwelten, wie sie die Ethnologie bei fremden Völkern beobachtet. Anhand unzähliger Beispiele legt er die Ansätze zu einer «Wissenschaft des Konkreten» in den Weltbildern indigener Völker frei⁹. Um den «wilden Denker» zu portraituren, benutzt er das Bild des Bastlers und führt dann aus, dass sich diese Figur in modernen Gesellschaften auch im Künstler wiederfinde. «Der Vergleich ist es wert, vertieft zu werden, denn er schafft einen besseren Zugang zu den wirklichen Beziehungen zwischen den beiden Arten wissenschaftlicher Erkenntnis, die wir unterschieden haben. Der Bastler ist in der Lage, eine grosse Anzahl verschiedenartigster Arbeiten auszuführen; doch im Unterschied zum Ingenieur macht er seine Arbeiten nicht davon abhängig, ob ihm die Rohstoffe oder Werkzeuge erreichbar sind, die je nach Projekt geplant und beschafft werden müssten: die Welt seiner Mittel ist begrenzt, und die Regel seines Spiels besteht immer darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, das heisst mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern oder zu bereichern oder ihn mit den Überbleibseln von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen. Die Mittel des Bastlers sind also nicht im Hinblick auf ein Projekt bestimmbar (...); sie lassen sich nur durch ihren Werkzeugcharakter bestimmen – anders ausgedrückt und um in der Sprache des Bastlers zu sprechen: weil die Elemente nach dem Prinzip «Das kann man immer noch brauchen» gesammelt und aufgehoben werden» (S. 30). An ebendiese Stelle knüpft auch Michel de Certeau an, wenn er versucht, das alltägliche Handeln von sogenannten Konsumenten und Konsumentinnen zu bestimmen. In seinem Buch «Kunst des Handelns» (1988) greift er diejenigen Charakteristiken des Bastelns heraus, die sich radikal vom planmässigen Handeln des Ingenieurs absetzen. In einer Gegenüberstellung, die teilweise an Habermas erinnert, unterscheidet de Certeau zwischen «Strategie» und «Taktik» (S. 23). Unter «Strategie» versteht er ziemlich genau das, was Habermas als instrumentelles Handeln beschreibt. De Certeau weist darauf hin, dass dieses Handeln Voraus-

⁹ Irritierend ist, dass Jürgen Habermas diese Argumentation nicht erwähnt, sondern «Das wilde Denken» von Lévi-Strauss – in Anlehnung an M. Godelier – allein dazu benutzt, um einen klaren Gegensatz zwischen modernem und mythischem Weltverständnis zu skizzieren (1995, Bd. 1, S. 75–79).

setzungen hat. Jemand muss eine Situation überblicken und gewisse Entscheidungen souverän treffen können, um planmässig vorzugehen. Als Alternative zeichnet de Certeau nicht wie Habermas eine ideale Handlungsform, sondern eine in Alltagsstudien beschriebene Form des «taktischen» Handelns, das sich auf keine grössere Strategie bezieht. Es ist das Handeln von Leuten, die ihre Situation nicht überblicken und fast nichts entscheiden können – von Leuten also, die sich als Spielbälle der Situationen erleben, in denen sie sich befinden. Sie handeln durch «gelungene Streiche, schöne Kunstgriffe, Jagdlisten, vielfältige Simulationen, Funde, glückliche Einfälle sowohl poetischer wie kriegerischer Natur», schreibt de Certeau (S. 24). Auch diese Formen des Handelns lassen sich zu einer Form von Meisterschaft entwickeln, die «Wilderer» können zu «Dichtern ihrer eigenen Angelegenheiten» werden (S. 12).

Im Alltag haben Soziokulturelle Animatoren und Animatorinnen oft wenig Entscheidungsmacht. Sei es, dass die politischen Vorgesetzten im operativen Geschäft mitmischen oder dass die breitere Gemeindepolitik den soziokulturellen Zielen entgegenwirkt. Viele Benutzer/innen von Jugend- oder Gemeinschaftszentren haben es noch gar nicht erlebt, dass sie zielgerichtet etwas umsetzen können. Sie sind «Alltagswilderer» und Bastlerinnen, die am Schluss von ihren eigenen Produkten überrascht werden.

Natürlich soll es Ziel sein, in eine genügend souveräne Position zu gelangen, um (auch) strategisch planen und umsetzen zu können. Professionelle müssen die instrumentelle Handlungsform beherrschen, sie müssen zum Beispiel Gesucheingaben für Bundeskredite einwandfrei verfassen können. Daneben brauchen sie aber ein Repertoire an Handlungsformen, wie sie de Certeau beschreibt. Wer strategisch zu handeln versucht, ohne über die nötige Übersicht und Entscheidungskompetenz zu verfügen, endet als frustrierte Konzeptschreiberin, oder er gibt seine Zwischenposition zugunsten einer vorgesetzten Planungsbehörde auf. Die Angst, der Bastler und die irrlichternde Alltagsdichterin könnten als unprofessionell gelten, ist nicht unbegründet. Mit Blick auf die Zwischenposition des Berufs ist sie aber nicht entscheidend. Will die Soziokulturelle Animation ihre gesellschaftliche Aufgabe wahrnehmen, muss sie auch «wilde» Handlungsformen einüben, vernünftig reflektieren und verfeinern.

«Be creative»!

Die Arbeit von Michel de Certeau liefert auch Begriffe, um eine Schwierigkeit im Denken von Jean-Claude Gillet produktiv anzugehen. Weil die Animation ihre Aufgabe einerseits aus einer Grundkritik an der Modernisierung ableitet und sich gleichzeitig die Aufgabe setzt, die Kritik aktuell und demokratisch immer wieder neu zu formulieren, stellt sich der Berufstheorie folgende Frage: Was, wenn auch die Grundkritik, die den Beruf begründet, historisch bedingt ist? Wenn sich

die Moderne dadurch auszeichnet, dass sie sich selbst immer wieder erneuert, muss sich dann nicht auch die elementare Analyse verändern? Am Beispiel von Jean-Claude Gillets Gegensatz zwischen befreiender Aktion und verdummendem Konsum werde ich dieser Frage nachgehen.

Michel de Certeau rezipiert in «Kunst des Handelns» kulturwissenschaftliche Studien, die der Aktivität im Konsumieren nachgehen – in Tätigkeiten, die nicht nur von Jean-Claude Gillet als rein passiv beschrieben werden. Es geht um die Kniffe und poetischen Tricks beim Kochen mit vorgegebenen Rezepten, beim Durchqueren eines Stadtteils als Fussgänger oder beim Lesen. Was de Certeau beschreibt, hat in der bildenden Kunst von Dada über Pop-Art bis zur Aktionskunst eine lange Tradition. Auch in der Soziokultur und im Theater finden sich Projekte, die Jean-Claude Gillets Konsum-Transfer-Modell in Unruhe versetzen.

2006 veröffentlichte Kai Jerzö im Herzglut-Verlag den ersten Band von «Fussballhelden. Football Heroes». Dem waren kleine Heftchen vorausgegangen, in die man Cartoons typischer Fussballer-Visagen einkleben konnte. Der Autor schrieb im Vorwort, dass er sich als Kind die beliebten Panini-Fussballbildchen nicht leisten konnte. Deshalb zeichnete er sich selbst seine Fussballhelden. Aus der Not wurde ein Hype: Im Bildband von 2006 gestalten arrivierte Comic-Zeichner/innen aus der ganzen Welt die Mannschaften der anstehenden Weltmeisterschaft. In Luzern wurde 2008 zur EM eine ähnliche Idee umgesetzt: Das «Tschuttiheftli» funktionierte wie die Panini-Hefte, aber die Bildchen waren von lokalen Grafikerinnen und Grafikern gezeichnet, der Erlös kam kulturellen Projekten zugute. Am Projekt war auch Christian Wandeler beteiligt, der sich als Soziokultureller Animator seit Jahren mit Fussballkultur beschäftigt. Der Inbegriff des Konsumterrors, das süchtige Kaufen von Abziehbildchen, die man wahrscheinlich schon hat, wird zum Anlass für künstlerische und soziokulturelle Aktionen. Dabei wird auch die Erinnerung wach an die ausgeklügelten Marktsysteme auf dem Pausenplatz, das Blasen der Bilder und die Wechselkurse des Bildchentauschs. War das wirklich nur Konsum? Oder geschah da so etwas wie soziokulturelle Selbstorganisation?

Das Theater Gessnerallee in Zürich nahm 2007 die Idee von Bernd Terstegge und Axel Ganz auf und organisierte ein Festival des nacherzählten Films. «Jedem wurde schon mal ein Film erzählt, jeder hat schon mal einen Film erzählt; bei «Total Recall» tut man genau das Gleiche, nur eben öffentlich, auch wenn es ein paar Regeln gibt», steht im Programmheft. Jeder und jede kann eine filmische Probe einsenden und wird vielleicht ausgewählt, an der öffentlichen Vorführung seine Nacherzählung zum Besten zu geben. «Sie haben 10 Minuten Zeit, über Ihren (Lieblings-)Film zu erzählen, und dürfen keine Hilfsmittel benutzen. Einfach erinnern und erzählen!»

Auch hier wird eine Aktivität freigelegt, die den kulturellen Konsum meistens begleitet. Diese Strategie erscheint für die soziokulturelle Arbeit besonders interessant, wenn wir einen Aspekt des gesellschaftlichen Wandels betrachten, den Gillet ausser Acht lässt. Für ihn ist das selbstorganisierte Projekt eine subversive Tätigkeit, die sich gegen die Logik der wirtschaftlichen und staatlichen Systeme richtet. Wenig später haben Luc Boltanski und Eve Chiapello französische und englischsprachige Management-Literatur studiert und sind zum Schluss gekommen, dass in den 80er- und 90er-Jahren das Projekt zum Inbegriff neuer Managementmodelle geworden ist (2003). Gefragt ist nicht mehr der stille Arbeiter, der die immer gleichen Vorrichtungen in einem strikten Ablauf verrichtet. Mit der fortgeschrittenen Deindustrialisierung und den Versuchen, die Erwerbsarbeit zu humanisieren, haben sich in der Arbeitswelt neue Ideale und Organisationsformen durchgesetzt. Das Versprechen einer interessanteren Tätigkeit geht mit steigenden Anforderungen an die Arbeiter/innen und Angestellten einher. Von ihnen wird heute aktives Mitdenken, Sozialkompetenz, Teamarbeit und Flexibilität verlangt.

Diese Befunde decken sich weitgehend mit der umfangreichen Literatur zum Thema Selbsttechnologien, die von Michel Foucaults später Theorie der Gouvernementalität inspiriert worden ist. Diese Studien zeigen auf, wie die «Ich-Unternehmerin» und der «Intrapreneur» zum Idealbild des neuen Mitarbeiters geworden sind und wie sich diese Idealbilder am Künstler orientieren, der schon immer alle Arten von Prekarität in Kauf nahm, um seine Arbeit leidenschaftlich zu verrichten (z.B. Bröckling et al., 2000).

Ende 2002 war im Museum für Gestaltung Zürich die Ausstellung «Be creative!» zu sehen, die sich diesen Trends widmete. Im Ausstellungsbescrib stand: «Kreatives Handeln und Denken werden nun von allen BürgerInnen und LohnarbeiterInnen der westlichen Industriegesellschaften gefordert. Sie sind die Kunden des boomenden Markts für Kreativitätsförderung und werden mit entsprechenden Ratgebern, Seminaren, Softwareprogrammen usw. versorgt.»

Good News für die Soziokultur, kann man sagen, denn ihre Angebote werden zur geeigneten Schulung der zukünftigen Wissens- und Kreativarbeiter/innen. In partizipativen Projekten können Jugendliche wichtige Kompetenzen erwerben, die ihnen den Zugang zur Arbeitswelt erleichtern. Aber es stellt sich auch die Frage, welche neuen Ausschlussmechanismen diese Arbeitsgesellschaft hervorbringt. Wird sie ihrem Auftrag der Demokratisierung gerecht, muss es die Soziokulturelle Animation vermeiden, die wirtschaftlichen Ausschlussmechanismen zu reproduzieren. Erfahrungen in den verschiedensten Jugendeinrichtungen zeigen zum Beispiel, dass sich die Zielgruppe auf schulisch relativ starke Jugendliche verengt, wenn ausschliesslich und unreflektiert mit partizipativen Projekten gear-

beitet wird, wenn also keinerlei Orte mehr zur Verfügung stehen, wo man einfach mal hinkommen kann, ohne gleich eine Idee zu entwickeln und umzusetzen.

Auch solche Erfahrungen bringen die klare Einteilung von befreiender Partizipation und befriedendem Konsumangebot durcheinander. Es bedarf heute neuer und genauer Analysen vor Ort, um herauszufinden, welche Kombination von Herangehensweisen angebracht ist.

Die Projekte «Tschuttiheftli» und «Total Recall» gehen die interessante Verwirrung von Konsum und Aktion auf eine feine Art an. Sie rehabilitieren die Konsumentin, die mit den kommerziellen und künstlerischen Angeboten nie genau das macht, was sich ein Werber oder eine Kulturmanagerin ausgedacht hat. In diesen unvorhergesehenen Bewegungen des Alltags steckt die Energie, von der die soziokulturelle Arbeit lebt.

PS:

Wenn Leser/innen, die Spierts und Gillet selber gut kennen, jetzt auf weitere Aspekte hinweisen, die man unbedingt auch noch darstellen oder kritisieren sollte, dann ist ein Zweck dieses Artikels erfüllt. Es ist mir auch darum gegangen, die beiden Bücher, die oft erwähnt, aber selten detailliert rezipiert werden, in Erinnerung zu rufen. Dabei ist auch die Skizze einer Berufstheorie entstanden, die sich an Jürgen Habermas und an der Kritischen Theorie im weiteren Sinn orientiert. Ich erachte diesen Ansatz als äusserst hilfreich bei der Aufgabe, die sich Praktikern und Praktikerinnen regelmässig stellt: den Sinn in der eigenen Arbeit zu finden.

In einem Studiengang für Soziokulturelle Animation können sich folgende Extreme begegnen: Eine Studentin hat ihr Familien- und Berufsleben auf den Kopf gestellt, um dieses Studium zu machen. Dabei hat sie eine klare Vision. Sie möchte ihr Traum-Quartierzentrum gründen. Ein jüngerer Student hat gerade in einem Quartierzentrum das Praktikum absolviert und ist ernüchtert. Seine Vorstellungen, was ein solches Zentrum bewirken könnte, sind ihm abhanden gekommen. «Vielleicht braucht es uns gar nicht», sagt er. Zu oft hatte er das Gefühl, den Leuten nachrennen zu müssen, sie davon zu überzeugen, dass sie mit mehr Begegnung, mehr «do it yourself», mehr Aktivität glücklicher würden. Der Student möchte ein Tätigkeitsfeld finden, wo er sicher weiss, dass er gebraucht wird.

Die Hoffnungen der Studentin und die Zweifel des Studenten finden öffentlichen Widerhall. Das zeigt sich zum Beispiel in der Berichterstattung über die städtischen Subventionen für die Zürcher Gemeinschaftszentren: «Jeweils mit klarem Mehr hat der Gemeinderat gestern Mittwoch Kredite für mehrere Projekte genehmigt, die das Zusammenleben in den Quartieren verbessern sollen. Die SVP war jeweils als einzige Fraktion dagegen», schreibt der «Tages-Anzeiger» am 28.

Oktober 2004. Gleichentags heisst es in der NZZ: «Die Skepsis gegenüber dem Nutzen soziokultureller Projekte entbehrt allerdings nicht gewisser Grundlagen. (...) Soll alles gefördert werden, was sich im Freizeitleben so abspielt?» Fünf Jahre später hat sich der Grundton in der NZZ verändert, nun «wirkt die amtliche Wortschöpfung zwar immer noch wenig lebendig, doch die Soziokultur an sich und das Engagement der öffentlichen Hand erfreuen sich breiter Akzeptanz. (...) Erfahrungen aus Besuchen in Institutionen legen einen Schluss nahe: Mag der Nutzen soziokultureller Angebote auch schwer messbar sein, so könnte Zürichs vielgerühmte Lebensqualität doch auch in der Vielfalt an solchen Angeboten wurzeln» (NZZ, 12. Juni 2009).

Den öffentlich geäusserten Zweifeln steht die Begeisterung vieler Animatorinnen und Animatoren für ihren Beruf gegenüber. In Diplomarbeiten werden regelmässig Zukunftsszenarien entwickelt, die der Soziokulturellen Animation eine wichtige Rolle bei der Bewältigung zentraler gesellschaftlicher Herausforderungen zusprechen. Die NZZ klingt da verhaltener: «Insofern halten Fachleute wohl zu Recht fest, dass sich Investitionen in sinnvolle Soziokultur entlastend auf andere Posten des Sozialwesens auswirken können» (12. Juni 2009).

Das Wort «Sinn», das Jean-Claude Gillet im Titel verwendet, nimmt die Zweifel und die Begeisterung von Praktikerinnen und Praktikern, die Anforderungen der Geldgeber/innen wie auch theoretische Bestimmungen des Berufes auf. Die Soziokulturelle Animation hat dann einen Sinn, wenn sie ihre Aufgabe plausibel herleitet und formuliert, wenn ihr von relevanten gesellschaftlichen Institutionen eine Aufgabe oder eine Funktion zugesprochen wird, wenn sich Projekte und Stellen finanzieren lassen und wenn einzelne Menschen genügend Sinn in diesem Beruf sehen, um ihn über längere Zeit auszuüben. In einem Beruf, der nicht jedermann einleuchtet, ist es besonders wichtig, dass die Praktiker/innen selber wissen, warum es sie braucht. Dazu trägt eine Theorie bei, welche die ethischen und politischen Fragen nicht ausblendet, die den Boden einer Sinnsuche bilden. Diese führt also in subjektive Gefilde und gestaltet sich so verschieden wie die Menschen, die diesen Beruf ausüben.

Literatur

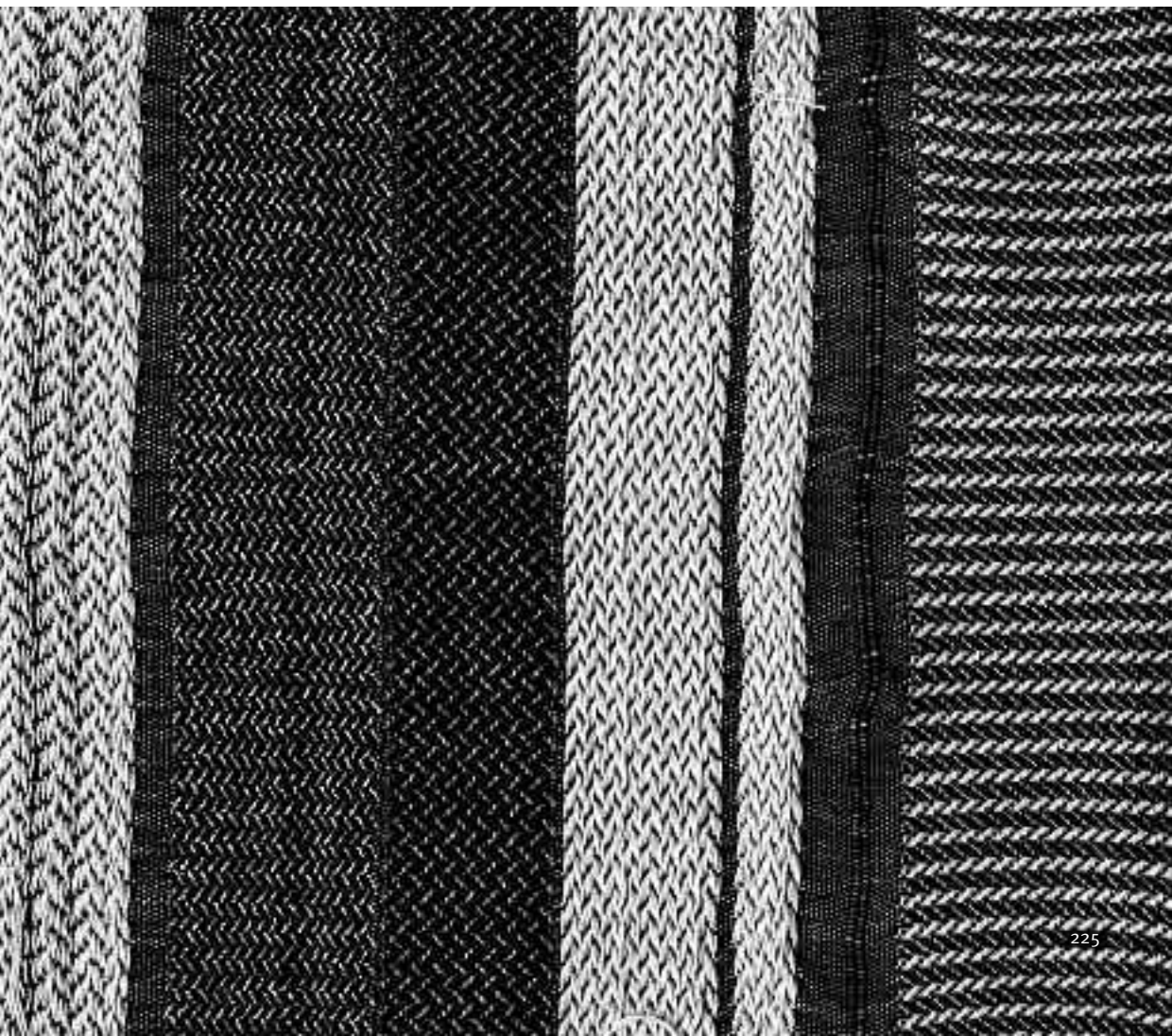
- Boltanski, Luc & Chiapello, Ève* (2003). Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas* (2000). Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- De Certeau, Michel* (1988). Kunst des Handelns. Berlin: Merve Verlag.
- Fraser, Nancy* (2003). Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitäts politik. Um verteilung, Anerkennung und Beteiligung. In Fraser, Nancy & Honneth, Axel. Um ver teilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Gillet, Jean-Claude* (1998). Animation. Der Sinn der Aktion. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Habermas, Jürgen* (1995). Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Band 1 und 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- International Federation of Social Workers* (2000). Definition of Social Work. Gefunden am 25. Januar 2010 auf: <http://www.ifsw.org/f38000138.html>
- Joas, Hans & Knöbl, Wolfgang* (2004). Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Lamprecht, Markus & Stamm, Hanspeter* (2005). Entwicklung der Sozialstruktur. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Lévi-Strauss, Claude* (1973). Das wilde Denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch.
- Spierts, Marcel* (1998). Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Suljagic, Emir* (2009). Srebrenica – Notizen aus der Hölle. Wien: Paul Zsolnay Verlag.



6 *Reto Stäheli*

Transformationen – Das Verhältnis von Soziokultureller Animation zu Kultur und Kunst

Eine Übersicht



Einführung

Denkt man über Kultur und Soziokulturelle Animation nach, befindet man sich in sehr vielen Spannungsfeldern. Es gilt beispielsweise sowohl der historischen Dimension als auch der Gegenwartsorientierung des untersuchten Gegenstandes Rechnung zu tragen. Betrachtet man den Projektalltag von Animatorinnen und Animatoren, besteht die Herausforderung unter anderem darin, neben den unmittelbar alltagsorientierten Projekthinhalten gleichzeitig eine Makroperspektive auf die Moderne mitzuerfassen. Schreiben wir über Kultur und die Soziokulturelle Animation, bewegen wir uns demnach in einer Art «permanentem Forschungsprogramm».

Spricht man von Kultur, denkt man einerseits damit insgesamt alles Soziale mit, das innerhalb einer Gesellschaft stattfindet, andererseits werden im Alltagsgebrauch mit «Kultur» Veranstaltungsangebote in verschiedenen Kunstsparten bezeichnet. Es gibt also Perspektiven und Deutungen des Kulturellen, die von der Ökonomie bis zur Technik, von der Politik bis zur Kunst reichen. Bildlich gesprochen könnte man von einem Fächer sprechen, der sich je nach Situation und Wissenshintergrund mehr oder weniger öffnen lässt – je nach Perspektive, die eingenommen wird. Ein anderes Bild für die Formen- und Erscheinungsvielfalt, die der Begrifflichkeit «Kultur» zugeschrieben werden kann, ist das Phänomen des Rhizoms¹. Ein Rhizom ist in der Botanik ein meist unterirdisch oder dicht über dem Boden wachsendes Sprossachsensystem und hat – analog zum Verständnis von Kultur in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen – ebenfalls sehr unterschiedliche Erscheinungsformen. Es können zum Beispiel Wurzeln unterirdisch miteinander verbunden sein, während an der Oberfläche scheinbar unzusammenhängend gewachsene Gebilde sichtbar sind. Das Gewächs kann sich auch in einer einzigen Form, einer Art «verdicktem Knoten», konzentrieren. Das «Forschungsprogramm Kultur», dieses hybride Konstrukt, lebt von genau diesen vielen Spannungsbögen und Analogien, von den Widersprüchen und Differenzen, von den «unscharfen Grenzen». Kultur als Forschungsprogramm erfordert eine permanente Kommunikation und Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand.

Spricht man von Animation, denkt man vor allem an Demokratisierung als zentrale gesellschaftliche Aufgabe, die Animatorinnen und Animatoren allgemein zu

¹ Bei Gilles Deleuze und Félix Guattari dient der Begriff «Rhizom» als Metapher für ein postmodernes beziehungsweise poststrukturalistisches Modell der Wissensorganisation und Weltbeschreibung (vgl. Deleuze & Guattari, Félix [1977]. Rhizom. Berlin: Merve Verlag).

erfüllen haben. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen fortlaufend komplexe kulturelle und soziale Erscheinungsformen und deren Inhalte gedeutet werden. Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren sind Brückenbauer, sie bilden oder verbinden Gemeinschaften und «balancieren» im dynamischen Feld der Soziokultur². Direkte oder indirekte Arbeit- und Auftraggeber/innen von Animatorinnen und Animatoren sind in der Regel Städte und Gemeinden sowie kirchliche und andere gemeinnützig orientierte Institutionen. Animation findet häufig im Kontext von Sozialer Arbeit statt. Leistungsaufträge beinhalten integrative, pädagogische, soziale, kulturelle oder präventive Zielsetzungen. Zielgruppen in einem Quartier sind etwa Väter mit Kindern, aktive ältere Menschen oder Jugendliche mit Migrationshintergrund. Die Animatoren und Animatorinnen stehen – wenn immer möglich – in einem engen Dialog mit den Zielgruppen. Bedürfnisse und Anliegen werden häufig gemeinsam formuliert und umgesetzt.

In ihrem Handeln müssen Fachpersonen mit divergierenden, widersprüchlichen oder sich schnell verändernden Situationen umgehen können, sie bewegen sich in intermediären oder vorinstitutionellen Kontexten. Viele Konstellationen in Projekten von Animatoren und Animatorinnen erfordern Improvisationstalent und kreative Fähigkeiten. Analog einem/einer Bastler/in, der/die aus Abfallmaterialien Gegenstände gewitzt (neu) zusammensetzt, braucht der/die Animator/in die Begabung, konvergierendes und divergierendes Denken zu koordinieren.

Diesem Artikel liegen drei zentrale Fragestellungen zum Verhältnis von Soziokultureller Animation zu Kultur und Kunst zugrunde. Die Fragestellungen leiten sich aus den vielfältigen Handlungspraxen der Soziokulturellen Animation und der Kunst ab:

1. Welche Erkenntnisse können Animatorinnen und Animatoren aus den «unscharfen» Grenzen der Begrifflichkeit «Kultur» für ihr professionelles Handeln ableiten?
2. Welche Einsichten können Animatorinnen und Animatoren aus Denken und Handeln von Kunstschaffenden gewinnen?
3. Welche Bedeutung hat Kultur für die Prävention von sozialer Ausgrenzung?

² Im Zusammenhang sozialwissenschaftlicher Forschungen wird das Ent- und Bestehen, die Veränderung sowie das Verschwinden von Gemeinschaften allgemein als «Soziokultur» bezeichnet. Der Begriff Soziokultur beinhaltet verschiedene Deutungen und Interpretationen. Seine Definition steht in engem Zusammenhang mit Erörterungen von Kulturbegrifflichkeiten (vgl. Positionen von Reckwitz).

Um diese Fragen zu diskutieren und eine (vorläufige) Antwort zu liefern, werden einige grundlegende Begrifflichkeiten und davon abgeleitete weiterführende Gedankengänge vorgestellt. Diese beziehen sich sowohl auf inhaltliche als auch methodische Aspekte, die für die animatorische Handlungspraxis von Bedeutung sind.

Während bei der ersten Frage zum «unscharfen» Kulturbegriff Positionen aus Soziologie und Ethnologie eine theoretische Grundlage bilden, wird bei der zweiten Frage zu den Analogien in der Handlungspraxis von Kulturschaffenden und Animatorinnen und Animatoren vor allem das methodische Arbeiten von Kunstschaffenden diskutiert und die Bedeutung des Begriffs «kunstanalog» für die Animation erläutert. Die Erörterung der dritten Frage zu Kultur und sozialer Ausgrenzung beinhaltet Überlegungen zu Zugängen ausgegrenzter Gruppen zu Kultur. Ferner bezieht sich die dritte Frage auf eine Entwicklung der letzten zehn Jahre, die man als «Ökonomisierung der Kultur» bzw. «Kulturalisierung der Ökonomie» umschreiben könnte.

Die Inhalte aller drei Fragestellungen stehen in einem engen Zusammenhang, die Ausführungen dazu sind jedoch durch die unterschiedliche Fokussierung in der Analyse jeweils anders gewichtet.

1. Welche Erkenntnisse können Animatorinnen und Animatoren aus den «unscharfen» Grenzen der Begrifflichkeit «Kultur» für ihr professionelles Handeln ableiten?

Die Formulierung der Fragestellung impliziert, dass der Kulturbegriff «unscharfe» Grenzen aufweist. Wie kommt es zu dieser Annahme?

Grundsätzlich wird der Kulturbegriff aus vielen, sehr unterschiedlichen Perspektiven und Positionen gedeutet. Eine erste grobe Unterscheidung ist die Einteilung in Kulturperspektiven im Kontext der Wissenschaft und Perspektiven im Kontext des Alltagsverständnisses. Für die praktische Arbeit in der Animation sind beide Ansatzpunkte von Interesse.

Der wissenschaftlich orientierte Ansatz ermöglicht es, «seismografische Analysen» in der Animation zu überprüfen. Seismografische Erkundungen von aktuellen Themen sind für die Legitimation der Arbeit oder für die Akquirierung neuer Projekte in der Soziokulturellen Animation von existenzieller Bedeutung. Die Alltagsdefinition verweist hingegen stärker auf das Verhältnis von Kultur, Kunst und Ökonomie. Die Animation ist gefordert, sich mit ihren Kenntnissen in diesen Feldern ebenfalls einzubringen.

«Traditionelle» Wissenschaftsbereiche wie Soziologie, Politologie, Ethnologie, Psychologie, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft usw. verwenden jeweils einen eigenen, aus ihrem spezifischen Theorieverständnis heraus entwickelten Kultur-

begriff. Die Soziokulturelle Animation mit ihrem Aufgabenbereich wählt theoretische Ansätze aus, die das Potenzial haben, Haltungen und Positionen aus ihrer Praxis weiterführend zu deuten. Im weiten Feld der Kulturtheorien Orientierungen für die Animation zu finden, ist jedoch tendenziell beschwerlich (vgl. Bild des Rhizoms). Im Reader «Kultur. Theorien der Gegenwart» beispielsweise werden nach Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (2006) folgende Schlagworte genannt:

«Symbol – Diskurs – Struktur», «Dynamiken der Kulturen», «Phänomene des Alltags», «Amor und Psyche», «Perspektiven auf den Spätkapitalismus», «Kritiken der Exklusion», «Populärkultur und Counter Culture», «Technik, Körper und Wissenschaft», «Medien und Kommunikation» bzw. «Herausforderungen der Globalisierung» (S. 12). Über diese Einteilung wird ersichtlich, dass eine Zuordnung von Kulturtheoretikern und -theoretikerinnen relativ beliebig erfolgen kann, da die einzelnen Kapitel sehr heterogene Schwerpunkte aufweisen. Wie eingangs erwähnt, führen meine Überlegungen in Richtung von theoretischen Ansätzen aus Soziologie und Ethnologie.

Im Alltagsverständnis wird Kultur vorwiegend als Teil einer Gesellschaft betrachtet, die ihre demokratische Qualität aus öffentlichen Diskursen gewinnt. Kultur (und damit ist auch Soziokultur gemeint) wird nach diesem Verständnis von Kunstschaffenden, von öffentlichen Institutionen und privaten Kulturbetrieben, von privaten und zivilgesellschaftlichen Akteuren, von Kirchen und Religionsgemeinschaften, von Vereinen, Verbänden und Interessengruppen geprägt. Kultur, in diesem weiten Sinne verstanden, wird in der Schweiz durch Bund, Kantone, Gemeinden und private Stiftungen entsprechend gefördert. Dies letztlich mit dem Ziel, die Lebensqualität und Entfaltungsmöglichkeiten im Gemeinwesen zu stärken und damit die Bürger/innen untereinander und mit der Gesellschaft zu verbinden. Die Kulturförderung der Gemeinden, Kantone und des Bundes bezieht sich gleichzeitig zu diesem offenen und breiten Auftrag (wenn auch nicht auf den ersten Blick ersichtlich) auf einen engeren, den Künsten verpflichteten Kulturbegriff. Alltagskultur (und auch Soziokultur in einem umfassenden Sinne) wird in diesem Verständnis von den Künsten abgetrennt und nach der Terminologie von Reckwitz (siehe nachfolgende Einteilung) «sektoral» verstanden. Diese «sektorale» und damit «enge» Sichtweise auf Kultur, das heisst die Beschränkung der Kulturförderung auf «Kunst», hat im Sinne einer überregionalen Aufgabenteilung in der Kulturpolitik ihre Berechtigung, weist aber auch auf einen potenziellen Konflikt zwischen Kunst und Soziokultur in der Kulturförderungspolitik hin (vgl. auch Frage 2).

Zusammenfassend wird Kultur in diesem (Alltags-)Verständnis sozusagen als ein Teilsystem unter anderen Teilsystemen verstanden, und es sind vor allem jene geistigen Werte angesprochen, die durch Kunst, Literatur, Musik, Schauspiel usw. reproduziert werden.

Unschärfe Grenzen: Zur Begrifflichkeit «Kultur» in der Kulturtheorie nach Reckwitz

Nachfolgend wird die Begriffsklärung zu Kultur aus Sicht der Kulturosoziologie nach Reckwitz (2008) vorgestellt. Dieser Versuch von Reckwitz, Ordnungen und Übersichten in den Kulturbegrifflichkeiten zu schaffen, scheint mir auch für die Soziokulturelle Animation theoretisch nützlich zu sein (vgl. mit dem Modell von Gregor Husi, S. 118).

Reckwitz unterscheidet – vor allem historisch begründet – vier Versionen von Kulturbegrifflichkeiten, die allesamt bis heute in der Kulturforschung gleichzeitig verwendet werden (S. 19–28):

1. Der normative Kulturbegriff
2. Der totalitätsorientierte Kulturbegriff
3. Der differenzierungstheoretische Kulturbegriff oder sektorale Kulturbegriff
4. Der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff

a) Der normative Kulturbegriff

Wenn Kultur³ im Sinne einer bestimmten menschlichen Lebensweise verstanden wird, dann ist diese Lebensweise nach Reckwitz bis in die Aufklärung untrennbar mit einer Bewertung verbunden. Kultur bezieht sich auf eine ausgezeichnete, letztlich für alle Mitglieder der Gesellschaft erstrebenswerte Lebensform. Diejenige Lebensform, der dieser Kulturwert zukommt, ist faktisch jene des aufstrebenden Bürgertums, welches sich sowohl gegen den Adel als auch gegen die agrarischen, später proletarischen Unterklassen kulturell-moralisch abgrenzt, aber seinen eigenen Lebensstil mit einem Universalanspruch vertritt.

Da ein allgemeiner – in Wahrheit der bürgerlichen Kultur entsprechender – Massstab des Kultivierten und des Nicht-Kultivierten vorausgesetzt wird, ist die Richtung der wünschenswerten Gestaltung der Lebensweise von vornherein festgelegt (Reckwitz, 2008, S. 20)

3 Die römische Antike bezeichnet nach Reckwitz (2008) mit «Cultura» (Pflege, Landbau, abgeleitet von «colere» wohnen, bebauen, bestellen, pflegen, verehren) die naturbezogenen Tätigkeiten des Menschen, mit «Cultus» (religiöse Pflege des Übernatürlichen) aber auch die pädagogische, wissenschaftliche und künstlerische Pflege der individuellen und sozialen Voraussetzungen des menschlichen Lebens selbst. In der europäischen Aufklärung im 18. und 19. Jh. erweist sich «Cultur» als einer der Zentralbegriffe der Fortschrittskonzeption und steht als Gegenbegriff zu «Natur», die es zu bearbeiten und zu domestizieren gilt (S. 20).

b) Der totalitätsorientierte Kulturbegriff

Nach diesem Verständnis ist Kultur laut Reckwitz keine ausgezeichnete Lebensform mehr. Kulturen sind vielmehr spezifische Lebensformen einzelner Kollektive in der Geschichte, und der Kulturbegriff kommt konsequenterweise im Plural vor. Kultur wird damit zu einem holistischen Konzept, das sich zum Vergleich unterschiedlicher Kulturen eignet: Die Diversität der Totalitäten menschlicher Lebensweisen in verschiedenen «Völkern», «Nationen», «Gemeinschaften», oder «Kulturkreisen» soll sichtbar gemacht werden. Es ist unter anderem Johann Gottfried Herder (1903, zit. in Reckwitz, 2008, S. 22), der – im Kontext des romantischen Interesses für einzelne Völker und Gemeinschaften und deren Geschichte – den totalitätsorientierten Kulturbegriff auf den Weg bringt. Eine bestimmte Lebensweise erscheint idealerweise nach innen homogen und nach aussen geschlossen, gleich einer Kugel gegenüber anderen Kugeln.

Unter Kultur wird die ganze Lebensweise von Menschen verstanden oder, wie die klassische Formulierung des britischen Ethnologen Edward B. Taylor (1903) lautet: «Cultur oder Civilisation im weitesten ethnographischen Sinne ist jener Inbegriff von Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Gesetz, Sitte und allen übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche der Mensch als Glied der Gesellschaft sich angeeignet hat» (zit. in Reckwitz, 2008, S. 23).

In diesem umfassenden Sinne lässt sich Kultur definieren als die Gesamtheit der erlernten Normen und Werte, des Wissens, der Artefakte, der Sprache und Symbole, die ständig zwischen Menschen einer gemeinsamen Lebensweise ausgetauscht werden.

c) Der differenzierungstheoretische oder sektorale Kulturbegriff

Während im totalitätsorientierten Kulturbegriff das holistische Kulturverständnis zur Anwendung kommt, wählt nach Reckwitz der differenzierungstheoretische Kulturbegriff, der gleichfalls in die Alltagssemantik eingegangen ist, den Weg einer radikalen Einschränkung. Der sektorale Kulturbegriff lässt den Bezug auf ganze Lebensweisen hinter sich und bezieht sich ausschliesslich auf das enge Feld der Kunst, der Bildung, der Wissenschaft und sonstiger intellektueller Aktivitäten und somit auf ein sozial ausdifferenziertes Teilsystem der modernen Gesellschaft, das sich auf intellektuelle und ästhetische Weltdeutungen spezialisiert. Kunst und Wissenschaft werden nicht mehr als Ausdruck der Hochkultur interpretiert, sondern als ein spezialisiertes soziales System, das zum Bestand der modernen Gesellschaft bestimmte funktionale Leistungen erbringt. Die klassische Formulierung eines solchen differenzierungstheoretischen Kulturkonzepts findet sich in der Soziologie Talcott Parsons'. Parsons (1990, zit. in Reckwitz, 2008, S. 25) zufolge stellt das «sozial-kulturelle System» neben Politik, Wirtschaft und

der «societal community» der Familien jenes der vier Teilsysteme der modernen Gesellschaft dar, das sich in Gestalt der Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen und der künstlerischen Institutionen historisch ausdifferenziert hat und das die Funktion eines Treuhändersystems, eines Treuhänders gesellschaftlicher Symbolisierungen übernimmt (vgl. Analogien zum Modell von G. Husi, S. 118).

d) Der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff

Der bedeutungs- und wissensorientierte Kulturbegriff erscheint gemäss Reckwitz als jener Komplex von Sinnsystemen oder «symbolischen Ordnungen», mit denen sich die Handelnden ihre Wirklichkeit als bedeutungsvoll erschaffen und die in Form von Wissensordnungen ihr Handeln ermöglichen und einschränken. Wenn sich Kultur auf Sinnsysteme bezieht, die Handeln anleiten und sich im Handeln manifestieren, dann bietet es sich an, den Kulturbegriff mit Wissen in Zusammenhang zu bringen. «Kultur» sind dann jene Sinnsysteme, über welche die Akteure im Sinne von «geteilten» Wissensordnungen verfügen, die ihre spezifische Form des Handelns ermöglichen und einschränken (2000, S. 84-90).

Reckwitz zitiert dazu Wittgenstein (1984), der ausführt:

«Wissen drückt sich darin aus, wie ich handle und über Dinge spreche» (zit. in Reckwitz, 2000, S. 90).

Etwas zu wissen bedeutet dann, auf eine bestimmte Art und Weise «wie selbstverständlich» zu handeln, und «Verstehen» bedeutet, sich auf bestimmte Handlungsweisen zu verstehen. Begründungen des Wissens sind letztlich immer nur sprachspielimmanent möglich – und bleiben letzten Endes in einer nicht mehr begründbaren, aber «funktionierenden» Handlungspraxis fundiert (Reckwitz, 2000, S. 90).

Diese Sicht bringen auch N. Quinn und D. Holland (1987) mit ihrer Definition auf den Punkt:

«A new view of culture as shared knowledge – not as people's customs and artifacts and oral traditions, but what they must know in order to act as they do, making things they make, and interpret their experiences in the distinctive way they do.» (zit. in Reckwitz, 2000, S. 86)

4 «Bedeutung» und «Sinn» wird hier synonym verwendet.

Ernst Cassirer (1944) entwickelte in seinem Buch «Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur» diesbezüglich ein philosophisches Programm und schreibt:

«Das entscheidende Merkmal der Kulturwirklichkeit des Menschen (im Unterschied zu den Tieren) ist nun nicht, dass Regeln und Institutionen vorliegen, welche eine soziale Ordnung sichern und die Instinktarmut kompensieren, sondern als entscheidendes Merkmal erscheint vielmehr, dass der Mensch in einem «symbolischen Universum» lebt und die Welt nicht anders erfahren kann als dadurch, dass er ihr fortwährend Bedeutungen verleiht, er nur in einer «Bedeutungswelt» handeln kann.» (zit. in Reckwitz, 2000, S. 86)

Diese vier Versionen von Kulturbegrifflichkeiten nach Reckwitz sind mögliche Orientierungspunkte für Verständnisse von Kultur und zeigen das Spannungsfeld unterschiedlicher Deutungsmöglichkeiten auf. Um diese «unscharfen Grenzen» in der Kulturforschung weiter zu verdeutlichen, bringt Reckwitz in der bedeutungs- und wissensorientierten Definition den Begriff der Kontingenz⁵ in die Diskussion ein. Kontingenz bezeichnet in der Soziologie einen Status der Ungewissheit und Offenheit bezüglich möglicher künftiger Entwicklungen.

Es geht Reckwitz darum, Annahmen von Grenzziehungen in den klassischen Kulturwissenschaften zu hinterfragen und deren Uneindeutigkeit zu thematisieren. Diese Thematik der Grenzen und deren Uneindeutigkeit ist nun auch für die Praxis der Soziokulturellen Animation eine zentrale Herausforderung, und im Folgenden werden in einem Exkurs weitere Beispiele von «Unschärfen» bzw. «Zwischenräumen» ausgeführt.

5 Kontingenz (von lat.: contingere = zusammen [sich] berühren, [zeitlich unvorhergesehen] zusammenfallen; lat.: contingentia als Aristoteles' Übersetzung von gr.: endechómenon = möglich)

Kontingenz ist die prinzipielle Offenheit menschlicher Lebenserfahrungen. Es ergibt sich ein Bild, wobei es viele andere Möglichkeiten gibt; zum Beispiel die Weltanschauung. Je nach sozialem Gefüge sieht eine Person identische Situationen anders (je nach Erfahrungswerten). Das betrachtete «Objekt» hat aber durchaus mehr Facetten, als in diesem Augenblick gesehen werden. Als weiteres Beispiel kann Religion als Mittel zur Bewältigung unserer Kontingenz – verstanden als ein individueller Umgang mit «Zufälligkeit» im Hinblick auf die schicksalhafte «Ausgeliefertheit unseres Daseins» – angeführt werden.

Weiterführende Gedanken: das Beispiel von «Rollatorz»

Anhand einer gelungenen Ausstellung zur Jugendbewegung «Rollatorz» im Modul «Kreative Ausdrucksformen» (Durchgang 2009) lassen sich weiterführende Gedanken zu Deutungen der Begrifflichkeit «Kultur» anstellen. Pipo Kofmehl, Leiter der Solothurner Kulturfabrik Kofmehl, hat in einer Zeitungskolumne die Geschichte von «Rollatorz» wie folgt zusammengefasst:

«Alle paar Jahre entschlüpfen unserer Gesellschaft neue Jugendbewegungen: Punks, Rockers, Skaters, Hip-Hoppers, Emos und wie sie alle heissen. Der allerneueste Trend heisst offenbar Rollatorz (kommt vom Begriff Rollator, einer Gehilfe für Seniorinnen und Senioren). Studentinnen und Studenten der Hochschule Luzern haben die aktuelle Jugendsubkultur dokumentiert und festgestellt, dass Anhänger vor allem im Raum Luzern verbreitet sind. [An der Schule wurden in einer Ausstellung Bilder, Musik und Filme und verschiedene Utensilien über diese Jugendkultur vorgestellt, Anmerkung des Verfassers.]

Die Rollatorz sind speziell, sie haben sich traditionellen Werten verschrieben. Man ist altmodisch gekleidet, man verweigert sich der modernen Technik. Handy, Internet und somit SMS, E-Mails, Facebook usw. sind also voll out, handgeschriebene Briefe oder Briefe getippt auf der guten alten Hermes Baby sind angesagt. Die Umgangsformen untereinander sind höflich. (...) Treffpunkte sind Tea-Rooms, gegessen wird Selbstgebackenes und natürlich wird gestrickt. Sich mit Freunden für den Ausgang verabreden erfolgt übers Fixnet (...).

Aber so glaubhaft die ganze Geschichte in unserer «Overquota-Welt» klingt: Das Ganze ist eine Erfindung der Studentinnen und Studenten der Hochschule Luzern. Es gibt keine Jugendbewegung namens Rollatorz. Das Porträt dieser Jugendbewegung war wohl derart überzeugend, dass Medien wie auch Fachleute an der Hochschule Luzern davon ausgegangen sind, dass es die Rollatorz tatsächlich gibt. Es ist nichts Neues, dass Jugendliche versuchen, alles anders zu machen als der Rest der Gesellschaft. Im Zeitalter von Massenkonsum und Kommunikationsüberdosen ist es verständlich, dass man wieder zu Werten von früher zurückfinden möchte. Das finden auch Experten in diesem Gebiet. Ich finde das Experiment sehr witzig. Es hält uns allen einen Spiegel vor den Kopf. Wir schubladisieren zu schnell und zu oft, Jugendliche werden zu stark in Schemen reingedrückt. Der Versuch Rollatorz zeigt sehr schön, wie schnell und einfach es doch gehen kann. Dabei sind Lebensphasen junger Leute und solche Trends in aller Regel komplexer, als wir denken. Vor allem sind sie auch immer ein Zeichen und eine Ausdrucksweise und sollten ernst genommen werden. Ich bin

natürlich nach diesem medial geglückten Experiment gespannt, ob es dann irgendwann mal rollatorzähnliche Trends geben wird.» (2009, S. 68)

Am Beispiel von «Rollatorz» fanden die Studierenden in einem gemeinsamen Diskussionsprozess heraus, wie sich diese «neue» Jugendkultur von andern Gruppierungen unterscheidet und abgrenzt, welche Ausdrucksformen die spezifische(n) Identität(en) von «Rollatorz» bilden und wie sich diese Gruppierung gesellschaftlich positioniert. Interessant und faszinierend an diesem Beispiel war die Nähe von Realität und Erfundenem. Es ging um die Verschmelzung von wahr und fiktiv, von möglich und unmöglich. Die Leitmedien des 21. Jahrhunderts – Computer und Internet – haben vor allem dazu beigetragen, das Thema «Realität von virtuellen Welten» oder «Virtualität von realen Welten» zu aktualisieren. Die Schnellebigkeit in der Flut der News in Wort und Bild lassen in den Medien kaum erkennen, welche Geschichten bzw. Bilder verfälscht oder manipuliert wurden und welche Informationen auf seriösen Quellen beruhen. Mit diesen «Unschärfen» lässt sich natürlich sehr lustvoll spielen, wie das Beispiel von «Rollatorz» eindrücklich beweist. Es wäre gut vorstellbar gewesen, dass sich aufgrund der diversen Medienbeiträge zu dieser (fiktiven) Jugendkultur tatsächlich weitere Gruppen gebildet hätten. Das Thema «Alt und Jung» bzw. der Umgang mit und die Kombination von antiquierten und aktuellen Kommunikationsmitteln durch die «Jugendlichen» hat die Fachkräfte und viele Besucher/innen der Ausstellung einerseits überrascht und irritiert, andererseits inhaltlich überzeugt. Viele Beobachter/innen des Projekts waren der Ansicht, dass man über diese Bewegung einen neuen Trend hätte setzen können, der dem «Zeitgeist» entsprochen hätte. Dieses Gefühl einer möglichen Wirksamkeit in der Realität war für alle Beteiligten bereichernd.

Um nun die eingangs gestellte Frage zum Erkenntnispotenzial des Kulturbegriffs am Beispiel der Jugendkultur von «Rollatorz» zu klären, müssen gemäss der Einteilung aus kulturwissenschaftlicher Sicht nach Reckwitz folgende Punkte beachtet werden:

«Rollatorz» könnte gleichzeitig mit dem normativen, totalitätsorientierten, sektoralen oder wissensorientierten Kulturbegriff gedeutet werden, denn die Perspektive der Betrachtenden und ihre Grenzziehungen sind entscheidend. Die Kontingenzperspektive der bedeutungs- und wissensorientierten Definition von Kultur – welche nach Reckwitz einer aktuellen Definition von Kultur entspricht – lässt vor allem die Konstrukthaftigkeit des Begriffs zum Ausdruck kommen. Aus dieser wissensorientierten Definition des Begriffs lassen sich Fragestellungen

ableiten, die wie folgt lauten könnten: Welches geteilte Wissen der jugendlichen Akteure muss vorhanden sein, um an einem möglichen Anlass von «Rollatorz» teilnehmen zu können? Welche Bedeutungen werden den Gegenständen durch die «Rollatorz»-Akteure gegeben, und welches Wissen braucht es umgekehrt, um die symbolischen Handlungen dieser Jugendkultur zu entschlüsseln und zu deuten? Welche Grenzziehungen werden demnach vorausgesetzt und welche Annahmen daraus abgeleitet? Was wissen zum Beispiel jüngere Menschen über das Alltagsleben von älteren Menschen und umgekehrt? Wie äussert sich Langsamkeit im Leben von jüngeren bzw. älteren Menschen?

Davon ausgehend, dass der/die einzelne Akteur/in körperlich und mental gleichzeitig als Träger/in an unterschiedlichsten sozialen Praktiken partizipieren kann, deren zugehörige Wissensordnungen keineswegs aufeinander abgestimmt sein müssen, verdeutlicht sich eine enorme kulturelle Dynamik. Man muss also das Verhältnis zwischen den körperlich-mental-trägenderinnen und -trägern und den Praktiken selbst untersuchen bzw. reflektieren, um diese kulturelle Dynamik zu beschreiben und letztlich in einer bestimmten Auffassung von Kultur verständlich darzulegen⁶.

Das kreative Potenzial in der Dynamik der Begrifflichkeit «Kultur», dieses Überschreiten von Grenzen, das Unklare und Experimentelle in sogenannten «Zwischenbereichen» lässt sich weiterführend mit dem Begriff der Liminalität umschreiben.

Der liminale Raum

Animatorinnen und Animatoren bewegen sich oftmals in einem intermediären oder vorinstitutionellen Rahmen und begeben sich hier bewusst oder unbewusst in liminale Räume.

Dieses Konzept des Liminalen (in Stammesgesellschaften) und des Liminoiden (in der Industriegesellschaft) wurde vom Ethnologen Victor Turner (1982) zur Beschreibung von Räumen entwickelt, in denen geistige und materielle Grenzüberschreitungen sowie Ambivalenzen Programm sind.

⁶ Nach Reckwitz (2008) wendet sich die Perspektive der Kultur im kulturwissenschaftlichen Programm kritisch gegen Invisibilisierungen von Kontingenz in den Grundbegrifflichkeiten der modernen Geistes- und Sozialwissenschaften: gegen die scheinbare Eindeutigkeit der Unterscheidungen zwischen moderner und traditionaler Gesellschaft in der Soziologie, zwischen dem Eigenen und dem Fremden in der Ethnologie, dem Kontinuierlichen und dem Diskontinuierlichen in der Geschichtswissenschaft sowie zwischen Text und Kontext in der Literaturwissenschaft. Auf wissenschaftstheoretischer Ebene wurde zur Rationalitätssicherung in allen vier Disziplinen die Denkfigur des reinen Beobachters eingeführt und auf die vorgeblich kontextneutralen Methoden der wissenschaftlichen Praxis verwiesen, die den Status von wissenschaftlichen Aussagen als nichtkontingente, akulturelle und erfahrungsdeterminierte Produkte garantieren sollten (S. 37).

Der Ethnologe Hans Rudolf Wicker (2004) nimmt diese Theorie Turners auf und schreibt:

«Wie die Ethnologie nachgewiesen hat, werden in jenen liminalen [und liminoiden, A.d.V.] Räumen, die in Stammesgesellschaften mittels Ritualen und in modernen Gesellschaften mittels performativer Kunst – zum Beispiel durch Theater, Konzerte, Dichterlesungen, Karnevals – geschaffen werden, Gewissheiten aufgebrochen, festgefügte Bilder dekonstruiert und neu interpretiert sowie Symbole, Zeichen und Metaphern zerlegt und auch wieder neu gruppiert. Im liminalen Raum geschieht folglich all das, was banal mit Kreativität umschrieben wird.» (S. 4)

Mit der Schaffung der Jugendkultur «Rollatorz» haben die angehenden Animatorinnen und Animatoren Symbole und Zeichen umgedeutet; so wurde zum Beispiel aus dem «Rollatorz» durch eine Tanzeinlage ein trendiges Street-Art-Objekt. Wicker erwähnt in seinem Artikel weiter, dass Kunstschaffende und auch Zugewanderte (man könnte hier auch die Animatorinnen und Animatoren dazunehmen) sich oftmals in einer Art «Zwischenwelt» bewegen (müssen), in der jedoch der Erfolg nicht garantiert sei. Künstler werden als Wandernde zwischen Eigenem und Fremdem betrachtet. Analog zur Situation von Migrantinnen und Migranten findet ein Verlassen von Bekanntem und ein Aufgeben von Sicherheit statt. Die Existenz im liminalen Raum ist damit eine Art Aussenseiter/innen-Dasein. Wicker (2004) bemerkt zur Liminalität in der Migration:

«Ausdruck dieses Zustandes des Hin und Her [vor allem der ersten Generation, A.d.V.] ist die Verknüpfung von Kreativität und Hybridität. Ähnlich wie ein Künstler sich aus einem gegebenen Identitätsrahmen lösen muss, um sich kreativ dem Neuen zu öffnen, sind Migranten gezwungen, sich aus fest gefügten Identitäten und oft aus kulturellen Zwängen zu lösen, um sich im Gastland zurechtzufinden. Fast immer haben sie neue Sprachen – sowohl die gesprochene Sprache als auch Symbol- und Körpersprachen – zu erlernen, die es ihnen ermöglichen, sich in einem neuen gesellschaftlichen Umfeld zurechtzufinden und zu kommunizieren.» (S. 5)

Menschen mit Migrationshintergrund sind jedoch oftmals notgedrungen kreativ, während Künstler/innen diese Aussenseiter/innen-Existenz in der Regel freiwillig provozieren. Nach Wicker (2004) schaffen sich Migrantinnen und Migranten und Künstler/innen oft eigene Milieus, in denen gesellschaftliches Aussenseiterdasein mit Kreativität und Hybridität gekoppelt und *Communitas* in Form von Gemeinschaftsgefühlen erzeugt werden. Solchen *Communitas* begegnet die Öffentlichkeit oft mit Misstrauen, werden doch Menschen, die sich in liminalen Räumen aufhalten, verdächtigt, herrschende Strukturen in Frage zu stellen und «Normalität» zu gefährden. Die Bedrohung löst sich in dem Moment auf, wo die Menschen aus dem liminalen Raum heraustreten und Erfolge verzeichnen. Der/die Künstler/in, indem ihm/ihr die Anerkennung auf dem Kunstmarkt gewährt wird, der/die Migrant/in, indem ihm/ihr – ebenfalls in Form von Anerkennung – der Status eines vollwertigen Mitglieds der Gesellschaft zugestanden wird (S. 5). Dieser Status der Anerkennung kann jedoch (freiwillig oder unfreiwillig) schnell wieder in liminale Zustände übergehen. Für die Animation ist dieses Wissen über die Gesetzmässigkeiten von Kreativität von grosser Nützlichkeit.

An dieser Stelle wird kurz auf einen wissenschaftlichen Forschungsansatz verwiesen, der die dynamischen Entwicklungen vor allem auch in der Alltags- oder Populärkultur untersucht und dadurch für die Animation Einfluss erlangte.

Cultural Studies

Für die Soziokulturelle Animation sind Ansätze von Bedeutung, die anhand eines konkreten Beispiels aus der gesellschaftlichen Alltagspraxis – zum Beispiel der Beschäftigung mit einer Subkultur oder einem Objekt bzw. einem kulturellen Artefakt – dominante Ideologien, Orte des Widerstandes oder die produktive Aneignung potenziell mehrdeutiger Inhalte aufzeigen. Diese Differenzen zu thematisieren und zu analysieren ist eine der wichtigsten Aufgaben der «Kulturfor-schung». Die Cultural Studies haben als Grundparadigma die Beschäftigung mit der Populärkultur zu ihrem Ausgangspunkt für gesellschaftliche Forschungen gemacht. Die Aufwertung der Massen-/Alltagskultur gegenüber der Hochkultur, populär gegenüber elitär, *Mainstream* gegenüber Subkultur usw. sind Errungenschaften der Cultural Studies. In der heutigen Betrachtung von kulturellen Phänomenen einer Gesellschaft wird jedoch nicht mehr von einem Gegensatz zwischen Populärkultur und Hochkultur ausgegangen (vgl. wissens- und bedeutungsorientierter Kulturbegriff nach Reckwitz). Ein wichtiges Anliegen ist daher das Überwinden eines ideologisch voreingenommenen Blickes, um die neuen, dynamischen Entwicklungen im Kultursektor «übergreifender» zu beschreiben. Die Cultural Studies untersuchen jedoch nach wie vor einzelne kulturelle Erscheinungen auf ihren Zusammenhang mit sozialstrukturellen Merkmalen, wie beispielsweise Ethnie, Klasse, Schicht, Gender usw. beispielsweise interessieren in Cultural Studies

Nutzungen bzw. Repräsentationen des Handys (oder anderer Alltagsgegenstände wie Staubsauger, Krawatte oder Gemüseschäler) oder der Konsum von Fernsehsendungen (beispielsweise Repräsentationen in Kochsendungen oder einer Serie wie «Desperate Housewives», die in 130 Ländern ausgestrahlt und in den jeweiligen Ländern angepasst wird). Die Neuerfindungen oder Kombinationen von kulturellen und kompetitiven Anlässen in aller Welt (z.B. Poetry Slam oder «Total Recall»⁷) oder Erscheinungsformen von Werbung im Internet und anderswo können ebenfalls Forschungsthemen darstellen. Die Internationalisierung und Globalisierung der kulturellen Phänomene, vor allem auch durch das Internet (beispielsweise Youtube oder Facebook), ergeben immer wieder neue Forschungsschwerpunkte. (vgl. Kap. 2, H. Moser, S. 83)

Den Exkurs zur ersten Frage abschliessend, sei noch eine Definition von Kultur angefügt, die diese Herausforderung einer wissensorientierten Definition schon vor Jahren vorweggenommen hat. Sie stammt aus einem Referat der Volkskunde⁸ - Professorin Christine Burckhardt-Seebass (1999) für die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia:

«Schweizerische Kultur» oder besser: Kultur in der Schweiz ist kein «Apriori», nichts Organisches, sich von selbst «durch Natur» Ergebendes, sondern eine von Menschen immer neu geschaffene und veränderte Dingwelt und ein Bedeutungssystem, eine Vision auch von Sinn, Wert, Form, Nutzen des Schaffens und Handelns von Bevölkerungsgruppen und von Einzelnen. Kultur manifestiert sich jeweils als Konglomerat von Ungleichzeitigem, Ungleichartigem, ungleich Bewertetem, von Individuellem und Sozialem (also nicht nur Kunst, aber auch Kunst). Sie ist vielfältig und widersprüchlich, muss es sein (sonst würden wir in einer langfristigen geistigen Diktatur leben). Diese Einsicht in die Konstruktion und das jeweilige «Gemisch» kann die Diskussion befreien und versachlichen, aber auch anspornen.» (S. 1)

7 Zur Erklärung des Begriffs «Total Recall» vgl. Text von Annette Hug in diesem Band S. 218. Weitere Beispiele zu den Cultural Studies siehe auch im Buch von Heinz Moser, Emanuel Müller, Heinz Wettstein und Alex Willener (1999).

8 Heutzutage wird «Volkskunde» an der Universität Basel «empirische Kulturwissenschaft», an der Uni Zürich «populäre Kulturen» genannt.

Die Definition zeigt, wie die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Kultur die Debatte laufend neu anregt. Dieses «Anspornen» von Diskussionen zum Begriff «Kultur» ist auch für die Soziokulturelle Animation von grösster Relevanz.

2. Welche Einsichten können Animatorinnen und Animatoren aus Denken und Handeln von Kunstschaffenden gewinnen?

Um die obige Frage zu beantworten, wird hier zuerst ausführlicher diskutiert, was die Professionalisierung der beiden Berufsrichtungen Soziokulturelle Animation bzw. Kunst⁹ ausmacht. Es wird versucht, methodologische Unterschiede in der Vorgehensweise von Kulturschaffenden und Animatorinnen und Animatoren zu benennen, um Chancen und Risiken einer Zusammenarbeit von Animation und Kunstschaffenden aufzuzeigen¹⁰. Einführend eine Kurzbeschreibung zur Tätigkeit von Professionellen der Soziokulturellen Animation.

Animatorinnen und Animatoren sind allgemein gesprochen Expertinnen und Experten für die Konzeptionierung und Durchführung von sozialen Aktionen. Diese haben zum Ziel, eine Situation in eine bestimmte Richtung zu verändern. Animatorinnen und Animatoren verfügen einerseits über punktuelles theoretisches Wissen aus verschiedenen Wissenschaften wie Soziologie, Ethnologie, Psychologie, Pädagogik usw., und andererseits haben sie Kenntnisse über eine Vielfalt von Methoden (Projektmethodik, Kommunikationstechniken, Verhandlungsführung etc). Um erfolgreich zu intervenieren, besitzen sie ferner Fähigkeiten, sich den verschiedenen institutionellen, politischen und ökonomischen Verhältnissen, die Teile ihrer sozialen Aktionen ausmachen, anzupassen. Eine dieser Fähigkeiten ist, in verschiedenen sozialen Kontexten kreative Problemlösungen vorschlagen zu können. Sie verstehen es ausserdem, organisatorische Ungewissheiten für die Durchführung ihrer Aktion umfassend zu bewältigen.

Die Rollen, Aufgaben und Funktionen von Kunstschaffenden in der Gesellschaft werden nachfolgend nur gestreift. Soziologen, die die Kunstwelt als eigenständiges Teilsystem der Gesellschaft untersucht haben, stellten sich folgende Fragen: Wie funktioniert die Kunstwelt bzw. wie ist sie strukturiert? Welches sind die Akteure in diesem System? Wie sind die Interaktionen untereinander? Es ging ihnen

⁹ Es bleibt eine offene Frage, was in der Postmoderne konkret unter «Kunst» (die Begriffe «Design» und «Ästhetik» werden ebenfalls sehr unterschiedlich interpretiert) verstanden wird, zum Beispiel kann bei einem Werk nur das Konzept Kunst sein oder allenfalls nur die fotografische Dokumentation. Der Begriff «Kunst» enthält genauso «unscharfe Grenzen» und «Unübersichtlichkeiten» wie der Kulturbegriff, und es wird hier darauf verzichtet, weiterführende Definitionen von Kunst zu diskutieren. Die Sichtweise auf den Begriff «Kunst» muss aus dem jeweils spezifischen Kontext heraus gedeutet werden.

¹⁰ Dieser Punkt «Chancen und Risiken einer Zusammenarbeit von Animation und Kunst» wird auch in Fragestellung 3 in diesem Artikel aufgenommen.

darum, herauszufinden, was Kunstschaffende auszeichnet, wie sie leben, welche Identität sie aufbauen, wie sie produzieren, welche Methoden eingesetzt werden und ob die Arbeitsweisen mit andern Kunstschaffenden vergleichbar sind, welche Netzwerke Künstler/innen aufbauen, wie Werke rezensiert werden, wer Werke kauft usw. Es ist bemerkenswert, dass von der Wirtschaft die Tätigkeit von Kunstschaffenden als exemplarisches Modell des neuen Arbeiters «entdeckt» wurde. Flexible, innovative und kreative Produktionsformen wie Selbständigkeit und Arbeit als Freelancer/in, Teilzeitarbeit in andern Berufsfeldern usw., die für das ökonomische Überleben von Kunstschaffenden in den Sparten bildender und visueller Kunst, in Theater und Musik seit langer Zeit unabdingbar waren, wurden von der Wirtschaft als «modellhaft» übernommen und so zu dominanten Organisationsformen von Arbeit insgesamt.

Kunstrichtungen mit Relevanz für die Animation

Aus der Kunstgeschichte kennen wir eine unübersichtlich grosse Anzahl ästhetischer Bewegungen, die im Kunstsystem selbst teilweise sehr polarisiert wahrgenommen wurden und werden. Ein Ausdruck dieser Erschütterungen sind all die Stile und Künstler/innen in der Kunst des 20. Jahrhunderts, die sich explizit in ihrer Kunst mit Fragen der Auflösung von Kunstgattungen und Mediengrenzen sowie mit der aktiven Beteiligung des Publikums an künstlerischen oder sozialen Aktivitäten auseinandergesetzt haben. Es versteht sich von selbst, dass diese Formen von «partizipativer» Kunst vor allem in methodologischer Hinsicht von Interesse für die Animation sind. Ein Sammelbegriff für diese Formen des Kunstwissens ist seit den 60er-Jahren «Aktionskunst». Darunter versteht man Ereignisse, die sich nicht gegenständlich manifestierten – also nicht für das Museum bestimmt waren –, sondern ihre künstlerische Absicht in einem Geschehensablauf realisierten. Im Begriff eingeschlossen sind Happenings, die Fluxus-Bewegung¹¹, der sogenannte «Wiener Aktionismus»¹² oder Performanceveranstaltungen verschiedenster Art. Diese Bewegungen haben einander in verschiedensten Formen und Medien (Fotografie, Film, Malerei, Theater) befruchtet. Andere Strömungen aus den 60er-Jahren wie Concept-Art, Pop-Art oder Konkrete

11 Um 1960 entstand die internationale Kunstbewegung Fluxus. Aktionen standen im Zentrum, Musik und Sprache spielten dabei eine wesentliche Rolle. Fluxus wollte das Bewusstsein für die Ästhetik des Alltags schärfen. Das Flüchtige, Rasche, Beiläufige, Vergängliche der «Events» war kennzeichnend für Fluxus (vgl. Schneede, Uwe [2001]. *Die Geschichte der Kunst im 20. Jahrhundert*. München: Verlag C.H. Beck, S. 207).

12 In den Aufsehen erregenden, manches Tabu brechenden Aktionen von Wiener Künstlern wie Nitsch, Brus und Mühl wurde der Versuch unternommen, die Kunst ins Mythische und Sakrale zu heben. Man suchte spektakuläre Mittel, um Sensibilisierung und Erweiterung der Erlebnisfähigkeiten durch neue Formen der Handlungskünste zu erreichen (vgl. Schneede, Uwe [2001]. *Die Geschichte der Kunst im 20. Jahrhundert*. München: Verlag C.H. Beck, S. 210).

Kunst gewannen in diesem Kontext ebenfalls an Bedeutung. Installations- und Performancekünstler wie Joseph Beuys oder Marina Abramovic beeinflussen bis heute viele Menschen, da ihre radikal gestalterisch-politischen Arbeiten grundsätzliche Werte des Zusammenlebens in der Gesellschaft neu verhandelten. Zeitgenössische Künstler/innen, die mit ihrem «Werken» auch in den klassischen Feldern der Sozialen Arbeit aktiv geworden sind, stehen mindestens teilweise in der Tradition dieser avantgardistischen Bewegungen der 1960er-, 1970er- und teilweise auch der 1980er-Jahre. Es gibt «Kunstwerke», bei denen das Publikum und die Auftraggebenden am Kunstwerk teilnehmen oder direkt Teil von Kunst- und Gestaltungswerken werden, etwa in Arbeiten beispielsweise von Anne Lorenz, Stephan Willats, Thomas Hirschhorn, Pia Lanzlinger, Santiago Sierra, den Geschwistern Christine und Irene Hohenbüchler, Clegg & Guttmann oder der Wiener Gruppierung «Wochenklausur». Viele dieser Bewegungen und Künstler/innen sind international tätig, und es wurden «Werke» in Berlin, London, Wien, Hamburg, Amsterdam, Paris oder Detroit realisiert. An vielen Kunstbiennalen sind ebenfalls Arbeiten dieser Kunstrichtungen zu sehen. Bekanntere Projekte waren/sind beispielsweise in Zürich das Projekt FUGE (Zwischennutzung einer Wohnsiedlung durch Kunst und Kultur in der Grünau), das Projekt «Filiale micafil» (eine Kunstintervention auf Zeit in Zusammenarbeit mit dem Gemeinschaftszentrum Loogarten in Altstetten), das Projekt «RATS im Kulturmarkt» (ein Qualifizierungs- und Weiterbildungsprogramm für Stellensuchende mit Interesse am Kulturbereich im Kreis 3), die Kunstprojekte in der Hardau (vgl. Forschungsprojekt «Kunst und Öffentlichkeit» der HdK Zürich) oder Projekte im Rahmen von «Kunst am Bau», etwa in den Schulhäusern Albisriederplatz, Birch, Leutschenbach oder Milchbuck.

Diesen Bewegungen wurden in den letzten Jahren immer wieder neue Bezeichnungen gegeben, so verwendete man in der Kunstgeschichte die Bezeichnungen politische, partizipatorische oder integrative Kunst. Etwas übergreifender kategorisiert wurde von Kunst in nichtinstitutionellen Räumen oder Kunst im öffentlichen Raum, Kunst am Bau oder Kunst im öffentlichen Interesse¹³ gesprochen. Viele Darstellungen wurden/werden über Kongresse oder Publikationen bekannt gemacht. Aktuell wird oftmals der Begriff «Community Art»¹⁴ oder «integrative

13 In diese Aufzählung gehören auch kunstorientierte Projekte mit Behinderten wie den Musikern «Die Regierung» aus dem Toggenburg oder dem Theater «Hora» in Zürich. Galerien und Künstlerkollektive wie die «Shedhalle» in Zürich, «kasko» in Basel oder «progr» in Bern ermöglichten ebenfalls Experimente in dieser Kunstrichtung.

14 Community Art, auch «dialogical art» oder «community-based art» bezieht sich auf künstlerische Aktivitäten, die mit und in gemeinschaftlichen Zusammentreffen realisiert werden. Kunst im öffentlichen Raum umfasst eine Vielfalt von Ausdrucksformen, die die Auseinandersetzung mit dem Verständnis von Öffentlichkeit, Kunst und Raum ihrer jeweiligen Zeit suchen. Hier eine kleine Aus-

Kunst» verwendet, um gemeinschaftsbildende Aktivitäten und Kunst in einen Zusammenhang zu stellen.

Künstler/innen, die sich über ihre Aktivitäten im Feld des Sozialen einen Namen geschaffen haben, verwend(et)en wie erwähnt teilweise Methoden oder zeig(t)en Haltungen, die auch für die Animation von Bedeutung sind. Im Rahmen des Projekts BaBeL (ein gemeinsames Projekt der Teilschulen der Hochschule Luzern), einer interdisziplinären Quartierentwicklung in Luzern, hat beispielsweise die Kulturschaffende Nika Spalinger ihre Vorgehensweise beschrieben.

Wirkungsebenen von Kunst

Nika Spalinger (2007) führte im Rahmen von Kunstinterventionen im öffentlichen Raum im Projekt BaBeL Wirkungsebenen ein, die als Entscheidungsgrundlage bei der Wahl von künstlerischen Mitteln und Strategien hilfreich waren:

- Physiologische und emotionale Ebene: Kunst und Gestaltung werden als Vermittler von Wohlbefinden, Schönheit, Stimmung, Gefühl oder Atmosphäre erklärt.
- Soziale Ebene: Kunst und Gestaltung werden als Ausdrucks- und Kommunikationsmittel, als Vermittler von Differenz und Identität, von Werten und Haltungen gedeutet.
- Kognitive Ebene: Kunst und Gestaltung werden als Wissensvermittler und -generatoren verstanden.
- Politische Ebene: Kunst und Gestaltung werden als Repräsentant von Freiheit, von Werten, Positionen und Haltungen, als Anreger öffentlicher Diskussionen, aber auch als Manipulator, Alibi, Legitimation, Deckmäntelchen angesehen. (S. 135).

Alle vier oben genannten Ebenen können ins Spiel gebracht werden, wenn beispielsweise in einem Treffpunkt ein Kunstwerk konzipiert wird (Spalinger, 2007, S. 135). Für die Animation sind diese Ebenen ebenfalls fruchtbar, um konzeptionelle Schwerpunkte in Projekten zu setzen. Nach Willener (2007) sind vor allem die sogenannten «Autorenprojekte» von Animatorinnen und Animatoren mit ihrer relativ freien und kreativen Form mit dem Vorgehen aus Kunstkonzeptionen wie jener von Spalinger vergleichbar. Natürlich sollten dabei die Ideen direkt aus der Bevölkerung oder aus Basisorganisationen kommen, wenn im Idealfall in der Animation von einer Bottom-up-Logik ausgegangen wird. (S. 42)

wahl von Begriffen, die im Kunstsystem Eingang gefunden haben: Kunst im öffentlichen Interesse, Street Art, Interventionskunst, partizipatorische Kunst, Landart, Kontext-Kunst, Site-specific-Art, soziale Plastik, Dienstleistungskunst, New Genre, Public Art, Kunst am Bau, Minimal Art, integrative Kunst usw.

Methodisch unterschieden die Kunstschaffenden nach Spalinger im Projekt BaBeL vier Phasen, um künstlerische Interventionen (vorwiegend von Studierenden aus der Studienrichtung Kunst und Design der Hochschule Luzern) zu entwickeln, die kurzfristig und mit wenig finanziellen Mitteln realisiert werden konnten.

In der ersten Phase kam eine Methode der Ortserkundung zum Einsatz, ein von der Promenadologie nach Lucius Burckhardt (2006) und den Theorien der Situationisten (vgl. Guy Debord, 1968) inspiriertes, mit Methoden der Visualisierung und assoziativer Ideenfindungen angereichertes Vorgehen. Es nutzte den vorurteilslosen Blick von Ortsunkundigen sowie die aus Gruppenprozessen resultierende Ideenvielfalt für das Entwerfen erster spontaner Interventionsskizzen. In einer zweiten Phase wurden aufgrund der Ideenskizzen Kriterien für das weitere Vorgehen entwickelt. In der dritten Phase wurden alle zur Verfügung stehenden Informationen aus dem Quartierentwicklungsprozess – die auch die Wünsche und Vorschläge der Quartierbevölkerung enthielten – und weitere gezielte Recherchen in ausgewählte und weiterentwickelte Interventionsideen integriert. In der vierten Phase wurden diese individuell oder im Team unter Anleitung von Dozierenden der Hochschule Luzern im Quartier realisiert und anschliessend der Quartierbevölkerung an einer Vernissage, in den Medien und im Quartierblatt vorgestellt.

Über dieses Vorgehen entwickelten Kunstschaffende beispielsweise eine fussgängerfreundliche Gestaltung einer Bahnunterführung. Im Rahmen eines Wettbewerbs von Studierenden der Hochschule tauchten in einer gestalterischen Arbeit an Mauern und Betonflächen durch Reinigung erzeugte Formen auf oder es wurden in einer Autobahn-Fussgängerunterführung interaktive Beleuchtungskörper installiert (Spalinger, 2007, S.137–141).

Bei vielen Kunstinterventionen im öffentlichen Raum (Kunst am Bau, Kunst im öffentlichen Interesse) sind die Zielsetzungen in diesen unterschiedlichen Wirkungsebenen zu reflektieren. Bei interdisziplinär angelegten Kunstprojekten im öffentlichen Raum gilt es die unterschiedlichen Interessen und Sichtweisen der Beteiligten (Stadtbehörden, Raumplanung, Architektur, Kunst, Animation, Anwohnerschaft, Gewerbe und andere Nutzer/innen) in einen Dialog zu bringen. Welche «sinnliche Wahrnehmung» bzw. welche Ästhetik für welche Nutzer/innen sich am Ende durchsetzt, hängt von diesen komplexen Aushandlungsprozessen ab und ist von vielen personenbedingten «Zufälligkeiten» bzw. dem «Einfluss von Netzwerken» (beispielsweise der Besetzung einer Kunstkommission) begleitet. Es müsste jedoch breiter sichergestellt werden, dass in einem solchen Prozess anwaltschaftlich auch Anliegen von weniger privilegierten Nutzerinnen und Nutzern eines Stadtraums reflektiert und eingebracht werden könnten.

Bedeutung von Kunst für die Animation: Ästhetische Erfahrungen und kunstanaloge Praxis

Für die Praxis der Animation stellt das Wissen über kunstanaloge Prozesse und Vorgehensweisen einen wesentlichen Baustein ihres Selbstverständnisses dar. Kunst und Kunstwerke – wie immer man Kunst auch definiert – wirken generell auf einer tieferen Ebene und können nicht vollständig in Worte gefasst werden. Dass Kunst die Sinne anspricht und Gefühle auslöst, verleiht ihr eine enorme Kraft. Kulturschaffende können Meister/innen der Improvisation sein, die auch in schwierigsten Situationen noch kreative Lösungen finden, weil sie es gewohnt sind, sich in diesen «liminalen» Zwischenräumen geschickt zu bewegen. Die Mehrdeutigkeit von Kunstwerken fordert, mit allen Sinnen genau wahrzunehmen. Es gilt, über Phänomene nachzudenken, Deutungen abzuwägen, Interpretationen zu überprüfen und diese mit eigenem Wissen, eigenen Erfahrungen und Empfindungen zu verknüpfen. Erst wenn sinnliche Erfahrung *und* Reflexion explizit miteinander verbunden werden, verhält man sich ästhetisch und nicht nur sinnlich. Ästhetische Erfahrungen verändern die Sicht auf die Welt. Durch Irritation wird bisheriges Wissen in Frage gestellt. Dies kann zur Folge haben, dass gesicherte Annahmen über die Wirklichkeit revidiert werden.

Wie Wanzenried (2004) ausführt, sind die beiden Begriffe «Aisthesis» als sinnhafte und ganzheitliche Wahrnehmung und «Poiesis» als gestaltendes und formgebendes Schaffen aus dieser Sicht grundlegende Formen menschlichen Handelns. Jeder Mensch ist in diesem Sinne ein Künstler, in Übereinstimmung mit der berühmten Aussage Joseph Beuys'. Von diesem Verständnis her ist es evident, dass dem integrativen Gebrauch der Künste – dem Geschichtenerzählen und der Poesie, der Musik und dem Tanz, dem Theater und dem bildnerischen Gestalten – auch eine hohe bildende und heilende Wirkung zugeschrieben werden kann. Dies heisst nun keineswegs, jede Kinderzeichnung, jede Performance im Rahmen einer Ausbildungsgruppe oder jede Musikimprovisation sei ein für die Öffentlichkeit bestimmtes aufführungs- oder ausstellungswürdiges Kunstwerk. Pädagogisches und therapeutisches Handeln werden vielmehr als Formen einer kunstanalogen und kunstorientierten Praxis begriffen (S. 64).

Das kunstanaloge «Spielen» mit Kunst wird beispielsweise auch in Experimenten des «Playing-Arts»¹⁵-Konzeptes verfolgt. Benedikt Sturzenhecker und Christoph Riemer (2005) schreiben, dass «Playing Arts» eine Praxis sei, die davon ausgehe, dass man selber «spiele», selber eigene kreative Vorstellungen umsetze und diese dann auch für Kinder und Jugendliche in der Jugendarbeit eröffne. Annahme ist, dass nur, wer sich selbst in ästhetischem Spiel entwickelt und bildet, dies auch bei andern unterstützen kann (S. 9).

Kunstanaloge Haltungen

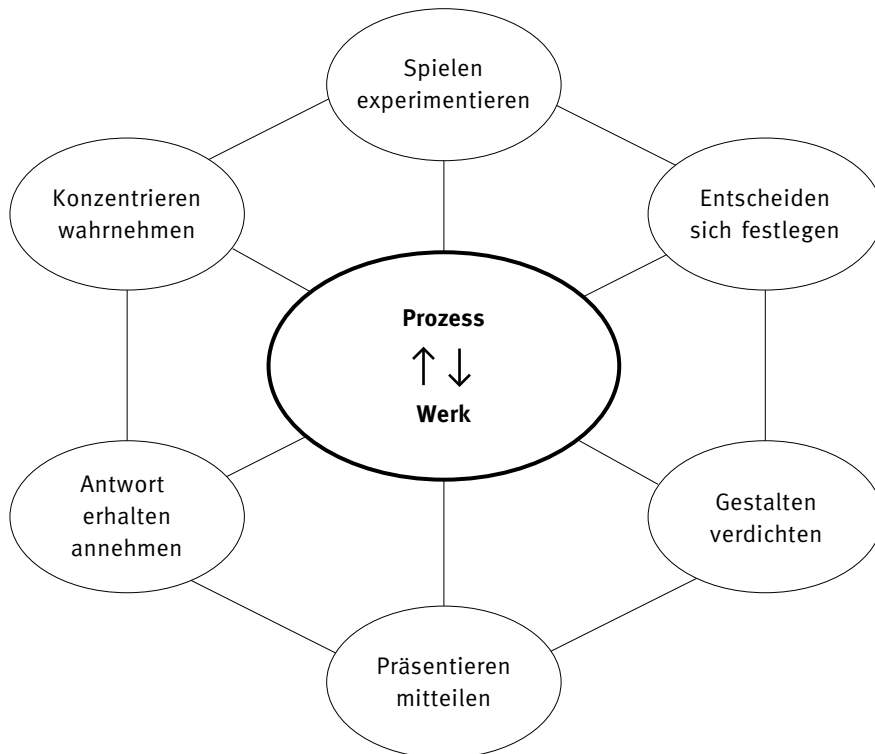
Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren mit entsprechendem gestalterischem oder performativem Hintergrund können die ästhetischen Erfahrungsprozesse ihrer Zielgruppen (Kinder und Jugendliche, Migrantinnen und Migranten, Menschen mit einer Behinderung usw.) in Projekten nachhaltig stärken. Auch hier gilt, dass nur, wer sich selbst in ästhetischem Spielen und Gestalten übt, dies auch bei andern wecken kann. Es besteht ansonsten die Gefahr, ausdrucksstarke Werke der erwähnten Gruppen bestenfalls als Entwicklungsschritte in Richtung «richtiges» Zeichnen oder Gestalten zu interpretieren und damit teilweise radikal zu entwerten. Es geht beispielsweise darum, den Kindern offene Fragen zu stellen (z.B. was befindet sich in diesem Stein?) und sie nicht dazu zu verleiten, vorgegebene oder vermeintlich «richtige», das heisst in der Regel gegenständliche Vorgaben zu erfüllen. Es gibt unzählige Methoden, um Sensibilisierungen für die Erscheinung (Form, Proportion, Farbe, Oberflächenstruktur), Funktion, Konstruktion, Materialbeschaffenheit oder die Fertigungsverfahren eines Objekts anzuregen. Animatorinnen und Animatoren können dieses Wissen von erfahrenen Kunstschaffenden in einem gemeinsamen Projekt einholen, sodass Zielgruppen die ästhetischen Erfahrungen möglichst umfassend und offen erleben können. Es ist dabei auch bedeutsam, «Werke» der Zielgruppen stimmungsvoll zu präsentieren. Es gilt dabei, in eine differenzierte Auseinandersetzung mit gestalterischen Elementen einzutauchen und sich von Fragestellungen zu ästhetischen Formen und Wahrnehmungen leiten zu lassen. Eine neugierige, aber auch kritische Haltung gegenüber Vorschlägen der Beteiligten befruchtet die Qualität der gemeinsamen Arbeit.

¹⁵ Für die Animation interessant sind Konzepte kultureller Bildung, die in der Ausbildung von Jugendarbeit in Deutschland entwickelt wurden. Die gemeinsamen Experimente und Auseinandersetzungen über Spiel, moderne Kunst, Theater und Pädagogik der Ausbildungsteilnehmenden kumulierten schliesslich im Begriff und Konzept von «Playing Arts». Benedikt Sturzenhecker und Christoph Riemer (2005) schreiben, dass «Playing Arts» versucht, möglichst weitgehend den Freiheitsanspruch umzusetzen, den Jugendarbeit, moderne Kunst und pädagogisch nicht funktionalisiertes Spiel gemeinsam haben (S. 7).

Ein «ästhetisches» Bewusstsein entwickelt sich – wie schon erwähnt – am nachhaltigsten anhand einer eigenen gestalterischen Auseinandersetzung. Es ist für Animatorinnen und Animatoren bei diesem Selbstprozess wichtig, eine kunstanaloge Haltung einzunehmen, in der die Imagination, das Experimentieren, das Forschen und das Gestalten grösstmöglichen Freiraum erhalten. Diese Haltung beinhaltet auch selbstkritische Elemente gegenüber dem eigenen gestalterischen Wirken. Spielt man mit «Kunst», lernt man eine bestimmte Art von «Dazwischen» kennen: Der Begriff des Spiels kann hierbei analog zur Anwendung in der Technik betrachtet werden. Ein Kolben hat und braucht Spiel im Zylinder, eine Lenkung hat Spiel usw. Spiel ist gerade das, was zwischen festen Abläufen liegt, ein offener und freier Zwischenraum. Ohne Spiel würde ein Kolben klemmen oder eine Lenkung überreagieren.

Weitere Einsichten für die Animation: kunstanaloges Lernen und «Basteln»

Aspekte und Phasen des kunstanalogen, intermodalen Lernens sind nach Wanzenried in folgendem Modell abgebildet (2004, S. 117):



Dieses Modell ist auch für die Animationspraxis interessant. Es wird dabei ein Weg von der ästhetischen Erfahrung bis zur Präsentation eines verbindlichen Werks eingeschlagen. Das dialogische Zusammenspiel zwischen prozessorientierten und werkorientierten Aspekten ist mit der Diskussion zwischen Prozess und Produkt in der soziokulturellen Projektarbeit zu vergleichen.

Beispielsweise wird in Projekten der Animation viel Gewicht auf das Konzept einer «offenen Bühne» gelegt. In diesem (methodisch kunstanalogen) Schritt geht man davon aus, dass über offene Rahmenbedingungen möglichst viele verschiedene Aktivitäten kurzfristig im Programm Aufnahme finden, die bei einem von aussen vorgegebenen Rahmen weniger Chancen für eine Berücksichtigung gefunden hätten. Dieses Konzept des «open house» oder «open café» wurde bereits Anfang der 1970er-Jahre von Künstlern wie Gordon Matta-Clark u.a. verwendet, um institutionellen Zwängen – zum Beispiel Museen – auszuweichen. Es sollten andere, experimentellere und improvisierte Formen der Zusammenarbeit mit der Bevölkerung praktiziert werden. Partizipative Kunstprojekte aus den 1980er-Jahren, wie zum Beispiel das Werk «offene Bibliothek» von Clegg & Guttmann, die im Freien für alle zugängliche Bibliotheksorte einrichteten, verwerteten diese Tradition der «offenen» Orte ebenfalls¹⁶.

In der Animation verweist der Begriff des «Bastelns» in eine ähnliche Richtung. Martin Kaltwasser und Volker Köbberling (2009), Künstler im Projekt «Filiale Micafil» in der Siedlung Micafil in Zürich Altstetten, schreiben zu ihrer Kunst und (soziokulturellen) Intervention im öffentlichen Raum:

«Unsere Arbeiten im städtischen Raum entsprechen eher dem Basteln als dem planvollen Bauen. (...) Es ist damit ein Prozess gemeint – ohne exakte Vorplanung, situationsbezogen und mit einer den Fundmaterialien entsprechenden Sensibilität. Dabei wechseln sich Teile, die mit grosser Genauigkeit ausgeführt sind, mit eher trashigen Bereichen ab. Durch Handwerklichkeit und sorgfältige Detailarbeit verwandeln wir vermeintlichen Müll in ästhetisch durchdachte, öffentlich nutzbare Objekte, die man auch als niederschwellige Angebote bezeichnen kann.» (S. 16)

¹⁶ Ein detaillierter Beschrieb des Projektes «offene Bibliothek» und weitere Beispiele sind im Buch von Marius Babias und Achim Könneke (1998) enthalten.

Diese Beschreibung des Bastelns entspricht zu grossen Teilen dem methodischen Vorgehen vieler Animatorinnen und Animatoren in der Praxis. Die «intermediären» oder «vorinstitutionellen» Kontexte, die in der Praxis der Animation eine so zentrale Rolle spielen, können aus dieser Perspektive neue methodische Handlungsoptionen erschliessen.

Das Spannungsfeld von Animation und Kunst

Die verschiedenen Positionen und Haltungen der Animation im Gegensatz zu Kunst und die unterschiedlichen Standpunkte und Zielsetzungen können zu Konflikten¹⁷ bzw. Unvereinbarkeiten führen. (vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 280) Die Animation will gesellschaftliche Relevanz für ein Projekt einfordern sowie partizipative Prozesse von Gruppen initiieren, während die Kunst anstrebt, einen Anspruch auf höchste künstlerische Qualität einzulösen sowie eine individuelle Autorschaft (auch aus ökonomischen Gründen) möglichst zu bewahren. Während die Animation einigermaßen klare Vorstellungen von der gesellschaftspolitischen Wirkung haben muss, die über ihre (Kultur-)Projekte gemäss ihrem institutionellen Auftrag erzielt werden soll, so weiss ein/e Künstler/in um die Unberechenbarkeit der Kunst. Deren Qualität besteht gerade darin, dass sie etwas Neues, noch nie Dagewesenes schafft, dessen Wirkung nicht im Vorherem abzuschätzen ist¹⁸. Das Selbstverständnis von Kunstschaffenden, sich nicht für nicht selbst gewählte Ziele instrumentalisieren zu lassen, das auf dem Anspruch beruht, autonom und aus einer individuellen und künstlerischen Notwendigkeit heraus Kunstwerke zu entwickeln, gerät mit der Auftragssituation, die zum Beispiel im Zusammenhang mit Kunst im öffentlichen Raum gegeben ist, in Widerspruch.

Ein formal konsequent ästhetisch denkender Künstler und Architekt wie etwa Peter Zumthor war und wäre wohl nie bereit, in seiner Baukunst aufgrund politischer (oder auch soziokultureller) «Sachzwänge» inhaltliche Kompromisse einzugehen. Kunstorientiertes Handeln folgt einer ästhetischen Gesetzmässigkeit, die nicht «verwässert» werden darf, um einer anderen, beispielsweise einer ökonomischen, zu gehorchen. So betrachtet ist die (eigene) Ästhetik für Künstler/innen nur sehr bedingt verhandelbar. Von Kunstschaffenden wird argumentiert,

¹⁷ Diese Spannungsfelder zwischen Kunst und Animation sind auch mit Konflikten zwischen Kunst und Kulturmanagement vergleichbar.

¹⁸ Künstler/innen-Gruppierungen, die mit ihren Kunstprojekten in sozialen Kontexten wirken, würden diese Ausführungen über die offene Zielsetzung ihrer Aktivitäten natürlich zurückweisen, beispielsweise die Gruppierung Wochenklausur aus Österreich will mir ihren Aktionen im öffentlichen Raum explizit erreichen, dass sich die Situation ausgegrenzter Gruppen nach ihrer Intervention verbessert.

dass sich Qualitätskriterien «professioneller» Kunst nicht mit Zielsetzungen von soziokulturellen Projekten vereinbaren lassen. Aus dieser kunstorientierten Sicht stellt die Kunst andere Fragen und hat andere Visionen, es wird eine andere methodische Auseinandersetzung angestrebt. Diese Konsequenz und Beharrlichkeit in der Ästhetik ist oftmals das Besondere von Kunst und Teil der Identität von Kunstschaffenden. Oftmals verbindet sich ein Name mit einem bestimmten künstlerischen Konzept. Diese spezielle Form von Identität birgt jedoch – kritisch betrachtet – auch die Gefahr, exzentrisches bzw. elitäres Verhalten zu fördern (vgl. kommende Fragestellung).

Gemäss dem Publizisten Hermann Glaser (2008) könnte man gegen diese konsequent ästhetische Position von Kunstschaffenden argumentieren, dass Soziokultur (nach Reckwitz in einem totalitätsorientierten Sinne verstanden) die Essenz von Kultur ausmacht. Kultur ohne Soziokultur sei dann sektoral, eine vom Wesentlichen entkernte Kultur (S. 50). Eine Kulturveranstaltung sollte – gemäss diesem gesellschaftspolitischen Verständnis – in der Tendenz immer möglichst viele soziokulturelle Elemente aufweisen, zum Beispiel eine gute Durchmischung der Generationen, der Geschlechter und/oder der Bildungsschichten sowohl im Publikum als auch bei den Akteuren auf den Bühnen. Diese soziologische Sichtweise teile ich in dieser Form nur bedingt. Kunstschaffende müssen in ihrer forschenden Arbeit die Freiheit haben, sich in ihrer Arbeit auch von formal-ästhetischen Anliegen leiten zu lassen. Natürlich ist es von Bedeutung und eine entscheidende Aufgabe von Animation (siehe dazu mehr in der kommenden Fragestellung), ausgegrenzten Bevölkerungsschichten Zugänge zu Kultur und Kunst zu ermöglichen. Kultur (und damit auch die Kunst) als gestalterische Kraft, die gerade in Prozessen gesellschaftlicher Transformation einen entscheidenden Faktor für die Identitätsstiftung und die kritische Auseinandersetzung mit einer sich rasch verändernden Realität darstellt, integriert verschiedenste Ansätze. Künstlerische Qualität und gesellschaftliche Relevanz sind nicht per se Gegensätze. Um in spezialisierten Bereichen von Animation *und* Kunst mit Gruppen aktiv zu werden, ist jedoch, neben Kenntnissen von soziologischen und ökonomischen Zusammenhängen, eine Auseinandersetzung und Wissen um ästhetische Gestaltungsformen und -prozesse angebracht.

Frage 3: Welche Bedeutung hat Kultur für die Prävention von sozialer Ausgrenzung?

Bereits Heinz Moser, Emanuel Müller, Heinz Wettstein und Alex Willener (1999) erwähnten, dass der Besitz von Kultur zum Mittel gesellschaftlicher Distinktion werde, zur Abgrenzung zwischen «unten» und «oben». Moser verweist auf Pierre

Bourdieu¹⁹ und dessen Unterscheidung von ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Kapitalien und dessen Konzept des «Habitus», um gesellschaftliche Machtverhältnisse abzubilden (S. 80–81). Aus diesen Forschungen liessen sich kulturelle Praktiken von diversen gesellschaftlichen Gruppen in Frankreich ableiten. Bourdieu (2001) hat beispielsweise die Verknüpfungen von kulturellen Praktiken mit Schulbildung bzw. Bildungsniveau untersucht und festgestellt, dass ein Museums- oder Theaterbesuch in der Regel das Privileg einer gebildeten Klasse darstellt (S. 46–47). Kulturelle Praktiken einer weniger gebildeten Klasse wurden entsprechend abgewertet. (vgl. Kap. 2, H. Moser, S. 80)

Praktiken zeigen Unterschiede auf und reproduzieren Hegemonien²⁰ zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Dies wird durchbrochen, wenn kulturelle Praktiken, die eigentlich einer bestimmten Lebenswelt zugeordnet werden, plötzlich in einem andern Kontext auftauchen. Durch das exponentielle Wachstum von kulturellen Praktiken in der Erlebnisgesellschaft und deren hybriden Gebrauch durch die Subjekte gibt es schichtübergreifende Praxen, die nicht mehr einfach in die Einteilung «oben» und «unten» passen. Oftmals entstehen neue Praktiken aus einer sozialen Bewegung heraus.

Die Kult-Dokumentation «Dogtown and Z-Boys» von Stacy Peralta (2001) über die Anfänge der 1970er-Skater-Bewegung in den USA zum Beispiel zeigt den Aufstieg von Exponenten einer Jugendbewegung exemplarisch auf. Die Praktik des Skatens hat diese Jugendlichen schnell reich gemacht und sie aus ihrer ursprünglichen, sozial benachteiligten Lebenswelt in eine andere geschleudert.

Um die Fragestellung «Welche Bedeutung hat Kultur für die Prävention von sozialer Ausgrenzung?» vor diesem Hintergrund rund um Ausschluss bzw. Einbezug von sozial benachteiligten Schichten in Kulturprojekten kritisch zu erörtern, verdienen zwei weitere Aspekte kultureller Praktiken in der modernen Konsumgesellschaft Bedeutung.

Erstens die Annahme, dass aus soziologischer Sicht nach Reckwitz (2006) ästhetische Bewegungen die Veränderungen der modernen Gesellschaft als Ganzes entscheidend mitgeprägt haben und dass die sogenannte «urban creative class»

19 Bourdieu (1992) hat Ungleichheiten in den Betrachtungsweisen der verschiedenen Lebensstile analysiert und in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen quantitative und qualitative Untersuchungen über die unterschiedlichen ästhetischen Wahrnehmungen bzw. über den Geschmack durchgeführt.

20 Unter «Hegemonie» versteht man die Vorherrschaft oder Überlegenheit einer Institution, eines Staates, einer Organisation oder eines ähnlichen Akteurs in politischer, militärischer, wirtschaftlicher, religiöser und/oder kultureller Hinsicht (Endruweit Günter und Trommsdorff Gisela [Hrsg.]. [2002] *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Lucius & Lucius UTB).

eine hegemoniale Dominanz über andere Gruppen innehat und zweitens, damit zusammenhängend, die Entwicklung der sogenannten «Kreativwirtschaft». Unter Kultur- oder Kreativwirtschaft versteht Philipp Klaus (2006) die kreativen Künste wie Musik, Theater, Tanz, Schriftstellerei, Malerei usw., einschliesslich neuerer Formen künstlerischer Praxis im Bereich Film, Video und Multimedia, Grafik usw. mit ihrer ökonomischen Dimension: Hier werden kulturelle Güter und Dienste als Waren produziert, vermarktet und an Konsumenten veräussert (S. 44).

Wie ästhetische Bewegungen die Gesellschaft verändern können

In einer Rezension des Buches «Das hybride Subjekt» von Reckwitz schreibt der Kunsthistoriker Jens Kastner (2006), dass gemäss Reckwitz von allen kulturellen Bewegungen – dazu gehören auch ethnische, religiöse und politische – nun gerade die ästhetischen Bewegungen besonders effektiv gewesen seien, wenn man ihr Potenzial zur Veränderung der modernen Kultur als Ganzes betrachtet. Bewegungen, die an den Übergängen zur bürgerlichen Moderne und schliesslich zur Postmoderne aktiv waren, sind laut Reckwitz die Romantik, die Avantgarden und schliesslich die postmoderne Kunst und Gegenkultur.

Die besondere Bedeutung der ästhetischen Bewegungen liegt darin, dass sie gerade nicht nur auf die Kunst zielen, sondern versuchen, «dem Subjekt als radikal modernem die Struktur ästhetischer Subjektivität anzutrainieren»²¹. Es sind hier vor allem kulturelle Praktiken einer bestimmten sozialen Trägerschaft und Milieuformation, der sogenannten «urban creative class», angesprochen. Die ästhetischen Bewegungen hätten nicht nur neue Codes entwickelt, sondern auch versucht, diese in der Praxis umzusetzen. Und zwar auf allen drei Ebenen, auf denen es laut Reckwitz um die Herstellung von Subjekten geht:

«Praktiken der Arbeit, die zum grossen Teil in solche der Kreativproduktion überführt werden, Praktiken der intimen Beziehungen, die sich von der bürgerlichen Familie entfernen, sowie Technologien des Selbst, die offensiv wahrnehmungs- und erlebnisorientiert sind.» (2006, S. 1–2)

Reckwitz begreift nach Kastner (2006) die postmoderne Kunst als Trainingsfeld einer sich in ihrer Folge durchsetzenden neuen, konsumorientierten Subjektform. Das Training habe darin bestanden, alle Personen und Gegenstände aus ihrem Verwertungs- und Handlungszusammenhang zu lösen und «als spektakuläre äs-

²¹ Reckwitz (2008) beschreibt fünf Eigenschaftsbündel, die ästhetische Praktiken und Subjektivierungsweisen von jenen nicht-ästhetischen Eigenschaften unterscheiden und die sich auch miteinander kombinieren lassen: sinnliche Wahrnehmung/Erleben versus zweckrationales Handeln, kreative Gestaltung versus reguliertes Handeln, Affektivität versus Rationalität, Semiotisierung versus Realismus, Ontologie des Spiels versus Ontologie der Ordnung (S. 267).

thetische Objekte zu behandeln». Mit dieser neuen Verwendung sei neuer Sinn gestiftet und vor allem intensiveres Erleben, sprich Vergnügen hergestellt worden. Die moderne Kunst habe also mit ihrem Angriff auf die «Angestelltengesellschaft» das «Kreativsubjekt der Postmoderne» vorbereitet.

Diese konsumorientierte und hegemoniale «urban creative class», auf die sich Reckwitz implizit bezieht, hat finanziell und bildungsbedingt fundamental andere Voraussetzungen als sozial ausgegrenzte Gruppen. Auch die Kreativwirtschaft richtet sich in erster Linie an Konsumenten aus der «urban creative class». Zur Beantwortung der hier gestellten Frage lohnt es sich, einige Angaben zur Kreativwirtschaft in Grundzügen vorzustellen.

Die Entwicklung der Kultur- oder Kreativwirtschaft

Seit den 1980er-Jahren ist eine eigentliche Kultur- oder Kreativwirtschaft entstanden. Die Kulturwirtschaft ist eine bedeutende Wachstumsbranche – immer mehr Menschen finden Beschäftigung in den verschiedenen kulturell geprägten Feldern. Die gegenseitige Abhängigkeit von Ökonomie und Kultur in der Kreativwirtschaft bezeichnet Philipp Klaus²² (2006) als Ökonomisierungsprozesse in der Kultur und Prozesse der Kulturalisierung in der Ökonomie (S. 13). Die Kulturunternehmungen bestehen zum Grossteil aus Einzelunternehmern oder Kleinstbetrieben, die in der Regel einen eher niedrigen Verdienst generieren. Trotzdem wählen laut Birgit Mandel (2007) viele gut ausgebildete Menschen diese Berufsrichtung, da Selbständigkeit, sein eigener Chef zu sein und flexibel arbeiten zu können sowie eine eigene Geschäftsidee umzusetzen vielen sinnstiftend und motivierend scheint (S. 73).

Produkte und Dienstleistungen aus der Kreativwirtschaft weisen oft innovative Merkmale auf. Kulturelle Innovation hat nach Klaus mit Zeichen zu tun, die gesellschaftliche Zuordnungen ermöglichen und auch Distinktionsmerkmale hervorbringen. Sie entstehen in Freiräumen, Szenen und werden zu Moden – von

22 Philipp Klaus hat kreative und innovative Kleinstunternehmen in der Stadt Zürich untersucht und zahlreiche Interviews durchgeführt. Quartiere, in denen diese Unternehmungen der Kreativwirtschaft ihre Wirkungsstätten haben, können nach Klaus besonders aufschlussreich untersucht werden. Sie lassen sich auch im Zusammenhang mit Forschungsansätzen wie jenem der Milieus Innovateurs oder der Cluster-Ansätze beschreiben und vergleichen, die im Standortwettbewerb der Städte untereinander einen entscheidenden (volkswirtschaftlichen) Nutzen aufweisen. Die Bildung von Clustern, wo branchenintern und -extern Know-how ausgetauscht werden kann, ist mit der Implementierung von Gründerzentren zu einer wirtschaftspolitischen Aufgabe im Rahmen von Stadtentwicklungsprojekten geworden und entspricht damit einer Strategie zur Förderung von Milieus Innovateurs (Groupe de Recherche sur les Milieus Innovateurs en Europe).

der Subkultur zum Mainstream: Absatzmärkte entstehen zuerst in den Städten, da die Produkte zur Avantgarde gehören und als Erstes nur im kleinen Kreis städtischer Szenen erworben werden, bis sie allenfalls zum trendigen Massenprodukt werden. Accessoires vermitteln somit Zugehörigkeit; oft sind es Dinge, die andernorts nicht oder noch nicht getragen werden; genau dies zeichnet kulturelle Innovation und Avantgarde im Bereich der Kulturwirtschaft aus (2006, S.195–199).

Die Bedeutung der Kultur für die Entschärfung von sozialer Ausgrenzung

Aufgrund der oben erwähnten soziologischen Analyse und deren Annahmen zu den hegemonialen Praktiken der «urban creative class» nach Reckwitz sowie der Beobachtungen zur Kreativwirtschaft stellt sich die Frage, ob bzw. *wie* sozial schwächere Menschen in kulturelle Aktivitäten involviert bzw. integriert werden können. Es muss auch gefragt werden, welche kulturellen Praktiken sozial ausgegrenzte Menschen für sich selbst vielleicht bereits entwickelt haben. Die allgemeine Bedeutung von Kultur für die Förderung von sozialen Integrationsprozessen wurde in der Kulturpolitik der Europäischen Union (EU) erkannt. Der Zugang zu Kultur für ärmere Schichten ist gemäss einer Studie des Centre for Public Policy an der Northumbria University in Newcastle (2005) für die EU seit Jahren ein wichtiges Thema. Die Studie hat Kulturprogramme²³ und Kulturpolitiken der EU in acht Mitgliedstaaten (Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Italien, Schweden, Spanien und England) analysiert, die zur Prävention und Milderung von Armut und sozialer Ausgrenzung beitragen sollen. Im Folgenden eine Zusammenfassung der Inhalte der Untersuchung.

Drei Gruppen gelten als besonders gefährdet: zunächst die wirtschaftlich Benachteiligten, die nicht über die finanziellen oder sozialen Mittel verfügen, um an kulturellen Aktivitäten teilzunehmen (dazu gehören insbesondere Langzeitarbeitslose und junge Menschen ohne Beschäftigung, sozial schwache ältere Menschen und mittellose Familien), zweitens Flüchtlinge und Migrantinnen und Migranten und drittens Menschen mit Behinderungen. Soziale Notlagen, Misserfolgserlebnisse und Handicaps bewirken, dass sie in ihren Ausdrucksmöglichkeiten beschnitten werden. Ein Ziel von Kulturprojekten bzw. künstlerischen Tätigkeiten kann sein, solche Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen. Kunstprojekte haben aus dieser Sicht den Zweck, für die Teilnehmenden eine Art «Schutzraum für Ausdrucksmöglichkeiten» zur Verfügung zu stellen. Gemäss der Studie gibt es verschiedene Möglichkeiten, wie die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten und

²³ Kultur und Kunst werden in diesem Alltagsverständnis innerhalb der Studie annähernd synonym verwendet.

soziale Integration gefördert werden könnten. Dazu gehören folgende Absichtserklärungen in den Kulturprogrammen und Kulturpolitiken:

- Die Förderung eines breiteren Zugangs zu Einrichtungen des nationalen Kulturerbes und zu kulturellen Angeboten (insbesondere Theater, Museen und Oper)
- Die Unterstützung der Teilnahme an kulturellen Aktivitäten, die sich auf bestimmte Gemeinschaften stützen.
Dazu gehören Projekte, die
 - die kulturelle Vielfalt begrüßen, das Verständnis und die Toleranz gegenüber anderen Kulturen erhöhen und die Teilnahme ethnischer Minderheiten fördern, um ihre Integration in die Gesellschaft voranzubringen;
 - den Zugang behinderter Menschen zu kulturellen Dienstleistungen, Aktivitäten und Projekten, die behinderte Menschen für Beschäftigung im Kreativsektor ausbilden, verbessern;
 - kulturelle Aktivitäten nutzen, um schwer erreichbare und verletzte Gruppen zu erreichen und um soziale Probleme wie Alkoholismus, Kriminalität und Drogenmissbrauch anzugehen.
- Die Unterstützung und Entwicklung von kulturellen Aktivitäten in Schulen
Die Bildungspolitik sollte die Teilnahme an Literatur, Musik, Theater, Tanz und bildender Kunst, Kunsthandwerk usw. fördern. Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl können so gestärkt werden und junge Menschen können auf diese Weise ihr Kulturerbe pflegen und zugleich von anderen Kulturen lernen.
- Einen breiteren Zugang zum Internet und zur Nutzung von Bibliotheken zur Verfügung stellen
Flüchtlinge oder Immigranten und Immigrantinnen darin bestärken, ihre eigene Kultur zu wahren und zugleich an kulturellen Aktivitäten des Gastlandes teilzunehmen, um ihre Integration zu fördern.
- Alle Länder betrachten das Erlernen der einheimischen Sprache und anderer sozialer Fertigkeiten durch Immigranten und Immigrantinnen als notwendige Voraussetzung, um Arbeit zu finden und am Leben ihrer Gemeinschaft teilzunehmen.
Hand in Hand mit Unterrichtsprojekten, die über die Kultur des Gastlandes informieren, kann somit die soziale Ausgrenzung dieser Gruppen oftmals vermieden werden. Solche Projekte zielen darauf ab, Toleranz, Respekt und Verständnis gegenüber Minderheiten zu fördern (Europäische Gemeinschaft, 2005, S. 1–3).

Zusammenfassend geht es bei diesen Präventionsanliegen um die Entwicklung von Fähigkeiten und Selbstvertrauen, die Förderung des Selbstwertgefühls und der Identität, die Überwindung von kulturellen Unterschieden und Diskriminierung,

die Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten, die Erleichterung des Zugangs zu Informationen und Dienstleistungen und um die Förderung der sozialen Integration. (vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 176) Die Studie berücksichtigt jedoch in keiner Weise soziologische Argumente, die Fragestellungen hegemonialer Praktiken beschreiben oder auf Voraussetzungen für eine unternehmerische Tätigkeit in der Kreativwirtschaft hinweisen. Methodische Fragestellungen zu Interventionen werden in dieser Studie ebenfalls nicht erläutert.

Tom Borrup (2006) verweist im Buch «The Creative Community Builder's Handbook» auf eine ähnlich gelagerte Studie zu Quartieren in Chicago, die ebenfalls die sozialen und ökonomischen Auswirkungen rund um kulturelle Veranstaltungen untersuchte. Borrup schreibt:

«This Chicago study concluded that the presence and work of small cultural groups promote neighbourhood stability, enable a sense of belonging, create productive uses of underutilized spaces, create links to non local resources, provide space for cross-cultural dialogue, and provide a safe haven and opportunities to learn new skills. It also found that these arts programs engage neighbours in creative problem solving, engage youth as citizens, develop leadership and decision-making skills, build cultural identities and positive relationships among neighbourhood groups, build knowledge across cultural boundaries, and build understanding and engagement in democratic processes.» (S. 12)

Absichtserklärungen bzw. Forschungsergebnisse wie diese haben in vielen Ländern zu einer eigentlichen Bewegung hin zur Förderung von «Kunst im öffentlichen Raum» oder «Kunst im sozialen Kontext» oder «New Genre Public Art» geführt. (vgl. Kap. 8, B. Emmenegger, S. 336)

Offen bleibt die Frage der Qualität der diversen Umsetzungen bzw. die methodische Herangehensweise aufgrund der sozialen, räumlichen und finanziellen Ausgangslagen in den Quartieren bzw. Städten. Eine Situationsanalyse in einem Quartier sollte auch kulturelle Praktiken von Quartierbewohnern und Quartierbewohnerinnen einbeziehen und methodisch fundiert durchgeführt werden. Auswirkung eines Kunstprojektes auf die Entschärfung von Armut in einem Quartier kann kaum nachhaltig verankert werden, wenn nicht auch mit den Zielgruppen über ihre Vorstellungen von Ästhetik diskutiert wird. Nicht jede Kunstinstallation muss für eine Ewigkeit bestehen, es gibt viele Projekte, die einen temporär befristeten Impuls beabsichtigen. Ferner müssten für die Bekämpfung von Armut

begleitend weitere strukturelle Massnahmen eingeleitet werden, Kunstprojekte könnten allenfalls umfassende Entwicklungsprozesse begünstigen.

Philipp Rode und Bettina Wanschura (2009) erwähnen in ihrer Studie «Kunst macht Stadt» über Kunstprojekte in Wien, dass Kunstprojekte nicht per se Integrationsprojekte für sozial schwächere Gruppen sind:

«In den untersuchten Fallbeispielen zeigt sich, dass die direkte Einbeziehung von migrantischen Gruppen und der ansässigen Quartierbevölkerung als Schwachpunkte zu bezeichnen sind. Zur Bearbeitung dieser Problemlage erscheinen die Fragen nach der Einbeziehung der community leaders und verschiedener Zielgruppen zentral.» (S. 173)

Rode und Wanschura betonen, dass diese «community leaders» über lokale Diskurse Bescheid wissen und auch die Rolle von Türöffnern spielen können. Gerade bei der Erschliessung von weniger gut zugänglichen Netzwerken spielen solche Türöffner/innen eine wesentliche Rolle in Kunst- und Kulturprojekten, wenn die soziale Vernetzung in partizipativ angelegten Projekten gefördert werden soll. In vielen Projekten arbeiten Kunstschaaffende ohne unmittelbaren Quartierbezug mit, sodass die Aussensicht noch verstärkt wird. Aus diesem Spannungsfeld – oszillierend zwischen innen und aussen – speist sich das fruchtbare Potenzial künstlerischer Beteiligung (S. 174).

Diese Türöffnerfunktion und Multiplikatorenrolle zur Erreichung verschiedener Zielgruppen können Animatorinnen und Animatoren, die vor Ort teilweise auch eine Funktion analog eines «community leader» innehaben, vermehrt übernehmen, damit Kultur- und Kunstprogramme weitere Bevölkerungsgruppen tatsächlich erreichen und nicht nur Absichtserklärungen darstellen.

Der/die Animator/in als Türöffner in kunstanalogen Prozessen

Animatorinnen und Animatoren, die Kulturprojekte mit marginalisierten Gruppen durchführen möchten, müssen sich der Ambivalenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit bewusst sein. Wenn zum Beispiel Jugendliche aus bestimmten Milieus mit Animatorinnen und Animatoren und Kunstschaaffenden an einem kulturellen Anlass partizipieren sollen, ist gegenseitiges Vertrauen zwischen den Professionellen der Animation und den Jugendlichen Voraussetzung. Damit die vorhandenen Ressourcen, Begabungen und Talente gefördert werden können, braucht

es zuerst ein Interesse und Neugier für ein bestimmtes Medium oder eine künstlerische Form seitens der Jugendlichen. Es zahlt sich aus, durch kleine, unspektakuläre Vorprojekte erste (thematische) Einsichten zu gewinnen, um später beispielsweise eine grössere Fotoausstellung zu realisieren oder im öffentlichen Raum eine Tanz- oder Musikperformance aufzuführen. Bei vielen kulturellen Projekten macht es Sinn, eine geeignete Fachperson aus dem Kulturbereich beizuziehen.

Es ist für Jugendliche oder auch für Menschen mit Behinderung zudem oftmals anspruchsvoll, sich zu artikulieren oder ihren Themen symbolische Bedeutung zu geben. Viele sind sich ihrer «Kunstbiografie» (z.B. ihres langjährigen Musik- oder Filmkonsums oder ihrer Lesegewohnheiten) oder ihrer «Themen» wenig bewusst und fühlen sich entsprechend unsicher, sich auf diese für sie ungewohnte Art von Kommunikation einzulassen. Lebendige kulturelle Praktiken – zum Beispiel von Jugendlichen – beeinflussen sich jedoch gegenseitig und haben auch anspornende Wirkung.

Die sogenannte «Jugo-Sprache» beispielsweise in den Youtube-Pingu- oder Spongetrim-Filmchen (z.B. Spongetrim Budalkopf) verweisen auf die hybride Praxis in Jugendkulturen²⁴, in denen neue, unerwartete Kombinationen gewagt werden (vgl. auch fiktives Beispiel von «Rollatorz» in diesem Artikel). Selbst kommerzielle Kulturangebote können kreativ «angereichert» oder «neu erfunden» werden (vgl. weitere Kulturbeispiele im Kap. 5, A. Hug, S. 217). Animatorinnen und Animatoren sollten bei Praxen ihrer Zielgruppen dort anknüpfen, da bereits Motivation vorhanden ist. Ein Mitmachzirkus für Kinder, eine Hörzeitung für Blinde und Sehbehinderte (von Jugendlichen produziert), Erinnerungsbücher für ältere Menschen, Fernsehen für Menschen mit Behinderung, Workshops zu Graffiti, Street Art, Airbrush, Hip-Hop/Rap, urbane Tanzstile, verschiedene Musikgenres (von Reggae bis zu elektronischer Musik), Flashmobs usw. für Jugendliche können kreative Resultate zeitigen und vielfach kombiniert werden. Wie erwähnt sind die Möglichkeiten rund um kunstanaloge Vorgehensweisen beinahe unerschöpflich.

Professionelle der Soziokulturellen Animation müssen sich der Gefahr bewusst sein, dass kulturelle Praktiken einer «Elite» (vgl. «urban creative class» bzw. Kreativwirtschaft) die soziale Ausgrenzung verschärfen können. Der Einbezug von

24 Das Berliner Archiv der Jugendkulturen – als bisher einzige Einrichtung dieser Art in Europa – sammelt authentische Zeugnisse aus den Jugendkulturen (Fanzines, Flyer, Musik usw.), aber auch wissenschaftliche Arbeiten oder Medienberichte und stellt diese der Öffentlichkeit kostenlos zur Verfügung (siehe auch www.jugendkulturen.de).

Künstlern und Künstlerinnen in Animationsprojekte macht in vielen Fällen Sinn, muss jedoch konzeptionell und methodisch abgestützt sein. Kulturelle Praktiken von sozial ausgegrenzten Menschen müssen konstruktiv gewürdigt werden. In der ästhetischen Wahrnehmung einer «Elite» finden Kulturprojekte, die gleichzeitig soziale *und* künstlerische Zielsetzungen anstreben, weniger Aufmerksamkeit als Projekte mit Produkten, die auch ökonomisch «verwertbar» sind. Dennoch gibt es viele Kulturschaffende, die sich in ihren Produkten mit sozialen Brennpunkten kritisch auseinandersetzen. Für die Profession der Animation können diese Kreationen entscheidende Argumente und geistige Pflege dessen darstellen, was auf dem Boden des Zusammenlebens das höchste Ziel sein könnte, letztlich Gerechtigkeit im vielseitigen Wohlbefinden.

Fazit und Ausblick

Die Ergebnisse aus den Überlegungen zu den drei Fragestellungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Der Kulturbegriff wird allgemein sehr unterschiedlich gedeutet und interpretiert. Diese Offenheit und Gleichzeitigkeit von Kulturdeutungen fordert heraus, bietet jedoch eine Chance, das Potenzial der multiplen Lesarten zu erkennen und mit den «Überschneidungen» bzw. «Unschärfen» zu spielen. Diese Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit «Kultur» (und Kunst), dieses Ringen um Verstehen, führt in der Regel zu neuen und manchmal verblüffenden Zusammenhängen bzw. Erkenntnissen.
- Kunstanaloges Denken und Handeln aus der zweiten Fragestellung kann für die Soziokulturelle Animation eine Art Leitfaden darstellen, um beispielsweise Projekte zu entwickeln. Kulturelle Projekte haben unter anderem die Absicht, das Selbstwertgefühl und das Selbstvertrauen der Zielgruppen zu fördern. Kunstanaloge Methoden weisen zudem das Potenzial auf, Aufgaben spielerisch und humorvoll anzugehen. Unterschiede und Spannungsfelder von Kunst und Animation müssen jedoch bereits zu Beginn einer möglichen Zusammenarbeit offen diskutiert werden.
- Die intensivierete Zusammenarbeit von Ökonomie und Kultur/Design seit den 1980er-Jahren hat das Entstehen bzw. den Ausbau der Kreativwirtschaft unterstützt. Da Kunst und Design Distinktion und Ausgrenzung fördern können, ist es wichtig, diese Mechanismen aufmerksam zu analysieren und entsprechende Gegenstrategien zu entwickeln, wenn Kultur als Mittel gegen soziale Ausgrenzung eingesetzt werden soll. Animatorinnen und Animatoren können in Kulturprojekten die Rolle als Türöffner zu weniger zugänglichen Netzwerken spielen.

Es lässt sich zum Abschluss zusammenfassend feststellen, dass Verbindungen bzw. Projekte zwischen Animation und Kultur/Kunst bis anhin wenig systematisch untersucht wurden. Zurzeit gibt es jedoch gleich mehrere Forschungsinitiativen im In- und Ausland, die genau diese methodologischen Gemeinsamkeiten bzw. Differenzen von Animation und Kunst in den Fokus ihrer Untersuchungen gestellt haben. Sie gehen damit der Frage nach, welche Rahmenfaktoren Kunst und Kultur auf die Quartierentwicklungen bzw. auf die Zusammensetzung einer Quartierstruktur bedingen. Es wird nun interessant zu beobachten, welche Ergebnisse aus diesen Forschungen resultieren und wie und ob sie sich wiederum auf gemeinsame Projekte von Animation und Kultur/Kunst auswirken werden. Die Einsicht in die Konstruktion der Begriffe «Kunst» und «Kultur» und der Einblick in das jeweilige «Gemisch» von widersprüchlichen kulturellen Praktiken kann eine Diskussion sinnvoll versachlichen, vor allem aber auch entscheidend ankurbeln.

Literatur

- Berger, John* (2000). *Das Kunstwerk*. Berlin: Wagenbach.
- Babias, Marius & Könneke, Achim* (Hrsg.). (1998). *Die Kunst des Öffentlichen. Projekte/Ideen/Stadtplanungsprozesse im politischen/sozialen/öffentlichen Raum*. Amsterdam/Dresden: Verlag der Kunst.
- Borrup, Tom* (2006). *The Creative Community Builder's Handbook*. Saint Paul: Fielstone Alliance Publishing Center.
- Bourdieu, Pierre* (2001). *Wie die Kultur zum Bauern kommt*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, Pierre* (1987). *Die feinen Unterschiede*. Berlin: Suhrkamp.
- Burckhardt, Lucius* (2006). *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Kassel: Martin Schmitz Verlag.
- Debord, Guy* (1967). *Die Gesellschaft des Spektakels*. Hamburg: Nautilus.
- Gillet, Jean-Claude* (1998). *Animation. Der Sinn der Aktion*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Gottschalk Ingrid & Klein, Armin* (Hrsg.). (2004). *Kulturökonomik. Kompendium Kulturmanagement*. München: Verlag Franz Vahlen.
- Hiebinger, Irene* (2008). *Künstlerische Aktivitäten im Kontext Sozialer Arbeit*. Linz: edition pro mente.
- Klaus, Philipp* (2006). *Stadt, Kultur, Innovation. Kulturwirtschaft und kreative innovative Kleinunternehmen in der Stadt Zürich*. Zürich: Seismo Verlag.
- Kravagna, Christian* (1998). *Die Kunst des Öffentlichen. Arbeit an der Gemeinschaft*. In Marius Babias & Achim Könneke (Hrsg.), *Die Kunst des Öffentlichen*. Amsterdam/Dresden: Verlag der Kunst.
- Mandel, Birgit* (2007). *Die neuen Kulturunternehmer. Ihre Motive, Visionen und Erfolgsstrategien*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Moebius, Stephan & Quadflieg, Dirk* (2006). *Kultur. Theorien der Gegenwart*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Moser, Heinz; Müller, Emanuel; Wettstein, Heinz & Willener, Alex* (1999). *Soziokulturelle Animation, Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Reckwitz, Andreas* (2000). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas* (2006). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas* (2008). *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Rode, Philipp & Wanschura, Bettina* (2009). *Kunst macht Stadt*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Spalinger, Nika* (2008). In: Willener et al. (Hrsg.) (2008). *Projekt BaBeL: Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund. Einsichten – Ergebnisse – Erkenntnisse*. Luzern: interact.
- Sturzenhecker, Benedikt & Riemer, Christoph* (Hrsg.). (2005). *Playing Arts. Impulse ästhetischer Bildung für die Jugendarbeit*. Weinheim und München: Juventa.
- Turner, Victor W.* (1982). *From Ritual to Theatre: The Human Seriousness of Play*. New York: Performing Arts Journal Publications.

Wanzenried, Peter (2004). Unterrichten als Kunst. Bausteine zu einer ästhetisch-konstruktivistischen Didaktik. Zürich: Verlag Pestalozzianum.

Wicker, Hans-Rudolf (2004). Der liminale Raum. *Passagen*, 2004 (Nr. 1), S. 2–6.

Willener, Alex (2007). *Integrale Projektmethodik*. Luzern: Interact.

Zeitschriften/Internet

Glaser, Hermann (2008). Soziokultur und Kultur. *Kulturpolitische Mitteilungen*, 2008 (Nr. 121), S. 50–52.

Europäische Gemeinschaften (2005). Die Bedeutung der Kultur für die Prävention und Milderung von Armut und sozialer Ausgrenzung. Gefunden am 7. Juli 2009, unter http://europa.eu.int/comm/employment_social/social_inclusion/studies_de.htm

Kastner, Jens (2006). Sind die KünstlerInnen an allem schuld? Gefunden am 5. August 2009 unter http://www.jenspetzkastner.de/reckwitz_subjekt.html

Kofmehl, Pipo (2009, 1. März). Neuster Trend: die Rollatorz. *Sonntagszeitung*, S. 68.

Pro Juventute Zürcher Gemeinschaftszentren (2009). Kunst und Soziokultur «Filiale Micafil».





7 *Gabi Hangartner*

Ein Handlungsmodell für die Soziokulturelle Animation zur Orientierung für die Arbeit in der Zwischenposition



«Die Gegenwart anderer, die sehen, was wir sehen, und hören, was wir hören, versichert uns der Realität der Welt und unser selbst; und wenn auch die vollentwickelte Intimität des privaten Innenlebens, die wir der Neuzeit und dem Niedergang des Öffentlichen zu verdanken haben, die Skala subjektiven Fühlens und privaten Empfindens aufs höchste gesteigert und bereichert hat, so konnte doch diese Intensivierung naturgemäss nur auf Kosten des Vertrauens in die Wirklichkeit der Welt und der in ihr erscheinenden Menschen zustande kommen.»

(Hannah Arendt, 2005, S. 63)

Teil A: Blick nach aussen ...

7.1 Einleitung

Das Zitat von Hannah Arendt, in dem der Mensch, wie es scheint, auch in individualisierten Zeiten auf die Gegenwart anderer Menschen angewiesen sei, um sich selber als Mensch unter Menschen erkennen zu können, sowie die Auseinandersetzung mit dem im Jahr 1999 veröffentlichten Handlungsmodell der Soziokulturellen Animation¹ in der Praxis und im Diskurs mit Fachpersonen und Studierenden gaben den Anstoss, dieses Handlungsmodell sowie handlungsleitende Prinzipien der Soziokulturellen Animation als Teilbereich der Sozialen Arbeit erneut zu betrachten, zu aktualisieren und einzubetten.

Animation von Gruppen von Menschen – meist geschieht diese Handlung innerhalb von Organisationen – einschliesslich der Beachtung der individuellen Bedürfnisse von Menschen, unter stetiger Berücksichtigung, Förderung und Begleitung ihrer gruppenspezifischen Kommunikation, ihrer (Selbst-)Organisation und vor allem der Unterstützung einer eigenständigen Formulierung der Ziele der Gruppen: dies sind zentrale Aufgaben der Soziokulturellen Animation.

Ausgehend von einer Eingrenzung des Solidaritätsbegriffs erfolgen eine Verortung der Soziokulturellen Animation im Bereich der Zivilgesellschaft, eine Betrachtung des so oft verwendeten Begriffs der Lebenswelt, eine Führung über Koordinaten sowie eine neue Darlegung und Begründung der Handlungsprinzipien bis zur Darlegung des konkreten Handlungsmodells der Soziokulturellen Animation.

1 Vgl. dazu Moser, Heinz; Müller, Emanuel; Wettstein, Heinz & Willener, Alex (1999). *Soziokulturelle Animation. Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles (S. 95–154).

Wenn an die von Gregor Husi² umrissene Beschreibung des Zusammenhalts der Sozialintegration, im Gegensatz zur Systemintegration, die vom Rechts- und Politiksystem organisiert und gesteuert wird, angeknüpft wird und von zwischenmenschlichem Zusammenhalt unter Menschen gesprochen wird, der durch die Soziokulturelle Animation gefördert werden soll, dann sollte die Verortung der Zivilgesellschaft und der Solidarität als deren Steuerungsmedium nicht fehlen.

7.2 Solidarität: Auslaufmodell oder zukunftsfähiges Leitprinzip für die Soziokulturelle Animation?

Jens Beckert, Julia Eckert, Martin Kohli und Wolfgang Streeck (2004) stellen sich die Frage, ob Solidarität für soziale Integration überhaupt noch erforderlich sei oder ob eine soziale Ordnung funktionieren würde ohne Interessenverzicht. Dabei gehen sie von einem Solidaritätsbegriff aus, bei dem eigene Interessen zugunsten anderer Interessen zurückgestellt werden müssen (S. 221). Sie bezeichnen Solidarität auch als Schlüsselbegriff soziologischen Denkens und unterscheiden Solidarnormen von universellen Gerechtigkeitsnormen und Normen der Hilfeleistung und Barmherzigkeit. Zeitlich betrachtet habe sich das Konzept der Solidarität aus dem Term der Brüderlichkeit der Französischen Revolution entwickelt (S. 9).

Die Entwicklungslinien des Solidaritätsbegriffs führen gemäss Kurt Bayertz (1998) zurück ins römische Recht. Als «obligatio in solidum» wurde eine besondere Form von Haftung bezeichnet. In einer (meist familiären) Gemeinschaft hatte jedes Mitglied für die Gesamtheit der bestehenden Schulden aufzukommen und umgekehrt die Gemeinschaft für die Schulden jedes einzelnen Mitglieds. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der strenge Schuldbegriff erweitert auf Gebiete wie Politik, Gesellschaft und Moral. Solidarität wurde ab diesem Zeitpunkt immer häufiger als wechselseitige moralische Verpflichtung zwischen Individuum und Gemeinschaft bezeichnet. Im Europa des 19. Jahrhunderts wurde im Nachklang der Französischen Revolution im politischen Kontext der prominent gewordene Begriff «Brüderlichkeit» durch «Solidarität» ersetzt (ibid., S. 11). Parallel sei der Begriff «Solidarität» soziologisch von Durkheim als «Zement», der eine Gesellschaft zusammenhält, charakterisiert worden. Bayertz teilt aufgrund der inflationären Verwendungsweise des Begriffs «Solidarität» in zwei Grundtypen ein. Erster Grundtyp: Da in der gesellschaftlichen Realität Rechte meist gegen bestehende Strukturen erkämpft werden müssen, spricht Bayertz von «Kampf-Solidari-

² Vgl. dazu das Kapitel 3 von Gregor Husi in diesem Buch «Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht».

tät» (S. 49). Diese These lässt sich anhand der Solidarität der Arbeiterbewegung gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts belegen. Auch Dietrich Lange (1988) betont, dass vor der Vereinnahmung der Solidarität als gesellschaftlicher Grundwert dies ein Ausdruck von Widerstand war – explizit in der Arbeiterbewegung (S. 143).

Zweiter Grundtyp: Gemäss Bayertz hat der Begriff «Gemeinschafts-Solidarität» grösseres Gewicht erreicht; als Inbegriff der wechselseitigen Bindungen und Verpflichtungen, die zwischen einer Gruppe von Menschen bestehen (S. 49).

Um den für die Soziokulturelle Animation wichtigen Begriff «Gemeinschaft» genauer zu beleuchten, schafft die Definition von André Gorz (2000) zusätzlich Klarheit: «Als Gemeinschaft bezeichnet man in der Soziologie (...) eine Gruppe oder ein Kollektiv, deren Mitglieder als konkrete Personen durch gelebte und konkrete Solidarität miteinander verbunden sind. (Die Basis von Gemeinschaft) beruht auf etwas, das jedes ihrer Mitglieder als allen Gemeinsames anerkennt. Entweder haben sie es aus ihrem gemeinsamen Interesse heraus vergemeinschaftet (...) oder es ist ihnen ursprünglich und qua Geburt gemein (ihre Familie, ihre Sprache, ihre Kultur, ihr Land)» (S. 169).

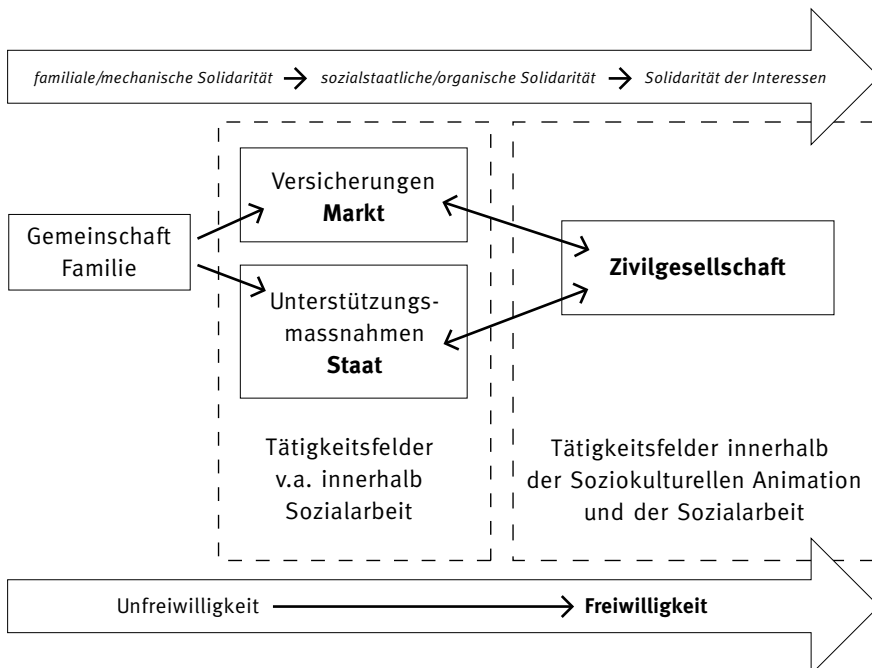
Gorz definiert nach Durkheim die *familiale* beziehungsweise die *mechanische* Solidarität. Durch die gesellschaftliche Entwicklung (Industrialisierung und Arbeitsteilung) ist dieses Zusammenwirken in der Gemeinschaft aufgebrochen und eine Institutionalisierung des Solidaritätsprinzips hat stattfinden müssen. In der Gemeinschaft der familialen oder mechanischen Solidarität ist die Bindung zwischen den Mitgliedern weder jurisiert noch formalisiert und institutionalisiert. Die Gemeinschaft verliert in dem Augenblick die Qualität als Gemeinschaft, in dem sie institutionalisiert wird. Von diesem Augenblick an erlangt sie eine objektivierte Existenz. Das gemeinschaftliche Leben, das sich kommunikativ regelt, tritt in den Hintergrund und macht der rechtlich geregelten und institutionalisierten Gesellschaft Platz, welche die immer noch vorhandenen, aber veränderten Abhängigkeiten mit dem *organischen* Solidaritätsprinzip steuert. Das durch die Vergesellschaftung der Gemeinschaft entstehende mögliche Ungleichgewicht soll und muss mittels Solidarität der Stärkeren gegenüber den Schwächeren als systemstabilisierende Gegenkraft aufgefangen werden. Die organische oder sozialstaatliche Solidarität ist das Kohäsionsprinzip in der funktional differenzierten Gesellschaft. Zur Bildung von sozialem Kapital baut dieses Verständnis von Solidarität auf der *Differenz* der Individuen und der Möglichkeit bewusster Zusammenschlüsse von Bürgerinnen und Bürgern als Grundlage demokratischer Organisationsformen sowie auf dem ständigen Bewusstsein und der Wahrnehmung dieser Differenz und der *gegenseitigen Abhängigkeit* auf (S. 26–33).

Rainer Zoll (2000) bezeichnet die Ambiguität von Differenz *und* Gleichheit als Grundlage von organischer Solidarität am Beispiel folgender Aussage: «Der Fremde ist different, weil er aus einer anderen Kultur kommt, ist aber auch gleich, weil er Mensch ist» (S. 165).

7.2.1 Verortung der Soziokulturellen Animation entlang der Entwicklung der Solidarität

Weiter soll nun eine Brücke zwischen dem Begriff «Solidarität» und professionellem Handeln in der Sozialen Arbeit mit den Unterscheidungen von Sozialarbeit und Soziokultureller Animation gebaut werden. Soziale Arbeit richtet ihr professionelles Handeln immer sowohl auf Menschen, welche sich bereits als Gruppen in der Gesellschaft, beispielsweise durch ihre Andersartigkeit, manifestiert haben (z.B. Unterteilung in Altersstufen, in soziale Schichten, in kulturelle und/oder religiöse Gruppierungen usw.), als auch an Individuen, die aufgrund einer Idee, eines Mangels oder eines Problems auf die Berufspersonen der Sozialen Arbeit (Soziokulturelle Animation) zugehen oder von diesen angesprochen, befähigt, ermuntert, unterstützt werden. Mit Gruppen und/oder Individuen sollten die Berufspersonen möglichst entlang der Definition der Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit arbeiten, da es immer auch um eine Befähigung der Zielperson oder der Zielgruppen geht.

Abb. 1: Entwicklungslinie der Solidarität – von der familialen Solidarität zur Solidarität der Interessen



Im Rahmen dieser Darstellung, welche in Verbindung mit der Entwicklung der Solidarität steht, kann die Soziokulturelle Animation eher im Bereich der Zivilgesellschaft und damit näher an den Ausprägungen der Freiwilligkeit und des Begriffes der Solidarität der Interessen angesiedelt werden. Wobei zu sagen ist, dass unter dem Dach der Profession der Sozialen Arbeit sowohl Durchlässigkeit als auch Abgrenzung zu den Tätigkeitsfeldern der Sozialarbeit besteht. Festzuhalten ist, dass Solidarität als eine der Funktionen von Soziokultureller Animation nach Heinz Moser, Emanuel Müller, Heinz Wettstein und Alex Willener (1999) immer noch als wichtige Funktion der Soziokulturellen Animation gelten kann (S. 96).

Zur Solidarität äussert sich auch Heinz Moser, der in diesem Buch³ Ulrich Beck zitiert. Beck finde in der Gesellschaft der zweiten Moderne die Solidarität an einem bestimmten Ort wieder: im Lokalen. Beck sehe die Wichtigkeit einer Verwurzelung am eigenen Standort, um sich souverän in der Weltgesellschaft bewegen zu können. Entlang der Begründung von Moser kann auf die Aktualität der Konzepte der Soziokulturellen Animation hingewiesen werden, unter der Voraussetzung, dass die Fachpersonen der Soziokulturellen Animation offen und neugierig sind und neuartige Konzepte entwickeln.

Als Vorbild für innovatives solidarisches Vorgehen kann ein Projekt im Dorf Pannesheide in Deutschland angeführt werden. In diesem Dorf musste der letzte kleine Laden zur Versorgung geschlossen werden. Einkäufe waren von da an nur noch mit dem Auto zu tätigen, was für ältere oder nicht mobile Menschen zum Problem wurde. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes haben sich zusammengeschlossen und eröffneten den Pannesheider DORV-Laden. Die Abkürzung bedeutet: Dienstleistung und Ortsnahe Rundum-Versorgung: Die Kundinnen und Kunden können mitbestimmen, welche Produkte und Dienstleistungen sie dort erhalten wollen. Ein weiteres wichtiges Element im Gesamtkonzept ist die Schaffung von Arbeitsplätzen. In Zusammenarbeit mit dem Verein zur Förderung von Umwelt und Arbeit sollen im Laden Arbeitsplätze für Erwerbslose entstehen, um durch eine zusätzliche Qualifizierung die Chance für eine dauerhafte Beschäftigung zu verbessern. Die Bevölkerung wird eingebunden – auch durch freiwillige Tätigkeit von Personen –, nur dann kann das Modell gelingen und der Laden dauerhaft Bestand haben⁴. Die hier entwickelte Solidarität unter der Bevölkerung von Pannesheide entspricht nach Rainer Zoll (2000) aber noch einer «alten» Solidarität, bei der es sich um eine soziale Bindung innerhalb einer

³ Vgl. Kap. 2, H. Moser, S. 70).

⁴ Weitere Informationen finden sich auf der Homepage des Unternehmens DORV – Dienstleistung und Ortsnahe Rundum-Versorgung in Pannesheide, http://floecksmuehle.com/_DORV-pannesheide.de/

Gemeinschaft handelt. Demgegenüber hält er es für notwendig, Solidarität über die Grenzen der Gemeinschaft hinweg zu entwickeln, und hält fest, dass es viel schwerer falle, mit Menschen solidarisch zu sein, die nicht zur selben Gruppe gehören, vielleicht sogar fremd sind (S. 9). Genau an diesem Punkt sollte/kann/muss die Soziokulturelle Animation in Zukunft vermehrt ansetzen: bei der Vermittlung zwischen unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen.

7.2.2 Soziokulturelle Animation und die Zivilgesellschaft

Eine frühe Verwendung des Begriffs *dritter Sektor*⁵ wird dem Amerikaner Amitai Etzioni zugeschrieben. Er hat mit dieser Benennung zum Ausdruck gebracht, dass neben Markt und Staat ein für die Gesellschaft bedeutsamer Bereich entstanden ist mit Gemeinwohlbezug und partizipativem Charakter. Dies erstaunt nicht, hat doch das Gesellschaftssystem der USA andere Ausprägungen als die wohlfahrtspolitische Struktur Deutschlands und der Schweiz. Trotzdem haben sich in beiden sozialstaatlich orientierten Ländern grosse Bereiche privater oder eben zivilgesellschaftlicher Gemeinnützigkeit etabliert. Die Zivilgesellschaft setzt sich aus unzähligen Gruppen und Institutionen zusammen, die sich für Umweltschutz, Menschenrechte oder andere soziale Anliegen engagieren. Sie steht in einer langen Tradition der Gemeinnützigkeit und geht zunächst von Einzelpersonen, Familien, sozialen Bewegungen, Genossenschaften, Gewerkschaften, politischen und kirchlichen Organisationen aus. Im Vordergrund stehen Aktivitäten ausserhalb der Staats- und Marktsphäre als Praxisform gesellschaftlicher Selbstorganisation. Die Unterscheidung von ziviler Gesellschaft und Staat gilt als Kennzeichen der Moderne. Anthony Giddens kritisierte diese Trennung. Seiner Auffassung nach sei die Zivilgesellschaft nie bloss eine Reihe von Einrichtungen ausserhalb des Staates gewesen. Der Staat sei kein Selbstzweck. Er umfasse zahlreiche gesellschaftliche Institutionen und nehme – auch über die Unterstützung ziviler Einrichtungen – Funktionen wahr, die von öffentlichem Interesse seien.

Die zivilgesellschaftlichen Einrichtungen sind ein wichtiges Instrument einer umfassenden demokratischen Bewegung. Sie machen Probleme sichtbar, ziehen Mächtige zur Verantwortung und weiten die öffentliche Entscheidungsfindung aus. Die Zivilgesellschaft sollte ein Korrektiv zu wirtschaftlichen Konzentrationsprozessen bieten. Eine Verortung auf gleicher Ebene wie die beiden anderen Sektoren lässt dem zivilgesellschaftlichen Sektor einiges an Gewicht zukommen. Die Soziokulturelle Animation lässt sich so (vgl. die Abb. 1 und siehe Abb. 2) klar dem Sektor der Zivilgesellschaft zuordnen.

5 In der Diskussion um die Zivilgesellschaft wird der Begriff «dritter Sektor» oft synonym verwendet.

Abb. 2: Topografische Verortung der gesellschaftlichen Sektoren

<p>Wirtschaft 1. Sektor</p> <p>Steuerungsmedium: Geld und Macht <i>wirkt systemintegrativ</i></p>	<p>Staat 2. Sektor</p> <p>Steuerungsmedium: Bürokratische Macht <i>wirkt systemintegrativ</i></p>	<p>Zivilgesellschaft 3. Sektor</p> <p>Steuerungsmedium: Geld und Macht <i>wirkt sozialintegrativ</i></p>
<p>Koordinationsmechanismus: Prinzip der Nutzenmaximierung</p>	<p>Koordinationsmechanismus: Subsidiaritätsprinzip</p>	<p>Koordinationsmechanismus: Prinzip der Selbstorganisation</p>

Für die Soziokulturelle Animation sind die Grundsätze des zivilgesellschaftlichen Handelns wichtig; daraus wird ein eher handlungsorientierter Ansatz ersichtlich, der in der konkreten Arbeit mit Gruppen von Menschen auch als Leitlinie gelten kann.

Zivilgesellschaftliches Handeln oder bürgerschaftliches Engagement sei gemäss dem Bericht der Enquête-Kommission für den Deutschen Bundestag (2002):

- freiwillig,
- nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet,
- gemeinwohlorientiert,
- öffentlich,
- gemeinschaftlich und kooperativ.

Zivilgesellschaftliches Handeln

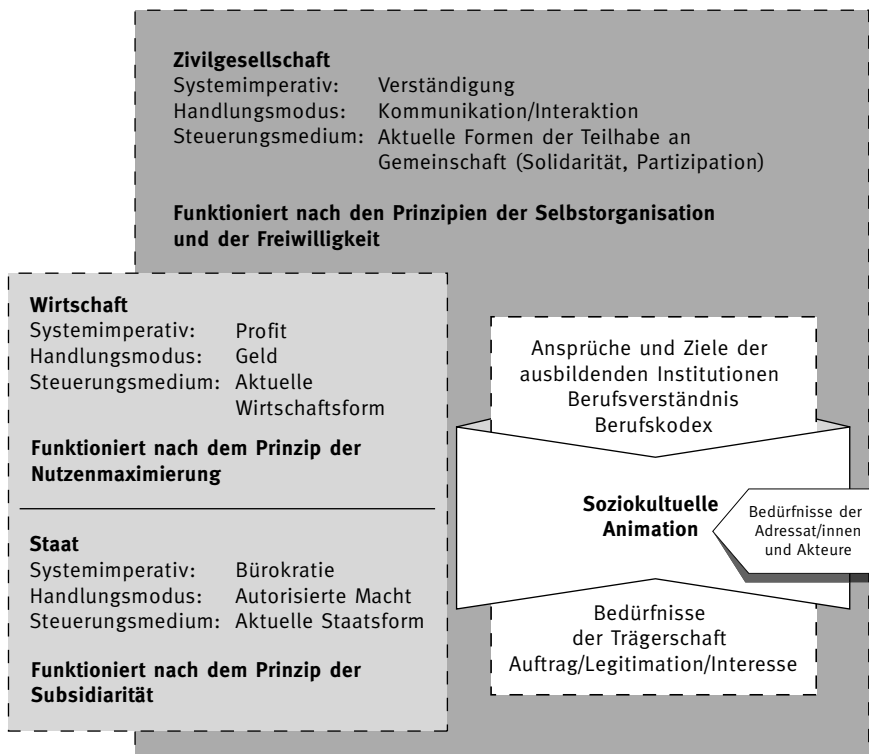
- schaffe Sozialkapital und gesellschaftliche Selbstorganisation,
- stosse Lernprozesse an und
- verfüge über Kritik- und Innovationspotenzial. (S. 38ff.)

Das *Prinzip der Freiwilligkeit* erscheint an erster Stelle, und der Passus der Schaffung von Sozialkapital stellt eine Verbindung zum Solidaritätsbegriff her: Freiwilligkeit als wichtige Ausprägung von sozialstaatlicher/organischer Solidarität im Übergang zur Solidarität der Interessen.

In der folgenden Abbildung werden die Anforderungen, Ansprüche und Bedürfnisse, die von den verschiedenen Akteuren (damit sind Menschen in Gruppen und in Organisationen gemeint) an die Fachpersonen der Soziokulturellen Animation gestellt werden, vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Sektoren und deren immanenten Prinzipien, Steuerungsmedien und Handlungsmodi verortet. Der zivilgesellschaftliche Sektor wird, da der «Ort» der Soziokulturellen Animation innerhalb dieses Sektors angesiedelt ist, als «Gefäss» oder «Grundlage» dar-

gestellt. Die beiden Sektoren Wirtschaft und Staat sind so positioniert, weil sie konkret für das Handeln der Fachpersonen der Soziokulturellen Animation wichtige Einflussgrößen sind. Ganz konkret können dies beispielsweise Geldgeber/innen (Sponsoring) oder Auftraggeber/innen (Gemeinden, kirchliche Organisationen usw.) sein. Auftraggebende können ebenso im zivilgesellschaftlichen Sektor verankert sein; man nehme hier das Beispiel eines unabhängigen Trägervereins. Je nach Verortung des Auftraggebers für die Soziokulturelle Animation verändert sich auch die Arbeitsweise für die Fachpersonen, gegeben durch die Abhängigkeit, die Legitimationsansprüche, die Freiheiten innerhalb des Auftrags.

Abb. 3: Soziokulturelle Animation im Spannungsfeld zwischen Ansprüchen, Anforderungen und Bedürfnissen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Sektoren



7.3 Soziokulturelle Animation zwischen System und Lebenswelt

Die Soziokulturelle Animation soll nun weiter im Hinblick auf das Handeln in den *Zwischenräumen* der Gesellschaft⁶ konturiert werden. Marcel Spierts (1998) bezeichnet die intermediäre Position oder die Zwischenposition der Soziokulturellen Arbeit als Arbeit zwischen System und Lebenswelt: «Soziokulturelle Arbeit vermittelt nicht bloss zwischen System und Lebenswelt, zum Beispiel zwischen Bürger und Behörde oder zwischen Individuum und Markt, sondern sie setzt gleichzeitig auch Massstäbe: Kommunikative im Systemkontext sowie ökonomisch- und verwal- tungsrationelle im Lebensweltkontext» (S. 89). Damit nimmt er das Konzept von System und Lebenswelt⁷ von Habermas auf und teilt der Soziokulturellen Anima- tion gar die Aufgabe zu, der Kolonialisierung der Lebenswelt entgegenzuwirken und die Vermittlung oder Mediatisierung zwischen System und Lebenswelt als zentrales Tätigkeitsfeld der Soziokulturellen Animation zuzuweisen.

Der von Edmund Husserl entwickelte und von Alfred Schütz in die Soziologie eingeführte Begriff der Lebenswelt bezeichnet die Teilnehmerperspektive der han- delnden Subjekte. Schütz, der sich für eine philosophische Fundierung von so- zial-wissenschaftlichen Fragestellungen und für eine phänomenologisch begrün- dete Sozialwissenschaft, also eine beobachtbare, einsetzte, grenzte sich von der transzendentalen Phänomenologie Husserls stets ab (Alfred Schütz, ohne Datum). Jürgen Habermas (1987) griff den Begriff der Lebenswelt beinahe bei- läufig in seiner Theorie des kommunikativen Handelns wieder auf: «Ich möchte den Begriff der Lebenswelt explizieren und zu diesem Zweck den Faden unserer kommunikationstheoretischen Überlegungen wieder aufnehmen. Die Absicht ist nicht, die formalpragmatische Untersuchung des kommunikativen Handelns wei- terzutreiben; ich will vielmehr auf diesem Begriff (des kommunikativen Handelns), soweit er bisher analysiert ist, aufbauen und der Frage nachgehen, wie die Lebenswelt als der Horizont, indem sich die kommunikativ Handelnden *immer schon* bewegen, ihrerseits durch den Strukturwandel der Gesellschaft im ganzen begrenzt und verändert wird» (S. 182). Da der Begriff der Lebenswelt eng mit der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas verknüpft ist, lohnt es

6 Vgl. dazu auch im Kapitel 5, S. 211 von Annette Hug, «Eine Praxis der alltäglichen Demokratie» den Ab- schnitt «Die Zwischenposition», worin der Lebensweltbegriff kritisch beleuchtet wird.

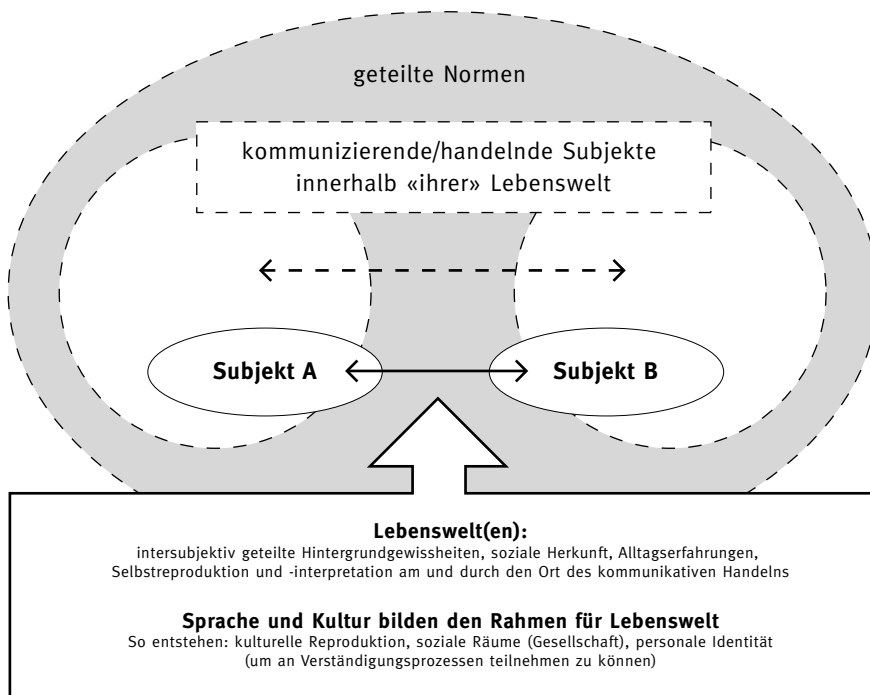
7 Charakteristika auf (S. 198–202): Die Lebenswelt «ist dem erlebenden Subjekt fraglos gegeben» und kann «gar nicht problematisch werden», sondern «allenfalls zusammenbrechen». Die Lebenswelt verdankt ihre Gewissheit «einem in die Intersubjektivität sprachlicher Verständigung eingebauten sozialen Apriori». Die Lebenswelt lässt sich «nicht transzendieren(*)», sondern bildet «einen nicht hintergehbaren prinzipiell unerschöpflichen Kontext».

(*) Mit Transzendenz ist nach Karl-Heinz Hillmann (1994) Folgendes gemeint: «(lat. transcendere = hinüber- steigen); seit E. Kant die philosophische Bezeichnung für alles, was eine mögliche Erfahrung überschreitet (...)» (S. 881).

sich, einen kurzen Abstecher zu unternehmen, auch um der fast schon inflationären Verwendung des Lebensweltbegriffs ohne Erwähnung des kommunikativen Handelns etwas Gegensteuer zu geben.

Es handelt sich bei der Theorie des kommunikativen Handelns um das Unterfangen, an die Kritische Theorie der Frankfurter Schule⁸ anzuknüpfen und diese neu zu formulieren. Das Ziel der Theorie von Habermas ist ein Lösungsansatz, welcher die Kritik an der gesellschaftlichen Verdinglichung und Rationalisierung so umformulieren kann, dass einerseits theoretische Erklärungen für die Risse im sozialstaatlichen Gefüge angeboten werden, ohne andererseits das *Projekt der Moderne* in Frage zu stellen. Habermas bezeichnet seine Theorie des kommunikativen Handelns als «Anfang einer Gesellschaftstheorie, die sich bemüht, ihre kritischen Massstäbe auszuweisen».

Abb. 4: Lebensweltkonzept nach Habermas: vom intersubjektiv geteilten Hintergrundwissen zur Verständigung



8 Als *Frankfurter Schule* wird die neomarxistische, dialektische *Kritische Theorie* bezeichnet, die von Horkheimer und Adorno im Institut für Sozialforschung der Universität Frankfurt begründet worden war. Hauptwerk: «Dialektik der Aufklärung» (1944–1947).

Die Kritik an der Gesellschaft wird vor dem Hintergrund der kommunikationstheoretischen Wende innerhalb der Kritischen Theorie aufgebaut. Deren Vernunftbegriff will Habermas nicht aufgeben, sondern den prozessualen Begriff der kommunikativen Rationalität neu benennen. Die Wende vom bewusstseinstheoretischen zum kommunikationstheoretischen Paradigma wurde somit eingeläutet. Kommunikatives Handeln ist nicht strategisch, nicht erfolgsorientiert und doch auf ein gemeinsames Ziel der Beteiligten ausgerichtet. Dieses Ziel lautet Verständigung. Habermas geht von der Idealvorstellung des Modells des argumentierenden Sprechens aus und davon, dass es eine rationale Verständigung gibt, die mehr als das Aushandeln von Interessen sei. Die Kommunikation spielt sich innerhalb und durch den Rückhalt in der Lebenswelt ab. Abbildung 4 ist ein Versuch der Darstellung dieses idealtypischen Prozesses, in welchem die Subjekte ebenfalls idealtypisch und innerhalb der gültigen Norm handeln.

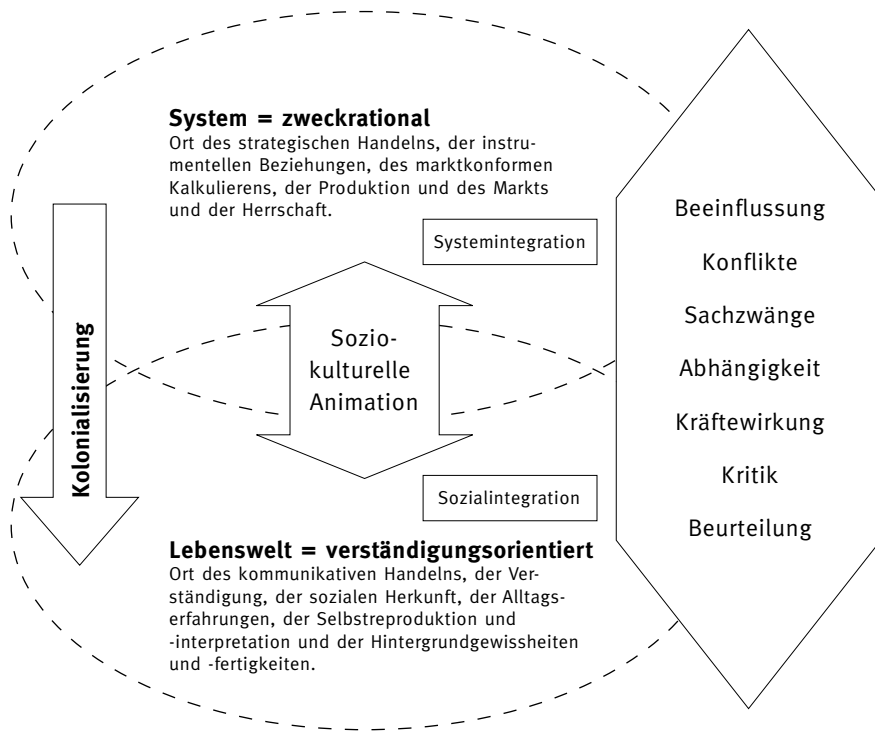
Die Lebenswelt wird verstanden als ein einsamer subjektiver Ort, welcher zum gemeinsamen intersubjektiven Ort des kommunikativen Handelns wird. Habermas bezeichnet mit dem Begriff «Handeln» das Bewältigen von Situationen. Er erweitert aber die Bedeutung durch den Begriff des kommunikativen Handelns und zeigt zwei wichtige Aspekte auf: «(...) den teleologischen⁹ Aspekt der Verwirklichung von Zwecken (oder der Durchführung eines Handlungsplans) und den kommunikativen Aspekt der Auslegung der Situation und der Erzielung eines Einverständnisses. Im kommunikativen Handeln verfolgen die Beteiligten ihre Pläne einvernehmlich» (1987, S. 193).

7.3.1 Gesellschaft als System und Lebenswelt

Habermas begreift kommunikatives Handeln von der Struktur des Gesprächs her, worin beispielsweise zwei Handelnde mit ihren Geltungsansprüchen in einer geteilten Welt (im Sinne von intersubjektiv geteiltem Hintergrundwissen) zur Verständigung kommen. Diese Verständigung gelingt dank der Verankerung in der Lebenswelt. Die Lebenswelt stellt den Ort dar, wo die Menschen handeln, ihr Handeln wird aber nach Habermas «durch den Strukturwandel der Gesellschaft im Ganzen begrenzt und verändert» (1987, S. 182). Das heisst also, dass Gesellschaft (System) nicht identisch ist mit Lebenswelt. In diesen Zwischenräumen können Differenzen, Konflikte, Anpassungsprozesse, Interpretationen entstehen. Ein Versuch der Verdeutlichung und Differenzierung des Konstrukts Gesellschaft als System und Lebenswelt bietet die folgende Abbildung.

⁹ Nach Hillman (1994): «Teleologie (griech.), Lehre von der geistig-ideellen Zweckbestimmung aller Prozesse. Im Gegensatz zur erfahrungswissenschaftlichen Soziologie sind sozialphilosophische Konzepte mit teleologischem Charakter darauf ausgerichtet, soziokulturelle Entwicklungsprozesse nicht kausal, sondern final zu erklären (...)» (S. 867).

Abb. 5: Gesellschaft als System und Lebenswelt: Herausbildung der Zwischenposition



Die Kolonialisierung der Lebenswelt erfolgt durch das grenzerhaltende System. Habermas unterteilt analytisch die Gesellschaft einerseits in eine symbolisch strukturierte Lebenswelt und andererseits in ein grenzerhaltendes System. Lebenswelt beinhaltet die zwischen Menschen (intersubjektiv) erzeugten normativen Strukturen einer Gesellschaft. Die Ereignisse und Zustände werden in Bezug gesetzt durch die Sozialintegration der Menschen (handelnde und sprechende Subjekte). Das System beinhaltet die Mechanismen der Steuerung einer Gesellschaft. Dieses zweistufige Modell verdeutlicht, dass ausgehend von den als System definierten Bereichen immer effektivere Kräfte zur Kolonialisierung von Lebenswelt freigesetzt werden. Andererseits erscheint es als wichtig, dass es die Konzeption nicht erlaubt, den Konflikt zugunsten einer Seite aufzulösen, diese aber einen Massstab zur Beurteilung gesellschaftlicher Entwicklungen ergibt. Als Beispiel für eine Kolonialisierung der Lebenswelt kann folgender Ablauf entlang der Industrialisierung angeführt werden:

- Der Vorrang der kognitiv-instrumentellen Rationalisierung führt zu einer Kolonialisierung der Lebenswelt.

- Kulturelle Verarmung entsteht mit Folge des Verlusts der Balance zwischen System und Lebenswelt.
- Der Grund dafür liegt im Imperativ der Kapitalakkumulation¹⁰ und der Lohnarbeit.
- Die Reaktion darauf bedeutet im Idealfall eine Ingangsetzung von Reflexionsprozessen über diese Prozesse und den Aufbau einer kontrollierenden Gegenmacht.

In Hinte, Lüttringhaus und Oelschlägel (2007) interpretiert Hinte die Kolonialisierung der Lebenswelt wie folgt: «Sehr vergrößert dargestellt meint die Kolonialisierung der Lebenswelt einerseits das Eindringen von Experten, die professionelle Bearbeitung kultureller Überlieferungen und alltagsweltlichen Wissens übernehmen (kulturelle Verarmung), andererseits die Steuerung von Lebenswelten durch Geld und Recht und damit das Eindringen ökonomischer und administrativer Rationalität in Bereiche, die auf lebensweltliche Verständigung angewiesen sind» (S. 43).

7.3.2 Arbeitsfelder zwischen System, Lebenswelt und Beziehungsarbeit innerhalb der Lebenswelten

Wozu erhebt die Soziokulturelle Animation den Anspruch, parallel zur Sozialarbeit, zur Sozialpädagogik unter dem Dach der Sozialen Arbeit ein spezifisches Berufsfeld abzustecken? Wo doch, zumindest in der Deutschschweiz, wenig Stellenangebote erscheinen, in denen explizit Soziokulturelle Animatorinnen oder Animatoren gesucht werden. Bedeutet dies, die Berufspersonen der Soziokulturellen Animation arbeiten in interdisziplinären Feldern und in einem Beruf oder in einem Berufsfeld, dessen Konturen laufend neu definiert oder verändert werden müssen?

Welche Kompetenzen werden für das Arbeiten in diesen *Zwischenräumen* verlangt? Was bedeutet die ständige *Selbst- oder Neudefinition* oder *Konturierung* des Berufsbildes und wie ist dies nebst der alltäglichen Berufsarbeit zu leisten? Berufspersonen der Soziokulturellen Animation sollten den ständigen Spagat zwischen Basisarbeit ganz nahe an den Zielgruppen, aber auch in der intermediären Zwischenposition schaffen. Ebenso ist die Balance zu finden zwischen operativen und strategischen Aufgaben. Das Balancieren wird von Spierts (1998) als zentrales Bild in der Soziokulturellen Arbeit gezeichnet: «Der soziokulturelle Arbeiter ist nicht bloss ein Gleichgewichtskünstler durch die Art und Weise, wie er als Angel- und Drehpunkt zwischen Anforderungen und Wünschen seitens der

¹⁰ Vgl. dazu auch die Abbildung Nr. 3, S. 273 in diesem Kapitel.

Gesellschaft und den Wünschen und Bedürfnissen der Bewohner funktioniert; auch in Bezug auf die Arbeitsweise, mit der er seine Dienstleistung erbringt, muss er fortwährend balancieren» (S. 93).

So wäre denn das Berufsfeld der Soziokulturellen Animation, ebenfalls im Sinne von Spierts, zwischen System und Lebenswelt anzusiedeln, wobei, wenn auf die Konzeption von Habermas zurückgegriffen wird, durchaus auch berufliches Handeln in der lebensweltlichen Sphäre anzusiedeln ist. Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren sind nach Spierts einerseits in die staatlichen Institutionen und Abläufe integriert, immer aber mit dem Auftrag, in der Lebenswelt ausserhalb dieser Institutionen und Abläufe tätig und wirksam zu sein. Die Folge davon ist eine höchst flexible Berufsdefinition, in der die Fachpersonen sich ständig auf die Anforderungen des gesellschaftlichen Wandels einlassen und einstellen müssen, diesen beobachten und Schlüsse für die Arbeit ziehen. Was auch bedeutet, dass sich die Berufspersonen viele weitere Kompetenzen im Laufe der beruflichen Tätigkeit laufend aneignen müssen.

Speziell ist in der Soziokulturellen Animation, dass die Kompetenzen, die es herauszubilden und zu erweitern gilt, auch in verschiedensten *fremden* Disziplinen anzutreffen sind: Beispielsweise sind dies kreative Techniken wie Tanz, Musik, Fotografie, bildnerische Ausdrucksmittel oder Theater als Medium und als Methode. (vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 249) Zentral und nicht weniger wichtig sind hohe kommunikative Kompetenzen wie Gesprächsführung in allen Ausprägungen und mit unterschiedlichen Akteuren, Konfliktmoderationen und -lösungen, Kennen von Kooperations- und Beteiligungsformen und vielen weiteren. Je nach Verortung und Definition der Tätigkeiten sind spezifische Kompetenzen der Berufspersonen erforderlich. In der stark lebensweltlich orientierten Arbeit, wie es beispielsweise die offene oder aufsuchende Jugendarbeit ist, sind kommunikative Fähigkeiten zentral, um im direkten Kontakt mit den Zielgruppen förderliche Beziehungen aufzubauen. Wenn die Arbeit in einem Stadtteilsekretariat oder Quartierbüro betrachtet wird, dessen Aufgabe ist, als Vermittler zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung zu fungieren, wird klar, dass zwar kommunikative Kompetenzen ebenso gefordert sind, doch diese verbunden sein müssen mit Kompetenzen und Kenntnissen der Konzeption von Beteiligungs- und Mitwirkungsformen in grösserem Rahmen sowie fundierten Kenntnissen der politischen Strukturen vor Ort.

7.3.3 Abschluss und Überleitung

Eine gesellschaftliche Verortung der Soziokulturellen Animation hat in diesem Teil des Kapitels über die Entwicklung der Solidarität und der funktionalen Teilsysteme Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft mit den zivilgesellschaftlichen Handlungsprinzipien wie Freiwilligkeit, Gemeinwohlorientierung, Öffentlichkeits-

orientierung, Gemeinschafts- und Kooperationsorientierung, Selbstorganisation, Sozialkapitalbildung und Lernprozessorientierung stattgefunden. Es wurde eine Basis gelegt und aufgezeigt, dass die Soziokulturelle Animation neben Sozialarbeit und Sozialpädagogik als eigenständiger Beruf unter dem Dach der Sozialen Arbeit Bestand hat und grosses Potenzial hat, sich weiterzuentwickeln. Zusätzlich ergibt die Betrachtung von Begriffen, wie zum Beispiel des Lebensweltbegriffs, mehr Klarheit und es kann festgehalten werden, dass die Soziokulturelle Animation sowohl im eher strategischen und systemorientierten Arbeitsfeld auf der intermediären Ebene zwischen Lebenswelt und System vermittelt als auch vertrauensbildend und nahe bei den Zielgruppen tätig ist. Für die folgenden Modelle, Funktionen und Prinzipien der Soziokulturellen Animation ist diese Auslegung wichtig, denn die Handlungen der Berufspersonen und die Kompetenzen, die in den Ausbildungsstätten gelehrt werden, sollten der gesellschaftlichen Positionierung Rechnung tragen.

Teil B: Blick nach innen ...

7.4 Koordinaten eines Berufs in der Zwischenposition

Wenn die oben stehenden Ausführungen für eine Konturierung des Berufsfeldes der Soziokulturellen Animation nach aussen stehen, so sollen die folgenden Inhalte die Soziokulturelle Animation eher nach innen strukturieren und sich dem konkreten professionellen Handeln widmen. Das von Emanuel Müller entwickelte Handlungsmodell, welches im 1999 erschienenen Buch «Soziokulturelle Animation – Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze» veröffentlicht wurde, wird aufgenommen, neu eingebettet und weiterentwickelt. Müller zeigt in Moser et al. (1999) drei Koordinaten der Soziokulturellen Animation auf (S. 99ff.). Diese Koordinaten schaffen einen Übergang von der bereits vorgenommenen theoretischen gesellschaftlichen Verortung zum praxisorientierten Teil des Handlungsmodells. Professionelles Handeln stützt sich auf wissenschaftliche Theorien, mit deren Hilfe Modelle und Methoden entwickelt und weiterentwickelt werden, gestützt und reflektiert durch Erfahrungen aus der Praxis.

7.4.1 Erste Koordinate: Kulturelle Entwicklung und Soziokultur

Wenn von Soziokultureller Animation die Rede sei, müsse der Begriff Soziokultur näher bestimmt werden, da dieser für die Ausrichtung der Tätigkeiten relevant sei, stellt Müller in Moser et al. (1999, S. 99) fest. An dieser Tatsache hat sich auch zehn Jahre später nichts geändert. Die Begriffe «Soziokultur» und «soziokulturell» werden hier entlang des Kulturbegriffs der Cultural Studies kurz skizziert.

Der Exkurs¹¹ soll eine Anregung zum Weiterdenken sein, da Soziokultur wie auch Kultur als reflexiver Prozess zu verstehen ist: abhängig von den Menschen, die ihn prägen, wie auch die Menschen von den jeweiligen Kulturen oder Kontexten, in denen sie leben, geprägt werden. Bereits mittendrin im *Begreifen* eines Begriffs sei hier der britische Soziologe Stuart Hall erwähnt, der als einer der Begründer der Cultural Studies gilt. Am Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies wurde dieser Begriff in den 60er-Jahren zum ersten Mal in den Diskurs eingebracht. Die Konstruierung der Cultural Studies beruht auf der Erkenntnis, dass die Kultur eine zentrale Bedeutung in der Gegenwart hat und dass sie nur im Kontext von Macht und Politik angemessen analysiert werden kann. Es wurde eine holistische Konzeption von Kultur entwickelt, die sich als *a whole way of life* begreift. Kultur wird nicht als ein vom Alltag abgegrenzter Bereich begriffen, sondern meint: *culture is ordinary*. Das Ziel der Cultural Studies ist, kulturelle Prozesse in ihrer kontextuellen Einbindung in Machtverhältnisse zu erforschen, und somit wird Kultur auch unter dem Aspekt der sozialen Ungleichheit beleuchtet. Vor dem Hintergrund der Enttraditionalisierung der Gesellschaft und der Auflösung stabiler Identitäten legen die Cultural Studies dar, dass Kultur ein Kampf um Bedeutungen sei und ein nie zu beendender Konflikt über Sinn und Wert von kulturellen Traditionen, Praktiken und Erfahrungen. Die Cultural Studies zeichnen sich durch eine qualitative Analyse kultureller Prozesse in verschiedenen sozialen Kontexten aus, die durch Machtverhältnisse, Wandel und Konflikt geprägt sind. Die Kreativität und Produktivität kultureller Prozesse wird dadurch erfahrbar gemacht.

Stuart Hall hat drei unterschiedliche Konzepte von Identität entwickelt. Das aus zwei Konzepten, dem Subjekt der Aufklärung und dem soziologischen Subjekt, weiterentwickelte wird das Konzept des *postmodernen Subjekts* genannt: Die Identität wird zum *beweglichen Fest*. Das postmoderne Subjekt oder der postmoderne Mensch verfügt über keine gesicherte oder anhaltende Identität. Die Identität wird im Verhältnis zu den kulturellen Systemen, die uns umgeben, repräsentiert, kontinuierlich gebildet und verändert. Was nach Stuart Hall (2008) bedeutet, dass die (kulturelle) Identität in einem lebenslangen Prozess gebildet wird beziehungsweise die verschiedenen Identitäten zu verschiedenen Lebenszeiten und in verschiedenen Kontexten ständig neu gebildet werden müssen. Er benennt dies wie folgt: «Wenn wir meinen, eine einheitliche Identität von der Geburt bis zum

11 Vgl. dazu die Texte in diesem Buch von Reto Stäheli (s. 238) und von Heinz Moser, v.a. die Abschnitte «Animation und der Kulturbegriff», «Demokratisierung der Kultur durch Soziokultur» sowie «Die populäre Kultur der Cultural Studies» (S. 83).

Tod zu haben, dann bloss, weil wir eine tröstliche Geschichte oder *Erzählung unseres Ichs* über uns selbst konstruieren» (S. 183).

Wenn nun die (kulturelle) Identitätsbildung nach Hall als lebenslanger Prozess bezeichnet wird, so sollte sich die Soziokulturelle Animation ebenfalls im prozessualen Sinne definieren, da sie sich im weitesten Sinne ebenfalls innerhalb dieser Dimensionen bewegt: Die Berufspersonen der Soziokulturellen Animation setzen sich mit der Gestaltung des Zusammenlebens auseinander und wenden soziale wie auch kulturelle Techniken an, um Menschen (vor allem in Gruppen) zu begleiten, die in einem bestimmten Raum oder innerhalb einer bestimmten Lebenswelt zu einer bestimmten Dauer zusammentreffen oder die es aus unterschiedlichen Gründen (z.B. durch eine gesellschaftliche Problemstellung) zu lokalisieren und im wahrsten Sinne des Wortes kulturell zu animieren gilt, sich mit der Orientierung im Leben und der lebenslangen Identitätsbildung auseinanderzusetzen. Arbeitsfelder der Soziokulturellen Animation sind in allen Lebensbereichen und Altersstufen anzusiedeln: von der Kindheit bis zum Alter. Ein zentraler Teil der berufsspezifischen Tätigkeit ist auch die Auseinandersetzung mit den sozialen und kulturellen, also soziokulturellen Wertesystemen von sozialen Gruppen.

7.4.2 Zweite Koordinate: Soziokultureller Wandel und soziokulturelle Bewegungen

Anknüpfend an den im oberen Abschnitt umgrenzten Kulturbegriff sollte, wenn es um die Analyse von Gesellschaft, deren Wandel und um die Positionierung von Kultur geht, die von Anthony Giddens formulierte Theorie der Strukturierung nicht fehlen. (vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 105) Sein Ansatz der Soziologie sucht einen Mittelweg, um zwischen Positionen, die den Fokus auf soziale Systeme oder auf das Individuum richten, zu vermitteln. In seiner politischen Soziologie postulierte Giddens, auch als Berater des ehemaligen britischen Premierministers Blair bekannt, den so genannten «dritten Weg» zwischen liberalem Kapitalismus und Sozialismus, worin versucht werden soll, die positiven Aspekte von beiden Systemen zu vereinen. Zur Verbindung, Abgrenzung oder Gleichheit zwischen Kultur und Gesellschaft meint Giddens (1999) Folgendes: «*Kultur* kann begrifflich von *Gesellschaft* unterschieden werden, doch gibt es sehr enge Verbindungen zwischen den beiden Begriffen. Eine Gesellschaft ist ein Beziehungssystem, das Individuen miteinander verknüpft. Grossbritannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika sind Gesellschaften in diesem Sinn. Sie schliessen Millionen von Menschen ein; (...) manche Gesellschaften (sind) sehr viel kleiner. Es könnte keine Kulturen ohne Gesellschaften geben. Doch umgekehrt könnte es auch keine Gesellschaften ohne Kultur geben. Ohne Kultur wären wir überhaupt nicht *menschlich* in dem Sinn, den wir dem Ausdruck im Allgemeinen beilegen. Wir hätten keine Sprache, in der wir uns ausdrücken könnten, keine

Selbstbewusstheit, und unsere Fähigkeit zu denken oder zu argumentieren wäre stark eingeschränkt» (S. 20). Ebenfalls Giddens zum Kulturbegriff: «Der Begriff der Kultur ist eine der wichtigsten Ideen innerhalb der Soziologie. Der Ausdruck *Kultur* bezieht sich auf die Lebensform der Mitglieder einer Gesellschaft beziehungsweise gesellschaftlicher Gruppierungen. Er schliesst die Kunst, die Literatur und die Malerei ein, doch hat er einen wesentlich weiteren Umfang» (S. 45). Menschen finden also über ihre gelebte Kultur (im weiteren Sinne) ihren Platz im Beziehungssystem der Gesellschaft und beeinflussen diese durch die Art und Weise, wie sie ihr Leben führen, ebenso. Diese Prägungen können sich so stark manifestieren, wenn beispielsweise viele Menschen von derselben Idee überzeugt sind oder durch dieselbe Art und Weise des Lebensvollzugs aufeinander treffen, dass soziale oder soziokulturelle Bewegungen entstehen, welche wiederum ihrerseits gesellschaftlichen Wandel auslösen können. Als klassisches Beispiel kann hier einmal mehr die 68er-Bewegung angeführt werden, durch die die damaligen bürgerlichen Werte gründlich auf den Kopf gestellt wurden. Müller stellt in Moser et al. (1999) fest: «Soziokultureller Wandel, der im Kern immer auch Wertewandel bedeutet, bringt Umorientierungen, Neuorientierungen und Verunsicherungen mit sich. Zur Orientierung, Bewältigung und Mitgestaltung des soziokulturellen Wandels braucht es fundamentale Lernprozesse, die der einzelne Akteur nicht mehr bewältigen kann» (S. 102ff.). Es brauche dazu den Austausch mit anderen Menschen, um – Müller zitiert hier Ernst (1994) – nicht nur Wissen zu entwickeln, sondern auch gegenseitig zu validieren. Die Soziokulturelle Animation müsse sich im Spannungsfeld zwischen Wandlungsfähigkeit und Beharrungswunsch positionieren, sie müsse Kommunikationsprozesse fördern, welche die Bereitschaft erhöhen, Innovation mitzugestalten, aber sie müsse zugleich auch auf Grenzen und Gefahren von Veränderungen hinweisen. Die Soziokulturelle Animation hat also widersprüchliche Aufgaben auszufüllen in intermediärer Position: zwischen Lebenswelt und System sowie in *beziehungs-knüpfer* Position innerhalb der Lebenswelt der Zielgruppen. Dazu Müller in Moser et al. (1999): «Soziokulturelle Animation hat sich immer in der Nähe von sozialen Bewegungen positioniert und in gewissen Phasen für sie Partei ergriffen. Soziale Bewegungen sind diesem Spannungsfeld von Veränderung und Bewahrung ebenfalls ausgesetzt und tragen diesen Widerspruch in sich. Sie waren immer sowohl Produkte des sozialen Wandels, indem sie durch veränderte gesellschaftliche Bedingungen hervorgebracht wurden, als auch Produzenten sozialen Wandels, indem sie Wandlungsprozesse initiierten und beschleunigten» (S. 102).

Um den stattfindenden soziokulturellen Wandel für Individuen und Gruppen begreifbar und (mit)gestaltbar zu machen, sollte die Soziokulturelle Animation, im Sinne von Giddens' Konzeption, auf die sich ständig verändernden lebenswelt-

lichen Bedürfnisse der Menschen *und* auf den gesellschaftlichen Wandel eingehen können und in Berücksichtigung beider Aspekte analysieren, recherchieren, bewerten und Konzepte entwickeln, um professionell und zielgruppenorientiert handeln zu können, ohne die gesellschaftlichen Entwicklungen ausser Acht zu lassen. Die Berufspersonen sollten den Adressatinnen und Adressaten die adäquaten Lernfelder anbieten können, diese im Idealfall mit ihnen gemeinsam entwickeln, damit die Betroffenen Orientierung finden können im stetigen (sozio)kulturellen Wandel und Unterstützung bieten, um mitgestalten und teilhaben zu können an eben diesem Wandel als Individuum, als Gruppe oder als Gemeinschaft.

7.4.3 Dritte Koordinate: Partizipation

Echte soziokulturelle Entwicklung könne nur in Zusammenarbeit mit den Betroffenen und Interessierten stattfinden, so Müller in Moser et al. (1999, S. 103). Im Bereich der Koordinate «Partizipation, Mitwirkung, Beteiligung» hat sich seit dem Erscheinungsdatum des Buches einiges getan: Inzwischen ist Partizipation, wenn es beispielsweise um Mitwirkung an Projekten der Gemeinde-, Regional- oder Stadtentwicklung geht, fast schon zum Credo mutiert. In der konkreten Arbeit der Soziokulturellen Animation ist es darum wichtig, die unterschiedlichen Ausprägungen von Partizipation zu berücksichtigen, um zielgruppengerechte Beteiligungsformen anzuwenden und zu entwickeln. Parallel zur Konjunktur des Partizipationsbegriffs ist eine Flut von Literatur über Beteiligungsmethoden entstanden, die suggeriert, dass es «Man-nehme-Rezepte» für Partizipation gäbe. Der Koordinate «Partizipation» könnte somit – ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – ein ganzes Kapitel gewidmet werden¹². Die Autorin dieses Kapitels bezieht sich – vor allem, was die konkrete Tätigkeit von Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren angeht – auf den Beitrag von Annette Hug in Willener (2007, S. 58–68).

Wenn es nun keine «Man-nehme-Rezepte» für Partizipation gibt, müssen die Berufspersonen die richtigen Fragen stellen, denn Partizipation ist für die Soziokulturelle Animation immer noch, oder mehr denn je, zentral. Es gilt aber genau hinzuschauen betreffend Ziel und Zweck der Partizipation. Hug hat einen kritischen Blick auf die Verheissungen der Partizipation getätigt und stellt eine für Berufspersonen der Soziokulturellen Animation wichtige Frage: «Wird Partizipation als Arbeit an der Demokratie als (politisches) Ziel oder als Mittel und Methode im animatorischen Handeln, wie beispielsweise in einem Projekt, ver-

¹² Vgl. im Kapitel 4 von Martin Hafén «Die Soziokulturelle Animation aus systemtheoretischer Sicht» den Abschnitt «Die Interventionspositionen und -methoden der Soziokulturellen Animation». S. 192)

standen?» (S. 62) Vorgelagert ist zudem die Unterscheidung zwischen formeller und informeller Partizipation zu machen. Nach Colette Peter (2008) bedeutet dies: «Formelle Partizipation ist gesetzlich vorgeschrieben und besteht aus institutionalisierten Verfahren. Diese werden ergänzt durch informelle, freiwillige Partizipationsverfahren, die seit den 90er-Jahren kontinuierlich zunehmen. Gesellschaftliche Entwicklungen wie die zunehmende Individualisierung und der damit gestiegene Anspruch auf Selbstverwirklichung haben zu einem steigenden Bedürfnis nach Mitbestimmung geführt. Dazu kommt, dass bei zunehmender Differenzierung der Lebensstile ein gemeinsamer Wertekonsens immer seltener vorausgesetzt werden kann, er muss von Fall zu Fall immer wieder neu gesucht und ausgehandelt werden» (S. 14). Als formelle/gesetzliche Instrumente sind das Wahlrecht, Abstimmungen, Vernehmlassungen und weitere Mitwirkungsrechte (in Firmen und Organisationen sind dies beispielsweise Personalkommissionen) zu bezeichnen. Diese formellen Verfahren werden oder können ergänzt werden durch informelle Teilnehmungsformen. Auf Bundesebene ist beispielsweise im Bundesgesetz über die Raumplanung die Mitwirkung der Bevölkerung in Planungsvorhaben verankert. Die mit Planungsaufgaben betrauten Behörden sollen für einen Einbezug in geeigneter Weise sorgen. Die Umsetzung auf kantonaler Ebene sieht demzufolge ganz unterschiedlich aus.

Auf der Ebene des beruflichen Handelns der Soziokulturellen Animation ist es wichtig, den aus dem Lateinischen stammenden Begriff «pars» (Teil) ebenfalls zu betrachten. Partizipative Prozesse sollen Teilhabe und Teilnahme aller – auch von formeller Mitwirkung ausgeschlossener – Menschen ermöglichen. Partizipieren heisst aber auch: Wer partizipiert, nimmt Anteil am Geschehen, er teilt mit den anderen das Ganze der öffentlichen Angelegenheiten. Im älteren Sprachgebrauch *partizipiert* man an ganz alltäglichen Dingen wie Essen oder einem Gespräch, während heutzutage der Begriff eher mit politischer Beteiligung in Zusammenhang gebracht wird. Der Begriff der Partizipation lässt sich unabhängig von konkreten politischen Systemen und Zeiträumen anwenden. Ob in einem kleinen Bauerndorf in der Bronzezeit oder in der Gegenwart, ob in einem vielfach gegliederten System wie der EU oder in einem direktdemokratisch geprägten Land wie der Schweiz, stets stellt sich die Frage nach den Teilhabechancen des Einzelnen an der gemeinschaftlichen Willensbildung. In den Handlungsfeldern der Soziokulturellen Animation heisst dies: Schaffen von niederschweligen Partizipationsangeboten für bestimmte Zielgruppen, das Anbieten von Lernfeldern wie zum Beispiel Projekten, das Initiieren und Durchführen von Mitwirkung bei der Gestaltung von Räumen, Orten, Spielplätzen, wo sich die jeweiligen Zielgruppen aufhalten, das Ermöglichen von weitgehender Selbstorganisation von Zielgruppen usw.

Die Berufspersonen müssen sich in der Kunst üben, die richtige Methode und den richtigen Methodenmix für die jeweilige Fragestellung und für die spezifischen lokalen Gegebenheiten und Mentalitäten zu finden und anzupassen oder gänzlich neu zu entwickeln. Ein anonymes Stadtviertel ist etwas anderes als eine kleine ländliche Gemeinde, wo jeder jeden kennt. Partizipative Spielplatzgestaltung mit den Zielgruppen erfordert eine andere Methodik als partizipative Planung, Gestaltung und Durchführung eines Kulturfestes mit freiwillig tätigen Migrantinnen und Migranten.

7.5 Tätigkeitsfelder, Funktionen und Prinzipien der Soziokulturellen Animation

Dieser Abschnitt widmet sich dem Thema, welche Funktionen oder Aufgaben die Soziokulturelle Animation wahrnimmt. Folgende Fragen werden gestellt: Wozu braucht es die Soziokulturelle Animation und in welcher Verbindung stehen die Tätigkeitsfelder und die Orte, wo Soziokulturelle Animation stattfindet? Eng verbunden mit den Tätigkeitsfeldern sind auch die verschiedenen Zielgruppen, für die und vor allem mit denen die Berufspersonen arbeiten, sei es innerhalb der Lebenswelt mit einer Zielgruppe oder vermittelnd zwischen verschiedenen Gruppierungen oder vermittelnd zwischen Lebenswelt und System.

Zu dem in der Soziologie umstrittenen Begriff «Funktion» folgt hier die Begründung für dessen Verwendung in diesem Kapitel. Gregor Husi¹³ erwähnt in seinem Kapitel explizit, dass er den Begriff der Funktion (aufgrund der gut begründeten Kritik am sozialwissenschaftlichen Funktionalismus) vermeidet und durch den Begriff «Aufgabe» ersetzt. In diesem Kapitel wird der Begriff «Funktion» weiterhin verwendet, weil dieser in der kurzen Geschichte der Soziokulturellen Animation in der Deutschschweiz im Grundlagenbuch von Moser et al. (1999) und in der Entwicklung des Handlungsmodells stets verwendet wurde. In diesem Sinne ist dies keine wissenschaftliche Begründung der Weiterverwendung, aber dieser Teil des Kapitels widmet sich dem konkreten Handeln.

Die Übersicht über die Teilbereiche, die Tätigkeitsfelder/Fokussierungen, die Funktionen und möglichen Förderungen und Outputs der Soziokulturellen Animation sind erarbeitet worden unter Einbezug der Darstellung der Funktionen von Müller (in Moser et al., 1999, S. 96ff.) und Spierts (1998, S. 71 und 76). Die Funktionen überschneiden und ergänzen sich, je nach Ausrichtung des Arbeitsortes, der auftraggebenden Institution und der Personen aus anderen Berufsrichtungen,

¹³ Vgl. das Kapitel 3, von Gregor Husi in diesem Buch: «Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht» S. 98.

Abb. 6: Tätigkeitsfelder und Funktionen der Soziokulturellen Animation

Teilbereiche	Tätigkeitsfelder Fokussierung	Funktionen				mögliche Förderung und Output
Politik	Stadt-, Stadtteil- oder Gemeinwesenentwicklung	↓ Vernetzungs- und Kooperationsfunktion ↑	↓ partizipative Funktion ↑	↓ präventive Funktion ↑	↓ integrative Funktion ↑	fördert Innovation und Selbstbestimmung und Interessenvertretung von Menschen ohne politische Partizipationsmöglichkeit
Soziales	Aufbau von sozialen Netzen / Gemeinschaften / Nachbarschaft					fördert Solidarität und vermittelt zwischen sozialen Gruppen und fungiert als Frühwarnsystem für soziale Ungleichheiten und entstehende Probleme
Bildung	niederschwellige nach- oder ausserschulische Angebote					fördert lebenslanges Lernen und bietet informelle und evtl. auch formelle ¹⁴ Bildung
Kultur / Kunst	niederschwellige Angebote für kulturelle Beteiligung					fördert Kreativität und ermöglicht aktiven Zugang zu Kultur
Sport	niederschwellige Angebote durch Animation auf spielerische Weise					fördert Gesundheit und Gesundheitsbewusstsein und vermittelt zwischen sozialen Gruppen
Tourismus / Freizeit	alternative, kulturell und ökologisch nachhaltige Angebote					fördert das Bewusstsein für die Umwelt, andere örtlich nahe Kulturen und die Mobilität
Wohnen / Wohnumfeld	Wohnbaugenossenschaften, grosse Siedlungen					fördert Nachbarschaftshilfe und Solidarität und fungiert als Frühwarnsystem für entstehende Probleme im Zusammenleben

↑ implizite und explizite Lernfelder ↓

mit denen zusammengearbeitet wird oder die Teilaufgaben der Soziokulturellen Animation im Auftrag übernehmen. Solche Teilaufgaben könnten beispielsweise Sportlehrerinnen oder Sportlehrer ausführen, die in einem Ferienangebot für Kinder und Jugendliche Kletter-Workshops leiten.

¹⁴ Unter informeller und formeller Bildung wird die Definition aus dem Glossar des Kopenhagenprozesses für Bildung des BBT, des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie, übernommen. Dort wird formales und informelles Lernen unterschieden: «Formales Lernen ist Lernen, das in einem organisierten und strukturierten Kontext (Bildungs- oder Ausbildungseinrichtung, am Arbeitsplatz) stattfindet, explizit als Lernen bezeichnet wird und (in Bezug auf Lernziele, Lernzeit oder Lernförderung) strukturiert ist. Formales Lernen ist aus der Sicht des Lernenden zielgerichtet und führt im Allgemeinen zur Zertifizierung. Informelles Lernen ist Lernen, das im Alltag, am Arbeitsplatz, im Familienkreis oder in der Freizeit stattfindet. Es ist (in Bezug auf Lernziele, Lernzeit oder Lernförderung) nicht organisiert oder strukturiert. Informelles Lernen ist in den meisten Fällen nichtintentional und führt normalerweise nicht zur Zertifizierung.»

Vernetzungs- und Kooperationsfunktion

Diese Funktion wird wahrgenommen durch die Anregung, die Förderung, die Unterstützung und die Begleitung im Aufbau von sozialen und kulturellen Netzwerken. Mittels Kooperation werden die unterschiedlichen Akteure, die es für eine erfolgreiche Zusammenarbeit einzubeziehen gilt, sei es für die Dauer eines Projektes oder für eine längerfristige Einbindung, aktiviert und einbezogen.

Partizipative Funktion

Diese wird wahrgenommen durch Aktivierung bereits bestehender Formen der gesellschaftlichen oder kulturellen Beteiligung und der Kreation und Adaption von neuen Beteiligungsformen, welche sich für die fokussierten Zielgruppen eignen und gemeinsam durchgeführt werden können. Um Gruppierungen ohne Möglichkeit der politischen Partizipation, wie beispielsweise Menschen ohne Schweizer Pass, Kindern oder Jugendlichen, eine Stimme zu verschaffen, braucht es andere Beteiligungsformen, als wenn gut gebildete Schweizerinnen und Schweizer an einer öffentlichen Planung der Gestaltung eines Dorfplatzes mitarbeiten.

Präventive Funktion

Sie unterstützt, dass gesellschaftliche Probleme früh wahrgenommen, thematisiert, kommuniziert werden und teilweise bereits gehandelt werden kann. Mittels Information, durch Unterstützung und ausgleichend leistet die Soziokulturelle Animation ihren Beitrag je nachdem bereits vor der Entstehung eines Problems und vermag durch genaues Hinschauen und Analysieren die Entstehung einer Negativspirale zu verhindern. (vgl. Kap. 4, M. Hafen, S. 176)

Integrative Funktion

Sie erfolgt durch Initiieren, durch Ermöglichen, durch Stimulieren von Kommunikation zwischen Individuen und Gruppen oder Gemeinschaften verschiedener sozialer und kultureller, religiöser oder ethnischer Ausrichtungen. Die Aufgaben finden sich in der Beziehungsarbeit innerhalb der Lebenswelt der Gruppierungen, als auch in der Vermittlung zwischen der/den Lebenswelt/en und dem System.

7.5.1 Prinzipien der Soziokulturellen Animation

Spierts (1998) definierte vier Determinanten, nach denen die Soziokulturelle Arbeit in allen Tätigkeitsfeldern oder, wie er es nennt, in allen Fokussierungsgebieten arbeiten sollte (S. 187).

Soziokulturelle Angebote sollten

- nahe am Lebensumfeld und an der Lebenswelt der Menschen stattfinden,
- informellen Charakter und möglichst wenig Hindernisse und Blockaden aufweisen,

- flexibel und bedürfnisorientiert sein und
- an Kultur und Gewohnheiten der Zielgruppen anknüpfen.

Horst Opaschowski (1996, S. 204) unterteilt die Leitprinzipien der Soziokulturellen Animation wie folgt:

Bedingungen der Teilnahme	Voraussetzungen der Beteiligung	Möglichkeiten der Zielgruppen
Erreichbarkeit	Freie Zeiteinteilung	Wahlmöglichkeit
Offenheit	Freiwilligkeit	Entscheidungsmöglichkeit
Aufforderungscharakter	Zwanglosigkeit	Initiativmöglichkeit

Diese Leitprinzipien oder Determinanten der Soziokulturellen Animation können für die aktuelle Situation in der Deutschschweiz übernommen werden und als Leitprinzipien dienen. Die Prinzipien der *Niederschwelligkeit* und der *Nachhaltigkeit* kommen hinzu. Die Wichtigkeit der *Niederschwelligkeit* kann durch das folgende Beispiel aufgezeigt werden: Die Entwicklungen, welche die Institutionen der Jugendarbeit in der Deutschschweiz in den letzten Jahren durchlebt hat, indem vielerorts die Komm-Struktur (Angebote im Jugendtreff) durch eine Geh-Struktur erweitert oder ersetzt wurde, sind sichtbar – dies nicht nur für Fachpersonen. In der aufsuchenden Jugendarbeit *gehen* die Fachpersonen zu ihren Zielgruppen und nehmen örtlich flexibel mit den Jugendlichen Kontakt auf, knüpfen Beziehungen, was bedeutet, dass die Schwelle des Eintretens in eine Institution (Jugendhaus) – auch im wörtlichen Sinne – praktisch nicht mehr vorhanden ist. Mit dem Prinzip der *Nachhaltigkeit* ist gemeint, dass der Beliebigkeit oder Kurzlebigkeit, welche durch die Arbeit an immer wieder neuen Projekten entstehen könnte, entgegengewirkt wird. Wenn durch Projekte Bedürfnisse einer Zielgruppe geweckt und befriedigt werden, sollte die initiierende Gruppe auch auf die schrittweise Übernahme der selbständigen Weiterführung des Projekts oder Angebotes (je nach Projekt kann dies sinnvoll und wichtig sein) hingeführt, befähigt und unterstützt werden.

7.5.2 Zielgruppen der Soziokulturellen Animation

Grundsätzlich stellen Moser et al. (1999, S. 103ff. und S. 207ff.) fest, dass die Adressatinnen und Adressaten der Soziokulturellen Animation aus allen Bevölkerungsschichten stammen können, und die Arbeit mit Gruppierungen, es wird in der Soziokulturellen Animation hauptsächlich mit Gruppen gearbeitet, ist dementsprechend vielfältig in Bezug auf Schicht-, Alters- und Kulturzugehörigkeit. Wobei geläufige und tradierte Zuordnungen von Schicht, Geschlecht, Lebensalter

und kulturellem/ethnischem Hintergrund zu kurz greifen und die Fachpersonen von den Auftraggebenden oft zusätzlich einen *Normalisierungsauftrag* einer fokussierten Zielgruppe erhalten, welcher unbedingt der genauen Klärung und Abgrenzung bedarf.

Im Bereich der Jugendarbeit kann statt von Gruppen eher von Szenen oder von «Peers» gesprochen werden, aber im weiteren Verlauf dieses Kapitels wird der allgemeinen Gültigkeit wegen von Gruppen oder Gruppierungen gesprochen.

Die Fachpersonen müssen sich über die anvisierte(n) Zielgruppe(n) ein möglichst breites Bild erarbeiten, um einerseits handlungsfähig zu werden und andererseits gegenüber den Auftraggebenden auch eingrenzen zu können, welche Ziele mit der anvisierten Zielgruppe möglich und gemeinsam realisierbar sind.

Die folgende Aufzählung von Zielgruppen oder Adressatinnen und Adressaten kann niemals als abgeschlossen betrachtet werden, da zwei Leitprinzipien der Soziokulturellen Animation auch *Flexibilität* und *Bedürfnisorientierung* heissen und sich die Fachpersonen immer am gesellschaftlichen Wandel und den daraus folgenden Anforderungen, neuen Bedürfnissen und neuen Zielgruppen orientieren müssen.

Das Prinzip der Offenheit sollte ebenso im Blickwinkel sein. Diese Offenheit steht für Spierts (1999) aber auch im Widerspruch gegenüber der Einschränkung nach Zielgruppen. Er argumentiert wie folgt: «Ausserdem wird Leuten und spezifischen Gruppen, die auf verschiedenen gesellschaftlichen Gebieten Aufholbedarf haben und gezwungenermassen eine abhängige Position haben, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die exklusive Aufmerksamkeit, die diesen Gruppen in der Vergangenheit öfters anheim fiel, ist in den letzten Jahren relativiert worden. Exklusive Aufmerksamkeit kann einer Stigmatisierung Vorschub leisten und zu Spannungen mit Zielsetzungen der soziokulturellen Arbeit, wie Integration und Begegnung, führen» (S. 65). In der konkreten Arbeit, in der Zusammenarbeit mit auftraggebenden Institutionen und weiteren Akteuren sowie dem Anspruch, welche die Gesellschaft an die Berufspersonen stellt, befindet sich die Soziokulturelle Animation immer wieder in der Zwischenposition, aus der heraus die Berufspersonen zwischen System und Lebenswelt vermitteln müssen. Diese Vermittlungsaufgabe steht kaum explizit in einem Leistungsauftrag. Die implizite Vermittlungsaufgabe darf im beruflichen Alltag nie vergessen gehen und sollte bei der Leitbildentwicklung, bei Konzepteingaben und in Berichten über die Leistungserfüllung immer mitgedacht und explizit kommuniziert werden. Darum erfolgt die unten stehende Aufstellung mit einer Unterteilung in den Fokus «Vermittlung innerhalb oder zwischen» und den Fokus «Für und mit der Zielgruppe». Die Abbildung ist als Orientierung zu betrachten und nicht als unveränderbar zu verstehen.

Abb. 7: Zielgruppen der Soziokulturellen Animation

Soziokulturelle Animation vermittelt innerhalb oder zwischen ...	Soziokulturelle Animation ist tätig für und mit der Zielgruppe ...
Generationen	Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene, Erwachsene, ältere und ganz alte Menschen ...
Geschlechtern	Mädchen- und/oder Jungenarbeit, Arbeit mit Frauen und/oder Männern, Arbeit mit Frauen und/oder Männern mit Migrationshintergrund ...
Kulturen	Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, einheimische und zugezogene Menschen im Quartier, im Stadtteil oder in der Gemeinde ...
Lebenswelten, Lebensstilen, Lebenslagen und sozialen Schichten	Gesunde Menschen und Menschen mit Behinderung, Menschen mit und ohne Erwerbsarbeit, freiwillig Tätige und professionell Tätige, Familien und Alleinerziehende, Lehrpersonen, Eltern und Kinder, Bewohnerinnen und Bewohner von Wohngemeinschaften ...
System(en) und Lebenswelt(en)	Akteure aus Politik, Verwaltung und Wirtschaft und Bewohnerinnen und Bewohner in Quartieren, Stadtteilen und Gemeinden ...

7.6 Modelle und methodisches Handeln in der Soziokulturellen Animation

Professionelles Handeln stützt sich auf Erfahrungen aus der Praxis sowie auf wissenschaftliche Theorien und Modelle. Professionell Tätige streben ein methodisches Vorgehen an, welches sich auf Theorien und reflektierte Rückkoppelungen aus der Praxis stützt. Planvolles, zielgerichtetes professionelles Handeln ist nötig, damit die Frage- und Problemstellungen, die sich aus der Praxis ergeben, mit adäquaten Massnahmen und Mitteln gelöst werden können. Die Methoden und Techniken müssen jeweils für die anstehenden soziokulturellen Interventionen ausgewählt, angepasst oder aus verschiedenen Elementen neu entwickelt werden. Die folgenden Abschnitte gruppieren sich um folgende Fragen:

Entlang welcher Modelle arbeitet die Soziokulturelle Animation?

Wie arbeitet die Soziokulturelle Animation?

Damit die Begriffe «Modelle», «Methoden» und «Techniken» auseinandergelassen werden können, ihre gegenseitige Verknüpfung sowie eine Verortung für die Praxis vorgenommen werden kann, folgt der Versuch einer Eingrenzung des Modellbegriffs. Nach Hillmann (1994) entstand der Begriff im Lateinischen und bedeutet Muster, Entwurf oder Nachbildung. In der sozialwissenschaftlichen Methodologie wird der Begriff sehr unterschiedlich verwendet und interpretiert. Er bezeichnet Verfahren und Ergebnisse der Formalisierung wissenschaftlicher Probleme und Theorien (S. 567ff.). Zur Verknüpfung von Theorie und Modell ebenfalls Hillmann: «Oft wird überhaupt nicht prinzipiell zwischen Modell und Theorie unterschieden, sondern als Modell eine Theorie bezeichnet, die sich durch einen höheren Grad an Formalisierung und Präzisierung, d.h. durch Überführung ihrer Aussagenverknüpfungen in ein System von logisch (...) aufeinander bezogenen Gleichungen auszeichnet» (S. 568). Anders ausgedrückt kann ein

Modell beschreibend wirken, um Abläufe oder Ordnungen und Verknüpfungen innerhalb eines Systems zu veranschaulichen. Das Verhältnis von Theorie, also möglicherweise auch von Modellen, und Praxis beschreibt Jean-Pierre Boutinet (2005, zit. in Willener, 2007, S. 117), bezogen auf Projekte, so, dass diese permanent mit zwei Diskursen beschäftigt seien. Theoriebezogen mit der Analyse, der Beschreibung, den Hypothesen usw. wie auch praxisbezogen mit den konkreten Aktivitäten im Feld. Und wenn im praktischen Handeln professionell vorgegangen werden soll, kommen wiederum Methoden und Techniken ins Spiel. Unter «Methode» wird das zielgerichtete, planmässige Handeln oder Vorgehen verstanden, und unter «Technik» wird die Anwendung von besonderen Methoden und Prinzipien, einzeln oder in Kombination, um bestimmte Wirkungen zu erzielen, verstanden.

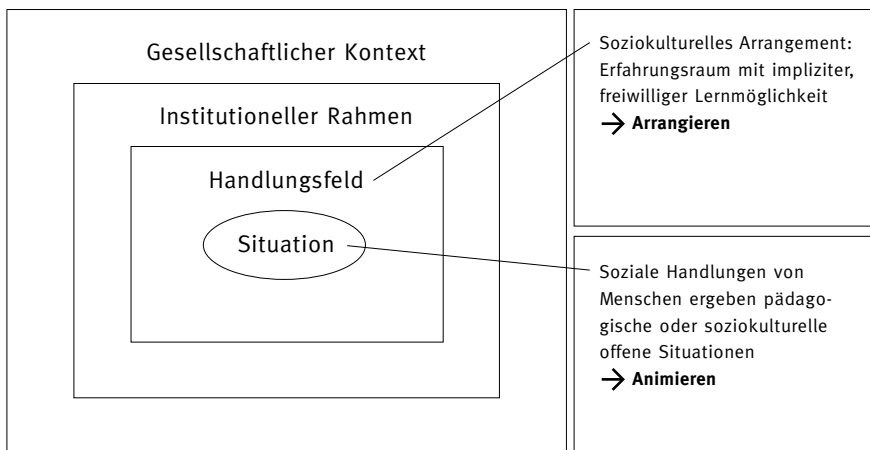
7.6.1 Modell der offenen Situation und des Handlungsfeldes

Hermann Giesecke (2007) definiert das Handlungsfeld als *Lernfeld* und bezeichnet dieses als relativ dauerhaften Kontext, in dem sich durch pädagogische Handlungen pädagogische Situationen ergeben, welche im institutionellen Rahmen stattfinden. Der institutionelle Kontext definiert dieses Feld ebenso wie die handelnden Individuen und Gruppen im Feld. Giesecke beschreibt die pädagogische Situation als prinzipiell offen, da sie von den Sequenzen des wechselseitigen Handelns abhängig ist, wie sie sich fortentwickelt (S. 47ff.). Moser et al. (1999, S. 98 und S. 133ff.) adaptieren das Modell von Giesecke und übertragen es auf die Soziokulturelle Animation wie auch einen Teil der Grundformen des pädagogischen Handelns. Das Modell mit seiner prinzipiellen Offenheit für die handelnden Individuen und Gruppen entspricht den Prinzipien der Offenheit und Flexibilität der Soziokulturellen Animation, da diese ebenfalls Möglichkeiten für und mit den Zielgruppen erschliessen sollen, in welchen Erfahrungen durch Lernangebote gemacht werden können. Es liegt aber bei den Adressatinnen und Adressaten, ob und was sie lernen wollen, denn das Lernangebot ist als implizit zu verstehen und wird durch die Fachpersonen angepasst, neu initiiert, aufrechterhalten und als Verhandlungs- oder Weiterarbeitsbasis der jeweiligen Zielgruppe unterbreitet. Das Postulat der *offenen Situation* und des *Handlungsfeldes* wirft aber laut Müller (in Moser et al., 1999, S. 134ff.) auch die Frage auf, ob nun wirklich ein macht- und herrschaftsfreier Erfahrungsraum zur Verfügung stehe und ein jederzeit möglicher Zutritt und sanktionsloser Austritt der Adressatinnen und Adressaten möglich sei. Als idealtypische Ausgangslage für eine freiwillige Aktivität mag dies durchaus gerechtfertigt sein, aber in einem partizipativen Arrangement, wo eine gemeinsame Projektplanung, Projektdurchführung und -auswertung ansteht, kann es sich kontraproduktiv auswirken. Ab dem Moment, wo sich Interaktionen zwischen Menschen in der Gruppe ergeben, die sich freiwillig

zu einer gemeinsamen Aktivität entschlossen, ist ein Zu- oder Austritt nicht mehr jederzeit möglich. Die entstehenden Regeln der Zusammenarbeit in der Gruppe schliessen auch Sanktionsmöglichkeiten mit ein. Dazu Müller (in Moser et al., 1999): «Obwohl die Tatsache bestehen bleibt, dass die Adressatinnen und Adressaten der Soziokulturellen Animation zumindest in der Anfangssituation als freiwillige Teilnehmende gewonnen werden müssen, schliesst das nicht aus, dass sie innerhalb der vom Animator oder von der Animatorin initiierten Arbeitsgruppe mit der Zeit zu einer hoch verbindlichen Arbeitsweise finden» (S. 135). Derselbe Autor vergleicht auch beispielsweise das *Handlungsfeld Schulklasse* in der *Institution Schule* mit dem *Handlungsfeld Arbeits- oder Initiativgruppe* im *Handlungsfeld Quartierzentrum*. Es liege auf der Hand, welche Situation als die offenere Situation bezeichnet werden können (S. 135).

So können nun, anhand dieses Modells, Institutionen, Handlungsfelder und Situationen analysiert und verortet werden. Gieseckes Modell der Einordnung professionellen pädagogischen Handelns in das Ordnungsraster der (pädagogischen) Situation, des Handlungsfeldes, des institutionellen Rahmens und des gesellschaftlichen Kontextes kann unter Einbezug von zwei (von fünf) für die Soziokulturelle Animation wichtigen und zentralen pädagogischen Grundformen, *Arrangieren* und *Animieren*, übernommen und angewendet werden.

Abb. 8: Modell der offenen Situation und des Handlungsfeldes



Quelle: Moser et al., 1999, S. 98, sowie eigene Anpassungen

Mit **Arrangieren** ist das Herstellen von Lernsituationen (Erfahrungsräumen, Settings usw.) gemeint. Ein Arrangement ist eine Struktur, die innerhalb eines Handlungsfelds eingerichtet wird, um aktives und produktives animatorisches Handeln zu

ermöglichen. **Animieren** bedeutet, dass die Adressatinnen und Adressaten ange-
regt, ermutigt und befähigt werden, die arrangierten Lernsituationen und Erfah-
rungsräume zu nutzen.

Giesecke (2007) definiert den institutionellen Rahmen oder Kontext wie folgt:
«Institutionen sind also allgemein gesagt gesellschaftliche Einrichtungen, die bis
zu einem gewissen Grad menschliches Handeln personenunabhängig und damit
auf Dauer gestellt regeln, wobei diese Regelungen teilweise rechtlich verankert
sind, ihre Nichtbeachtung also Sanktionen nach sich ziehen kann. (...) Ohne
institutionelle Regelungen wäre kontinuierliches, planmässiges, auf die Zukunft
orientiertes Handeln nicht möglich, jedes Handeln bliebe (...) stecken in unmit-
telbaren Gruppensituationen» (S. 50ff.).

Nach Müller (in Moser et al., 1999) produziert jedes Arbeitsfeld (der Soziokul-
turellen Animation) laufend Situationen, in denen gehandelt werden kann oder
muss: «Jedes Arbeitsfeld bestimmt einerseits die Arbeitsweise, wie auf diese
Situation reagiert werden soll oder in diesen Situationen gehandelt werden
kann. Jedes Arbeitsfeld ist eingebettet in bestimmte institutionelle Rahmenbe-
dingungen, und jede Institution befindet sich wiederum in einem bestimmten
gesellschaftlichen Kontext und ist unter bestimmten gesellschaftlichen Verhält-
nissen entstanden. Dieser gesellschaftliche Kontext bestimmt nicht nur die Aus-
gestaltung des institutionellen Rahmens, sondern auch das Geschehen in den
einzelnen Feldern wesentlich mit» (S. 99). Der Schluss dieser Aussage schafft
wiederum Bezug zu Spierts' Verortung der Soziokulturellen Animation als inter-
mediäre Arbeit zwischen System und Lebenswelt sowie zur im oberen Teil her-
geleiteten Aussage, dass die Soziokulturelle Animation auch Beziehungsarbeit
innerhalb der Lebenswelten der Adressatinnen und Adressaten zu leisten hat.
Nach Müller (in Moser et al., 1999) finden Situationen in konkreten offenen Situa-
tionen im Rahmen von sozialen oder pädagogischen Tätigkeiten stets an Orten
statt, wo sich Menschen begegnen. Es handelt sich also um direkte und flüchtige
«Face-to-face»-Kontakte, deren Wirkung und Gegenwirkung direkt erlebbar sind
(S. 99). Nach der Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas sind
solche Begegnungen verständigungsorientiert und Habermas geht davon aus,
dass es eine rationale Verständigung gäbe, die mehr als das Aushandeln von
Interessen sei. Genau hier sollten die Berufspersonen der Soziokulturellen Ani-
mation gezielt intervenieren und die kommunizierenden Menschen unterstützen
und Beziehungs-, Verständigungs- und/oder Übersetzungsarbeit leisten in der
offenen Situation, dabei stets transparent und einseh- und begründbar handeln
mit und für die beteiligten Akteure. Giesecke (2007) benennt die offene Situa-
tion wie folgt: «Eine pädagogische (oder animatorische) Situation ist prinzipiell
offen, das heisst, es hängt von der Sequenz des wechselseitigen Handelns ab,
wie sie sich fortentwickelt» (S. 49). In diesem Sinne sind offene Situationen ein-

malig und unwiederholbar. Für sie gibt es keine *Rezepte*, sondern sie benötigen schöpferisches und angemessenes Handeln.

7.6.2 Soziales Handeln

Giesecke (2007) beschreibt Handeln als bewusstes und willentliches menschliches Tun beschrieben, das auf die Gestaltung der Wirklichkeit gerichtet ist und in dem der Handelnde bestimmte Ziele verfolgt und bestimmte Motive hat. Wenn sich das Handeln auf die Veränderung menschlicher Verhältnisse und Bedingungen bezieht, dann wird von sozialem Handeln gesprochen. Pädagogisches Handeln, als Form des sozialen Handelns, gehört ebenso dazu (S. 21). Von Gieseckes (2007, S. 79–111) fünf Grundformen des pädagogischen Handelns – Unterrichten, Informieren, Beraten, Arrangieren und Animieren – werden die für die Soziokulturelle Animation wichtigen letzten beiden erläutert.

Arrangieren

Diese Handlungsform richtet sich auf die Herstellung einer informellen oder impliziten (*Lern-)Situation*, in der die Adressatinnen und Adressaten ihre (*Lern-)Ziele* selber formulieren und gemeinsam entwickeln. Im soziokulturellen Arrangement tritt das Lernen nicht so stark in den Vordergrund wie im pädagogischen Arrangement, aber sehr wohl in den Vordergrund tritt das gemeinsame Entwickeln der Ziele. Müller (in Moser et al., 1999) bezeichnet das Arrangement entweder als institutionelle Grundgegebenheit, wie zum Beispiel ein Jugendtreff oder ein Gemeinschaftszentrum mit seinen Räumen, aber ein Arrangement könne auch eine situative Gegebenheit sein, die aktuelle Interessen, Aktivitäten und Bedürfnisse zu berücksichtigen habe. Ein erstes Treffen mit interessierten Bewohnerinnen und Bewohnern eines Quartiers verlange ein anderes Arrangement als eine Auswertungsrunde mit den Teilnehmenden eines durchgeführten Animationsprojektes (S. 131).

Animieren

Bei dieser Handlungsform werden die Adressatinnen und Adressaten animiert, die arrangierten Lern- oder Erfahrungsräume zu nutzen. Das der Situation und der Zielgruppe entsprechende Arrangement unterstützt die Beteiligung und erleichtert die Aktivierung. Animieren gilt als nichtdirektive Anregung und Förderung in offenen Situationen und Handlungsfeldern. Kreativität wird freigesetzt, Gruppenbildung gefördert und die aktive Teilnahme am kulturellen und sozialen Leben erleichtert.

Explizit wichtig innerhalb dieser Handlungsformen ist das *Knüpfen von Beziehungen* zu betrachten als Kernkompetenz und Grundelement der Soziokulturellen Animation. Beziehungen knüpfen kann innerhalb eines Arrangements, ausserhalb

oder gar vor der Bildung eines Arrangements stattfinden. Spierts (1998) betrachtet das Kontaktknüpfen als erste Kernaufgabe der Soziokulturellen Arbeit: «Das Knüpfen von Kontakten und die Orientierung im Sinne des Ausfindigmachens und Signalisierens gesellschaftlicher Defizite werden in der soziokulturellen Arbeit immer bedeutsamer. (...) Affinität mit der Gruppe/mit den Gruppen (auf welche sich zum Beispiel eine ausgeschriebene Stelle bezieht) sei eine wichtige Voraussetzung. Aber auch wenn Affinität eine wichtige Bedingung ist; es braucht dennoch mehr als das Knüpfen und Pflegen von Kontakten mit potentiellen Teilnehmern und Freiwilligen. Die Fachkraft muss fähig sein, eine Beziehung einzugehen, die zwar prinzipiell zeitlich beschränkt ist, aber trotzdem Entfaltungsmöglichkeiten und zukunftsorientierte Perspektiven enthält» (S. 79). Als Beispiel kann hier aufsuchende offene Jugendarbeit genannt werden. In diesem Handlungsfeld ist diese Kernkompetenz von hoher Bedeutung, denn die Fachperson der Soziokulturellen Animation bringt das *Arrangement* sozusagen mit. Allein durch ihre physische Präsenz und ihre professionelle Haltung verkörpert sie ein Arrangement. Kann man nun sagen, dass eine Fachperson der Soziokulturellen Animation als Teil des Arrangements gelten kann? Giesecke (2007) kann hier zur Erklärung beigezogen werden. Er nimmt zwar ein Beispiel aus der örtlich gebundenen Jugendarbeit: «(Das Jugendzentrum) ist zunächst einmal ein Arrangement. Es enthält Räume, technische Ausstattungen, die die Jugendlichen zu bestimmten Tätigkeiten anregen können. Die dort tätigen Pädagogen sind Teil dieses Angebots, sie können Besucher gewinnen für etwas, oder sie sorgen für das Arrangement bzw. sie stehen für Anfragen – gleich welcher Art – zur Verfügung» (S. 97). Die Fachperson hält *sich selbst* als *Lernmöglichkeit* zur Verfügung. Wenn diese Sichtweise zwischen *Aktivierungsdruck* der auftraggebenden Institution und dem Gestaltungsdrang der Fachpersonen der Soziokulturellen Animation auch etwas quer steht, so ist sie doch – je nach Zielen der Institution – nötig und richtig, sollte aber immer klar benannt und legitimiert werden. Die Rolle als wandelnde Lernmöglichkeit ist sicher nicht einfach zu erfüllen. In der aufsuchenden Jugendarbeit besteht diese Lernmöglichkeit einzig und allein in der Fähigkeit der Fachperson, Kontakte zu knüpfen, mittels Gesprächen Beziehungen und somit Vertrauen aufzubauen und herauszufinden, ob die Zielgruppen animiert werden wollen oder können, um allenfalls weitere gemeinsame Aktivitäten zu entwickeln.

7.7 Ein Handlungsmodell mit vier Interventionspositionen

Die Ausführungen über Solidarität, die Verortung der Soziokulturellen Animation entlang der gesellschaftlichen Sektoren und die Beleuchtung der vielfältigen Aufgaben zwischen System und Lebenswelt und der Beziehungsarbeit zwischen den Lebenswelten, die Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld der Erwar-

tungen der Akteure, die Diskussion der Begriffe «Kultur», «Gesellschaft» und «Soziokultur», die Ausführungen zu den Koordinaten, Prinzipien und Funktionen der Soziokulturellen Animation und der Exkurs über das soziokulturelle oder pädagogische Handeln als Einleitung zu diesem Abschnitt führen zu dem von Müller (in Moser et al., 1999) entwickelten Handlungsmodell. Auf der Basis von Modellen aus den Niederlanden und Frankreich und weiteren Theorien ist das Modell mit den vier Interventionspositionen entstanden (S. 122).

Als Basis dienen nicht nur theoretische Grundlagen, sondern die vielen erforderlichen Aufgaben der Soziokulturellen Animation, um, im weiten Sinne gesprochen, die Gestaltung des Zusammenlebens von Individuen und Gruppen zu fördern und zu begleiten. Die Aufgaben der Soziokulturellen Animation in einem sich ständig verändernden gesellschaftlichen und beruflichen Umfeld sollten für die sich ständig verändernden Anforderungen an die Berufspersonen entlang dieses Modells auch längerfristig lösbar sein.

Abb. 9: Veränderungen im Handlungsmodell

Aufgaben der Soziokulturellen Animation	Benennung der Interventionspositionen 1999	Benennung der Interventionspositionen 2009
Animationsaufgabe	Animator/Animatorin	Animationsposition
Organisationsaufgabe	Organisator/Organisatorin	Organisationsposition
Konzeptaufgabe	Konzeptor/Konzeptorin	Konzeptposition
Vermittlungsaufgabe	Mediator/Mediatorin	Vermittlungsposition

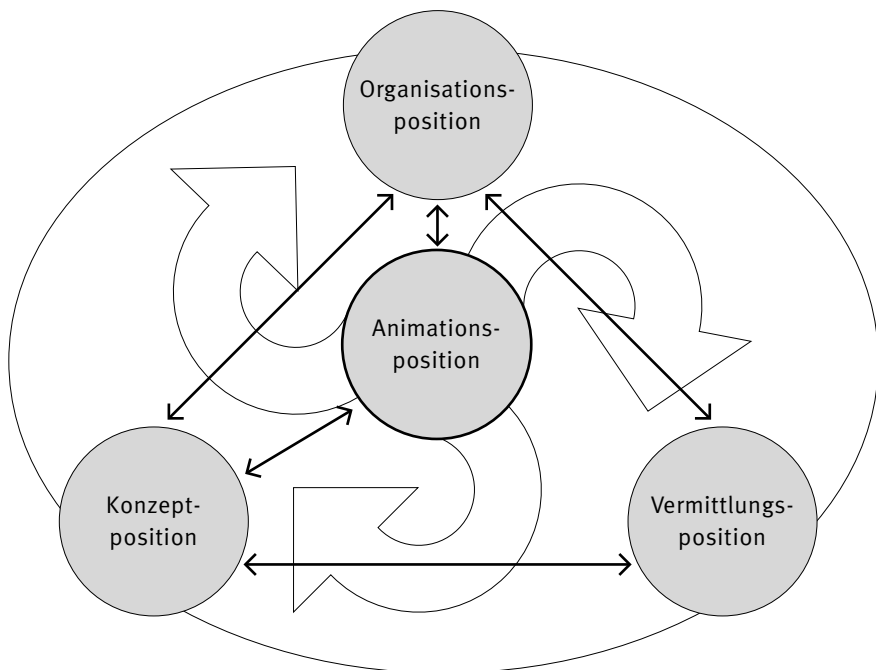
Quelle: Moser et al., 1999, S. 104), sowie eigene Anpassungen

Die Position des Mediators, der Mediatorin ist entlang des Begriffs «Vermittlungsaufgabe» in «Vermittlungsposition» umbenannt worden. «Mediator/Mediatorin» hat sich inzwischen zu einem eigenständigen Berufsstand entwickelt. Es gibt, laut dem Schweizerischen Dachverband für Mediation¹⁵, Angebote für die Mediationsbereiche Familie und Partnerschaft, Kinder, Trennung, Scheidung, Erbrecht, Nachfolgeregelungen in Familienunternehmen, KMU, Nachbarschafts- und Mietverhältnisse, Stockwerkeigentum, Schule, Pädagogik, Jugend- und Sozialarbeit, Arbeitsverhältnisse, innerbetriebliche Konflikte, Geschäfts-, Wirtschafts- und Finanzwesen, Versicherungswesen und Schadensregelung, in denen Mediatorinnen und Mediatoren tätig sind.

¹⁵ Weitere Informationen unter www.infomediation.ch

Aus diesem Grund erfolgt als Abgrenzung eine Umbenennung; zudem widerspiegelt sich die effektive Tätigkeit oder Aufgabe in der Bezeichnung «Vermittlungsposition». Das Handlungsmodell ist als Orientierung zu verstehen, in welcher Situation, mit welchen Beteiligten, in welcher Funktion, mit welchen Methoden und Techniken, mit welcher Haltung Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren in der offenen Situation im Handlungsfeld intervenieren können. Alle vier Positionen sind immer in Verbindung untereinander und in Rückkopplung mit den anderen zu betrachten, aber in jeder Position sind spezifische Aufgaben, Ziele, Aktivitäten und Methoden zentral, welche sich auch überschneiden können.

Abb. 10: Handlungsmodell nach Moser et al. (1999, S. 122) sowie eigene Anpassungen



Die Animationsposition ist zu denken als zentrale Interventionsposition oder als Kernposition, die im Zentrum aller Aufgaben steht und immer in Verbindung mit einer anderen Aufgabe zum Tragen kommt. Dazu Müller (in Moser et al., 1999): «Hiermit soll deutlich gemacht werden, dass diese vier Aufgaben von einer eigenen Position aus wahrgenommen werden müssen. Die Position kennzeichnet den Standort, von dem aus bestimmte Interventionen (...) (innerhalb des sozio-

kulturellen Kontextes) geplant und durchgeführt werden müssen. Jede dieser Interventionspositionen ist in Verbindung und Rückkoppelung mit den anderen zu sehen und hat diese (...) mit zu berücksichtigen» (S. 122).

Die folgende erweiterte Darstellung nimmt die vier Positionen auf, verbindet sie mit den darin enthaltenen Aktivitäten und Tätigkeiten der Fachpersonen, nennt den Zweck der jeweiligen Position sowie die zu erreichenden Ziele der Adressatinnen und Adressaten.

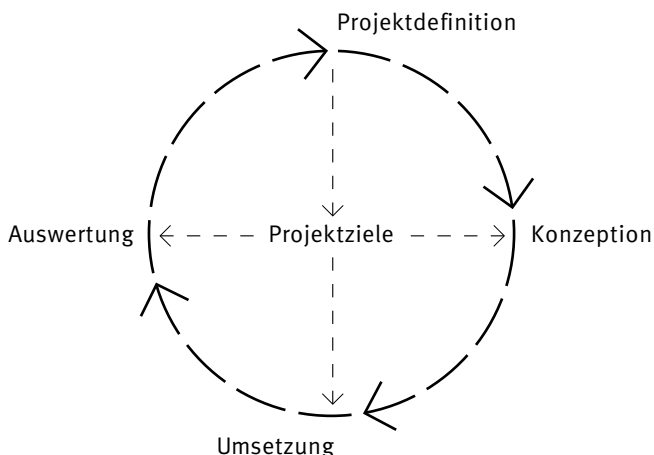
Abb. 11: Das Handlungsmodell, ergänzt mit Zweck und Zielen der Adressatinnen und Adressaten

Interventionsposition	Aktivitäten der Fachpersonen	Zweck	Ziele der Adressatinnen und Adressaten
Animationsposition	animieren arrangieren beteiligen	Aktivierung	Selbsttätigkeit
Organisationsposition	unterstützen planen durchführen auswerten	Aktion Produktion	Selbstorganisation
Konzeptposition	erforschen erkunden konzipieren	Konzeptualisierung	Transformation
Vermittlungsposition	problematisieren / thematisieren übersetzen verhandeln Konflikte lösen	Vermittlung	Selbständigkeit

Bevor die inhaltliche Vertiefung der vier Interventionspositionen vorgenommen wird, erfolgt ein kurzer Exkurs und ein Einbezug eines weiteren – für die Soziokulturelle Animation wichtigen – Modells, des Phasenmodells der Projektmethodik (Willener, 2007, S. 38). Diese Zusammenführung erfolgt, um die Modelle auseinanderzuhalten und damit entlang der oben vorgenommenen Definitionen von Modell, Methodik und Instrument Klarheit entsteht.

Gemäss Willener (2007) befindet man sich in einem Projekt permanent innerhalb oder zwischen theoretischer Auseinandersetzung und praktischer Umsetzung (S. 117). Projekte werden ihrer Grösse und Ausprägung entsprechend mittels der Instrumente der Projektmethodik umgesetzt. Das unterstützende Modell hierbei ist das Vierphasenmodell.

Abb. 12: Vierphasenmodell



Quelle: Willener, 2007, S. 38, sowie eigene Anpassungen

In der kontinuierlichen Arbeit innerhalb eines Projekts sollte der Kreis nach der Auswertung nicht geschlossen, sondern im Sinne einer Spirale weitergeführt werden, um der Nachhaltigkeit Rechnung zu tragen. Je nach Resultat der Auswertung, die im Anschluss an jede Aktion, jedes Projekt, jedes geführte Gespräch und jede Intervention stattfinden sollte, stehen Veränderungen, Korrekturen oder Neudefinitionen an.

Verknüpfung des Vierphasenmodells mit dem Handlungsmodell

Die Verknüpfung mit dem Handlungsmodell geschieht über zwei Bezüge: Erstens sind Projekte in der Soziokulturellen Animation die herausragende Methodik, um mittels gezielter und zeitlich begrenzter Interventionen im soziokulturellen Feld tätig werden zu können. Dies geschieht im Rahmen des Vierphasenmodells der Projektmethodik. Zweitens bestehen Überschneidungen der Begrifflichkeiten und der damit verknüpften Tätigkeiten wie zum Beispiel die Konzeptionsphase versus die Konzeptionposition oder die Umsetzungsphase versus Organisationsposition.

Zweitens kann am Beispiel der Konzeptionposition des Handlungsmodells und der Konzeptphase des Vierphasenmodells exemplarisch aufgezeigt werden, welches Modell auf welcher «Flughöhe» anzusiedeln ist. Handelt es sich innerhalb der Projektmethodik bei der Konzeptionsphase um das Erarbeiten eines Projektkonzepts, so kann es sich im Handlungsmodell sowohl um ein Institutions-, Einrichtungs- oder Betriebskonzept (z.B. auf der Basis des Leitbildes), um ein Zielgruppenkonzept auf der Basis einer spezifischen Zielgruppe (z.B. Konzept für

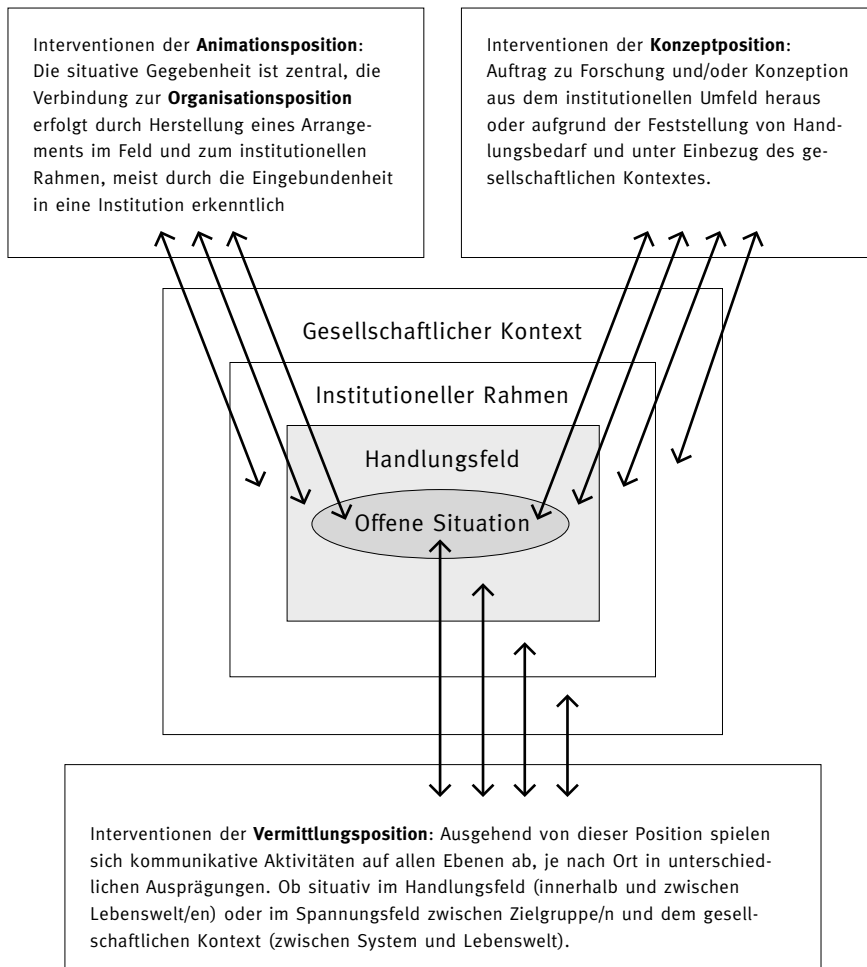
Mädchenarbeit), um ein Bereichs- oder Methodenkonzept (z.B. Präventionskonzept) oder eben um ein Projektkonzept handeln.

Zudem kann innerhalb jeder Position des Handlungsmodells – immer unter Bezugnahme zu den anderen Positionen – methodisch entlang des Vierphasenmodells gehandelt werden, denn jegliches reflektiertes professionelles Handeln sollte diesen Phasen folgen.

7.7.1 Die Interdependenz der Interventionspositionen

Zur Verdeutlichung der Interdependenz der Positionen untereinander wird erneut das Modell der Verortung von sozialem (pädagogischem) Handeln nach Giesecke beigezogen.

Abb. 13: Die Interdependenz der Interventionsmethoden



Dazu Müller (in Moser et al., 1999): «Während in der Interventionsposition *Animator/Animatorin* die situativen Gegebenheiten zentral sind, aber mit der Verbindung zum Arrangieren bereits eine Struktur zum Tragen kommt, konstruiert sich bei der Position *Organisator* ein Feld. Unter *Feld* verstehen wir einen relativ dauerhaften Kontext, in dem sich animatorisches Handeln in einer Abfolge von verschiedensten Situationen abspielt. Ein Feld kann eine Arbeitsgruppe sein, die aktiv wird, zum Beispiel eine Gruppe von Jugendlichen in einem Ferienlager. Der gemeinsame Bezug ist die geplante und miteinander durchgeführte Aktivität, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Aussenwelt nicht abgeschottet werden kann» (S. 140). Als *Aussenwelt* kann im Falle dieses Ferienlagers punkto Verortung des institutionellen Rahmens die Dachorganisation gemeint sein, unter deren Patronat das Lager durchgeführt wird. Den gesellschaftlichen Kontext könnte die thematische Ausrichtung des Lagers herstellen, wie beispielsweise der Bezug zum Thema der aktuellen gesellschaftlichen Problemstellung betreffend Zunahme an übergewichtigen Kindern.

7.7.2 Animationsposition

Der Begriff «animieren» ist im deutschen Sprachraum mit verschiedenen, auch schwierigen, Bedeutungen belegt. Das Wort «animare» stammt aus dem Lateinischen und bedeutet «beleben». Dieses Wort legt also eine zentrale Basis für die Animationsposition, die im Zentrum des professionellen Handelns steht. Für Spierts (1998) enthält dieser Begriff viele Bedeutungen, welche wichtig sind für die Soziokulturelle Animation: ermuntern, anspornen, aktivieren, initiieren, ermutigen, motivieren, begeistern, beseelen, stimulieren, beleben usw. (S. 230).

Animation und Motivation

Die Begriffe «Animation» und «Motivation» werden auch von Spierts praktisch im selben Atemzug verwendet. Schliesst nun der Begriff «animieren» mit ein, was auch unter «motivieren» verstanden wird? Dazu Giesecke (2007): «Motivieren heisst ja, jemanden dazu zu bewegen, etwas von aussen Erwartetes zu tun, oder etwas, was ihm selbst einfällt, was ihm Freude macht oder nützlich erscheint. Genau dies meint das Wort animieren auch, aber es unterstellt nicht, dass man dies planmässig könne. Die Motivationstheorien streben einen Erkenntnisstand an, der dazu führen soll, dass man etwas planmässig zu etwas bestimmtem bewegen kann, wenn man nur lerne, wie man es richtig mache.» Giesecke hält diese Erwartung für nicht einlösbar und zieht den Begriff «Animieren» vor. Der Begriff «Animation», dessen Herkunft (auch) aus dem Freizeitbereich stamme, sei pragmatischer gedacht, denn er setze auf Probieren und Korrigieren und auf den Wert von Erfahrungen (S. 107).

Einen interessanten Aspekt aus der Motivationsforschung bringen Andreas Krapp und Richard M. Ryan (2002) in ihrem Artikel über Selbstwirksamkeit und Lernmotivation ein und mit den Erkenntnissen über die verschiedenen Formen von extrinsischer Motivation: «Von extrinsisch ist die Rede, wenn eine Handlung nicht ausschliesslich wegen ihrer intrinsischen Befriedigung ausgeübt wird, sondern wegen der mit der Handlung erzielbaren Folgen, die ausserhalb des eigentlichen Handlungsvollzugs liegen. Eine extrinsisch motivierte Handlung hat also stets eine instrumentelle Funktion» (Verschiedene Formen extrinsischer Motivation, 3.2).

Weiter werden von Krapp und Ryan entlang der Selbstbestimmungstheorie vier Ausprägungen oder Stufen extrinsischer Handlungsregulation unterschieden.

- Die erste Stufe der externalen Regulation gilt als nicht selbstbestimmt und wird mittels Belohnung oder Strafe gesteuert.
- Die zweite Stufe (ab hier kommt die Selbstbestimmung zum Tragen) wird als «Introjektion» bezeichnet. Eine Person strengt sich an, um gut dazustehen und *ein gutes Gefühl* gegenüber den normativen Verpflichtungen zu haben.
- Die dritte Form wird «Identifikation» genannt. Sie sei in stärkerem Mass durch die Erfahrung von Autonomie und freiem Willen geprägt. Ein persönliches Interesse sei dieser Stufe ebenfalls zuzuschreiben.
- Die vierte und höchste Stufe selbstbestimmter extrinsischer Motivation wird als «Integration» bezeichnet. Die Person identifiziert sich nicht nur mit dem Thema, sondern die damit verbundenen Ziele sind auch in das persönliche Wertesystem eingeordnet. (Verschiedene Formen extrinsischer Motivation, 3.2)

Der von Giesecke (2007, S. 107) eingebrachte Vorwurf der Instrumentalisierung oder des technischen Anspruches der Motivation kann durch die Erkenntnisse der vier Stufen der extrinsischen Motivation nur teilweise entkräftet werden, da Krapp und Ryan selbst von einer instrumentellen Funktion sprechen. Zumindest könnten oder sollten die vier Stufen der Handlungsregulation der extrinsischen Motivation gerade beim Aufbau von Beziehungen und Kontaktnäpfen, also in der Basisarbeit mit den Zielgruppen, berücksichtigt werden; beispielsweise zur Realitätsüberprüfung von Handlungsplänen, Konzepten oder zur Einschätzung der vorhandenen Motivation der Adressatinnen und Adressaten, um die Kontaktaufnahme und den Beziehungsaufbau in Angriff nehmen zu können. Ein Stück weit kann möglicherweise so auch (zu) hohen Erwartungen an Handlungserfolge und an die Motivation der Zielgruppen wie auch den Einbindungsmöglichkeiten und dem Engagement der weiteren Akteure (z.B. auftraggebende Institution, politische Akteure usw.) realistischer begegnet werden.

Der von Müller (in Moser et al., 1999) benannte «Dreischritt der Animation» (anregen, ermutigen und befähigen) setzt direkt an bei den Menschen, um, je nach konzeptioneller Ausrichtung, eine Mitgestaltung der Lebenswelt, kreatives Erproben der eigenen Fähigkeiten oder eine Veränderung der Lebenslage zu erreichen. Dazu Folgendes: «Die Aktivierung bedingt konkretes Tun, das wiederum Erfahrung ermöglicht. Diese Erfahrungen können die Grundlage bilden zu einer Selbsttätigkeit, die sich letztlich selbst zum Tun auffordert und keiner Aussenanstände mehr bedarf» (S. 128ff.). Die Animationsposition muss bei jeder Handlung innerhalb einer anderen Position bedacht werden. Dazu auch Müller (in Moser et al., 1999): «Es gibt keine *Position Animator/Animatorin* an sich, weil ja auch eine Aktivierung an sich noch keinen Sinn macht und weil eine Intention dieser Aktivierung zum Beispiel ohne die *Position des Konzeptors* nicht auskommen kann. Es gilt beispielsweise mit einem Konzept zu unterlegen, welche Intention eine Aktivierung verfolgt, aber auch mitzudenken, welche Erleichterungen dazu nötig sind oder welche Konflikte bei der Umsetzung auftauchen können, wo und wie also Vermittlung notwendig werden kann» (S. 124). Vom Kontaktknüpfen und Beziehungsaufbau, vom Interessewecken, vom Animieren über die Beteiligung bis zur Selbsttätigkeit der Zielgruppe/n ist ein weiter Weg zu gehen. Das Spezifische innerhalb der Animationsposition besteht darin, dass die Handlungen stark um die Basisarbeit innerhalb der offenen Situation zu verorten sind.

Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren erreichen Menschen und Gruppen in ihrer Lebenswelt, sie aktivieren diese, sich an Aktivitäten, Projekten und laufenden Prozessen zu beteiligen. Sie schaffen in offenen Situationen und Handlungsfeldern Strukturen, welche (auch) niederschwellige Beteiligung ermöglichen und die Bedürfnisse und Interessen der Beteiligten formulierbar machen, immer mit dem Ziel des schrittweisen Übergangs in eine Selbsttätigkeit der Adressatinnen und Adressaten.

7.7.3 Organisationsposition

Entlang dieser Interventionsposition planen, realisieren und evaluieren Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren gemeinsam mit Adressatinnen und Adressaten Aktivitäten, Projekte und Prozesse. Unterstützt werden die Adressatinnen und Adressaten auch bei der Zielformulierung und der nachhaltigen Verankerung. Die zentralen Aktivitäten der Berufspersonen in dieser Position sind: *unterstützen, planen, durchführen und auswerten*. Das Ziel aus Sicht der Adressatinnen und Adressaten soll eine möglichst weitgehende Selbstorganisation sein. Nach Müller (in Moser et al., 1999) sind die beiden Positionen «Animation» und «Organisation» einander sehr nah, da es um Interventionen geht, die es Individuen und Gruppen ermöglichen, sich in unterschiedlichen Aktivitäten zusammenzufinden (S. 136). Gegenüber der Animationsposition, von der aus Fachpersonen in der

offenen Situation animieren, werden von der Organisationsposition aus eher im Handlungsfeld Möglichkeits-, Erfahrungs- oder Lernräume geschaffen beziehungsweise arrangiert.

Community Organizing

An dieser Stelle kann die aus den USA bekannte Organisationsarbeit in Gemeinden, Stadtteilen oder Städten, das Community Organizing, als Handlungsoption – die es aber auf schweizerische Verhältnisse anzupassen gilt – erwähnt werden. Durch den Aufbau einer Beziehungskultur und durch gemeinsames Handeln tragen Bürgerinnen und Bürger zur Lösung von Problemen in ihrem Umfeld bei. Organizing ist den Prinzipien von Demokratie und Selbstbestimmung verpflichtet. Das Organizing geht auf die Aktivitäten von Saul Alinsky, Begründer und erster Theoretiker des Community Organizing, zurück. Dazu Fehren (2008): «Gepägt von der Tradition der Gewerkschafts- und Bürgerbewegungen der USA entwickelte Alinsky in den 40er-Jahren (des letzten Jahrhunderts) ein differenziertes Set von Prinzipien, Regeln, Methoden und Strategien, um die Bewohner benachteiligter Stadtteile als organisierte Bürger zu ermächtigen» (S. 159).

Die Methode ist für die Soziokulturelle Animation darum interessant, weil die Basis allen Handelns ebenfalls die Beziehungsarbeit ist und nach der Devise agiert: Beziehung = Aktion = mehr Beziehung = erfolgreichere Aktion. Eine neue Organisation beginnt mit vielen Einzelgesprächen und daraus ergeben sich Hinweise auf Änderungswürdiges, welches besser gemeinsam angegangen wird. In den Gesprächen geht es um die persönliche Beziehung und um die persönlichen Sichtweisen der Beteiligten und Betroffenen. Die Eigeninteressen, die Motivation und die Problemsicht der Beteiligten treten in den Vordergrund. Wichtige Aufgabe der Beziehungsarbeit ist das Ausfindigmachen von Menschen, die sich engagieren wollen, und deren Weiterentwicklung der Fähigkeiten. *Schlüsselpersonen* leiten Organisationen und bestimmen deren Ziele. Die Organisation gibt kein inhaltliches Programm vor, sondern sie stellt den Rahmen für ein selbstbestimmtes gemeinsames Handeln. Die Vier-Augen-Gespräche¹⁶ oder das «Door-knocking» als Basis des Community Organizing könnten je nach Tätigkeitsfeld gezielt in der Soziokulturellen Animation eingesetzt werden, sei es als Methode, um Bedürfnisse herauszuschälen, oder als Methode, um Menschen für eine freiwillige Tätigkeit gewinnen zu können. Im Community Organizing in den USA wird in der Regel ehrenamtlich gearbeitet. Es geht, wenn man das gewerkschaftliche

¹⁶ Ein Community Organizer führt zu Beginn eines Organizing pro Woche etwa 30 Gespräche. Die Gesprächsführung gilt unter Organizern als Kunst. Erfolgreiche Gesprächsführer/innen sind innerhalb der Organisation hoch angesehen.

Organizing weglässt, nicht so sehr um Abwehr, sondern um positive Veränderungen und um die Fähigkeit, diese herbeiführen zu können. Kurzum: mit adaptierten Instrumenten der Methode des Community Organizing vertrauensvolle Beziehungen aufbauen mit allen Beteiligten, diese zur Handlungsfähigkeit und schlussendlich zur Handlung führen.

Das Konsummodell und das Transfermodell von Jean-Claude Gillet (vgl. Kap. 5, A. Hug, S. 204)

Als weitere mögliche Orientierung innerhalb dieser Interventionsposition können die Gegenüberstellung der hypothetischen Modelle nach Jean-Claude Gillet (1998, S. 99ff.) sowie die Invariablen, welche die Variablen der beiden Modelle strukturieren, dienlich sein. Gillet hat sich auf den Weg begeben und eine Modellbildung der professionellen Animation unternommen (S. 95ff.).

Das erste Modell bezeichnet er als konsumistisch und es verkörpere einen Animationstypus, in dem Individuen und Gruppen Produkte zum Konsum angeboten werden, welcher die Zielgruppe/n auf eine passive Haltung reduziere. Innerhalb dieses Modells benennt er eine weitere Facette, die er «konkrete Animation» nennt: Darin werden Produkte¹⁷ konsumiert, derer man sich nur bedienen kann, indem man sie zerstört. Er meint damit die Reduktion des Produkts auf seinen Gebrauchswert.

Das Transfermodell, welches mehr im Sinne eines (Aus-)Tauschwertes zu betrachten ist, benennt Gillet als «abstrakte Animation». Dieser Animationstyp bietet, nebst dem Konsum von Produkten, einen Ort der Kreation und des Austausches von symbolischen Werten. Dieser Austausch diene letztendlich dem gesellschaftlichen Diskurs rund um die Fragen der Gestaltung und der Strukturierung von sozialen Beziehungen und fokussiert den Blick auf die Prozesse, die in den sozialen Beziehungen spielen.

Das Modellverständnis von Gillet

Vor der Konkretisierung der Modelle steht eine kurze Darlegung des Modellverständnisses nach Gillet an. Er bezeichnet ein Modell, wie die von ihm als hypothetisch genannten Konsum- und Transfermodelle, als «eine Konstruktion, die als Beispiel dienen soll, und nicht als eine vereinfachte Darstellung der Wirklichkeit, wie das der Fall ist bei einem erklärenden oder entdeckenden Vorgehen. Es ist ein abstraktes System, das es erlaubt, seine Einsichtigkeit zu konstruieren, um es zu begreifen und endlich, um darin einzugreifen durch die Kohärenz, die es vorschlägt, durch die operationale Sicht, die es zu erreichen sucht, und die Bedeutung, die es dem Animationsakt geben kann» (S. 98). Die Konklusion mit

¹⁷ Gillet nennt die Angebote der Soziokulturellen Animation «Produkte».

den sieben Invariablen, welche Gillet mit den Variablen der Animationssituation verknüpft, bietet die Grundlage für die folgende Darstellung. Diese schafft einen Überblick, um beispielsweise seinen Arbeitsort und dessen Angebot nach diesem Modell zu analysieren und/oder danach neue Produkte zu schaffen.

Um die zusätzliche Benennung und Unterteilung der Funktion der Animation in Produktions-, Erleichterungs- und Aufklärungsfunktion zu verstehen, sind Gillets (1998) Darlegungen zu konsultieren. Die Klärung steht im Zentrum, dass die Animationsfunktion eine kollektive Funktion sei und nicht eine Zuschreibung, welche lediglich für die Fachpersonen zutrefte, sondern sie stehe für die Gesamtheit der unterschiedlichen Rollen, die von allen Mitgliedern einer Gruppe eingenommen werden, um die volle Verwirklichung der Funktion zu erreichen. Damit hält Gillet fest, dass die Verantwortlichkeit eine kollektive sei, auch wenn die Fachperson in bestimmten Momenten spezifische Rollen einnehme, um die gemeinsame Erfahrung zu ermöglichen (S. 89). Gillet bezieht sich bei der Benennung der Unterfunktionen, der Produktions-, Erleichterungs- und Aufklärungsfunktion auf Didier Anzieu und Jacques-Yves Martin (1982), die, in Bezug auf Phänomene der Gruppendynamik, der Gruppenanimation und der Gesprächsführung, diese als Erste formuliert haben. In jeder Gruppe, welche ein Ziel vor Augen hat, seien diese Unterfunktionen auszumachen, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen.

- Die Produktionsfunktion beinhaltet alle Aktionen, Handlungen, Tätigkeiten, welche alle Beteiligten auf ein Ziel gerichtet tun, besprechen, verändern, gestalten im jeweiligen Kontext und unter Einbezug des Zeitfaktors. Die Fachperson begleitet, unterstützt die Gruppe bei allen Prozessen und ist selbst Teil dieses Settings (S 89ff.)
- Die Erleichterungsfunktion erhielt ihre Bezeichnung, weil sie die Produktion erleichtern soll. Nach Gillet definiert sie die Organisations- und Verhaltensweise einer Gruppe, die Verteilung und Verknüpfung der Rollen, die Art der Leitung und der Machtverteilung. Die Struktur des Prozesses ist darin abgebildet und der Rahmen der Interventionen ist institutionell eingeordnet (S. 91ff.).
- Die Funktion der Aufklärung befindet sich eher auf der Ebene der Erforschung der Prozesse, welche eine Gruppe beeinflussen können, und betrifft nach Gillet alle Aktivitäten, welche zum Ziel haben, die notwendigen psychologischen Bedingungen zu schaffen als Grundlage für die beiden anderen Funktionen. Wichtig ist auch, dass die Beteiligten ihre eigene Identifikation finden können (S. 93).

Abb. 14: Die Invariablen und die Variablen der Animationssituation und die Funktionen der Animation

Invariablen der Animationssituation		Variablen der Animationssituation		Funktionen der Animation
		Konsummodell	Transfermodell	
Das Tun	bezogen auf das Gruppenziel	Aktivität	Aktion	Produktionsfunktion
Die Teilnehmenden	Gruppe (inkl. Animator/in)	Agent	Akteur	
Die Zeit	in den Aspekten der Einteilung und Dauer für das Erreichen des Ziels	Programm	Projekt	
Die Institution	stellt den rechtlich-politischen Rahmen der Intervention dar	Instituiertes	Instituierendes	Erleichterungsfunktion
Die soziale Bindung	strukturiert den Prozess der Animation sowohl im Innern der Gruppe als auch in ihrer Beziehung nach aussen	Sozialisation	Soziabilität	
Die Strategie	stellt Anpassung der Mittel an die Ziele der Animation dar	Konsens	Konflikt	Aufklärungsfunktion
Die Philosophie	definiert die Zielrichtung / die Finalitäten der Animation	Praktik	Praxis	

(Quelle: Gillet, 1998, S. 99ff., sowie eigene Darstellung)

Um die Modelle von Gillet mit der Interventionsposition «Organisation» zu verknüpfen, deren Zweck die Aktion und das Produkt ist und die das Ziel der Selbstorganisation der Adressatinnen und Adressaten hat, sind auch für Müller (in Moser et al., 1999) die Gegensatzpaare «Aktivität und Aktion» sowie «Programm und Projekt» wichtig (S. 137). Die Unterteilung oder Wertung von Gillet in Konsum- und in Transfermodell könnte heissen, zu unterscheiden in erstrebenswerte (hohe und hehre Ziele beinhaltend) und weniger erstrebenswerte (konsumistische Ziele beinhaltend) animatorische Handlungen. Es könnte auch bedeuten, zu unterscheiden zwischen Spektakel und Sinnproduktion.

Wichtigkeit eines flexiblen Modellverständnisses

Genau da setzt wiederum das oben beschriebene Modellverständnis von Gillet an. Modelle sollen erlauben, zu erkennen, zu begreifen und schlussendlich auch einzugreifen, was Interventionen, Aktionen, Projekte und Handlungspläne anbelangt. Bezogen auf die Strukturen in der Schweiz, in denen Animatorinnen und Animatoren tätig sind, kann dieses duale Modell als Begleitung bei Analyse, Evaluation, Konzeption und Neuorientierung von Angeboten dienen. Am Beispiel des Begriffspaars «Aktivität» und «Aktion» wird deutlich, dass darin die Option von «Sowohl-als-auch» und nicht nur das «Entweder-oder» enthalten ist.

Animation als Dienstleistung, wie zum Beispiel ein Angebot in einem Quartierzentrum zu lancieren, dafür Werbung zu machen, um *Konsumenten* zu erreichen, die eine individuelle Bedürfnisbefriedigung anstreben, und schlussendlich die Aktivität durchzuführen, ist dem Konsummodell zuzuordnen.

Demgegenüber steht, gemäss Gillet, die Aktion, in welcher die gemeinsame Sinnproduktion der Beteiligten im Vordergrund steht, der Lernprozess und/oder die Bedürfnisbefriedigung sowohl in der Aktivität als auch im sozialen Prozess liegen. In der Praxis sind sicher einige Angebote direkt dem Konsummodell zuzurechnen; wichtig ist die Bewusstwerdung dieses Umstands und dass solche Angebote auch als Orte für den Aufbau von Beziehungen genutzt werden können, um in der Zukunft Aktionen lancieren zu können, welche den Transfer, die Aktivität *und* den sozialen Prozess fördern und anstreben.

Um den Zweck von «Aktion und Produktion» erfüllen zu können, bedarf es nach Müller (in Moser et al., 1999) eines Handlungsspektrums, das von Vorbereitung, Planung, Durchführung bis zur Auswertung reicht. Als Erstes gilt es eine Struktur zu schaffen, welche unterstützend, aber nicht behütend wirkt. Es gilt Arbeitsgruppen, Aktionsgruppen, Betriebsgruppen, Projektgruppen zu gründen, wo die Selbsttätigkeit und die Selbstorganisation gefördert werden, ohne Orientierungslosigkeit zu erzeugen (S. 141). Mit Gillets Worten werden in diesen Gruppen Akteure gebraucht, Kreateure, welche Verantwortung für die Selbststeuerung und das Handeln übernehmen, unabhängig davon, ob es sich um ein Gruppenmitglied oder um die Fachperson handelt. Darin verankert ist der Einbezug aller Adressatinnen und Adressaten von Aktivitäten oder Aktionen. Der Einbezug aller Beteiligter beginnt idealerweise bereits bei der Analyse oder der Bedürfniserhebung, spätestens aber bei der Planung zum Beispiel eines Projekts. Dies sichert nicht den Erfolg eines Prozesses, fördert aber die Zugehörigkeit, Verbindlichkeit, Übernahme von Verantwortung, zukünftige Selbsttätigkeit und Selbstorganisation.

Zusätzlich zur engen Verbindung mit der Interventionsposition «Animation» ist ebenso eine starke Verbindung zur Konzeptposition auszumachen. Dazu Müller (in Moser et al., 1999): «Kommt es zur Realisierung einer konkreten Aktion, gehen als Vorbereitung oft Interventionen von der Position Konzeptor voraus. Die von der Position Organisator vorgenommenen Interventionen konkretisieren sich in den Schritten der Planung, Realisierung und Auswertung. Dabei entwickelt sich die Selbsttätigkeit, indem sie zum gemeinsamen Produkt oder zur gemeinsamen Aktion wird, hin zur Selbstorganisation» (S. 136).

7.7.4 Konzeptposition

Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren erkunden mögliche Zielgruppen und deren Bedürfnisse und untermauern die Recherchen mit einer Einordnung der Fragestellungen in einen gesellschaftlichen Kontext. Sie forschen nach potenziellen Handlungsfeldern und offenen Situationen. Die Konzeption unterstützt und festigt die Verbindlichkeit aller Akteure und generiert eine Legitimation der Tätigkeiten der Soziokulturellen Animation nach innen und nach aussen. Die zentralen Aktivitäten der Berufspersonen in dieser Position sind: *erforschen – erkunden – konzipieren*. Ziel aus Sicht der Adressatinnen und Adressaten soll Transformation¹⁸ oder Selbstvergewisserung und der Zweck die Konzeptualisierung sein. Ausgehend von dieser Interventionsposition werden aufgrund von erhobenen Daten, von Theorien und ausgewerteten, reflektierten Erfahrungen Konzepte erstellt (Theorie-Praxis-Transfer).

Der Begriff «Konzept» hat einen lateinischen Wortstamm «concipere», was zusammenfassen, abfassen, erkennen, sich vorstellen bedeutet. Ein Konzept wird auch als Plan, als Programm für ein Vorhaben, als Leitprogramm, als Zusammenstellung von Information und Begründungszusammenhängen für ein Vorhaben oder umfangreiche Planungen und als Vorstufe einer Theorie bezeichnet.

Diese Vielfalt unterschiedlicher Bedeutungen und Verwendungen der Begriffe «Konzept» und «Konzeption» widerspiegelt den alltäglichen Sprachgebrauch. Ein Konzept erscheint skizzenhafter und begrenzter als eine umfassende und grundlegende Konzeption.

In Abgrenzung zur *Vision* werden in einem Konzept/einer Konzeption bereits konkrete Mittel und Wege hin zu einem Ziel sowie handlungsleitende Normen aufgestellt. Ein *Plan* dagegen bezieht sich auf eine ganz bestimmte Situation und gibt dazu die passenden Handlungsanweisungen.

Konzepte stellen generell einen Zusammenhang her zwischen der Analyse einer Situation und ihrem Kontext, dem Entwurf von Zielen und begründeten Vorschlägen zu deren Erreichung.

Die Begriffe «Theoriekonzept» und «Praxiskonzept» werden im alltäglichen Sprachgebrauch meist synonym verwendet, aber es sind Unterschiede festzumachen. «Theoriekonzepte» sind Entwürfe von Handlungsplänen oder Wirkungszusammenhängen, die hypothetischen Charakter haben. Sie werden in der Fachliteratur ver-

¹⁸ Eine Transformation (lateinisch, «Umformung») bezeichnet eine Veränderung der Gestalt beziehungsweise der Form oder der Struktur. Dieser Begriff wird in vielen Themengebieten mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet. In diesem Falle ist eine Umformung resp. auch Verschriftlichung von Inhalten zur Veränderung (z.B. Neukonzipierung) und/oder zur Vergewisserung gemeint.

öffentlich und diskutiert. Sie sind eher ohne Berücksichtigung von lokalen und institutionellen Rahmenbedingungen und ohne institutionelle und ressourcenbezogene Verankerung.

Theorie- und Praxiskonzepte (vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 331)

Theorie- und Praxiskonzepte stellen einen Zusammenhang zwischen einer exemplarischen Situationsanalyse, ihrem Kontext, dem Entwurf von Zielen sowie wissenschaftlich begründeten und bewerteten Vorschlägen zu deren Erreichung her. Konzepte kombinieren *Beobachtungs- und Beschreibungswissen* (Was ist der Fall?) mit wissenschaftlich gewonnenem *Erklärungs- und Begründungswissen* (Warum ist es so?), *Wertewissen* (Woran orientieren wir uns? Wo wollen wir hin?) mit Handlungs- und Interventionswissen (Wie kommen wir dorthin?). (Hiltrud von Spiegel, 2004. S. 73ff.)

Praxiskonzepte werden von Fachpersonen für den institutionellen Handlungszusammenhang konkretisiert. Die Entwicklung eines Praxiskonzepts muss unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen, der Erwartungen der verschiedenen Beteiligten und der verfügbaren Ressourcen einer Organisation erfolgen. Ein Praxiskonzept ist das Grundgerüst, das alle Ebenen des professionellen Handelns in einer Organisation oder in einem Projekt nachvollziehbar zusammenbringt und die Frage nach der Theorie hinter der Arbeitspraxis beantwortet. Ein Praxiskonzept hat die Aufgabe, die Zusammenarbeit der Mitglieder und Beteiligten aufeinander abzustimmen und zu steuern, und bildet die Basis für das methodische Handeln. Es enthält Aussagen darüber, welchen Zielgruppen welche Leistungen mit welchen Zielen, anhand welcher Arbeitsformen und mit welchen wünschenswerten Wirkungen angeboten werden. Und es beschreibt, wer wie und mit welcher Aufgabenverteilung zusammenarbeiten sollte. Nach Müller (in Moser et al., 1999) erfüllen Konzepte für die Soziokulturelle Animation wichtige Funktionen: Nach innen wirkt die Funktion der Sinnvermittlung (gemeinsame Überzeugung) und nach aussen jene der Legitimation (S. 155).

Konzepte und (Praxis-)Forschung

Konzeptarbeit und -entwicklung heisst immer auch forschen, Daten erheben, Bedürfnisse erfragen, und für die Soziokulturelle Animation heisst dies auch partizipative Konzeptentwicklung und Forschung. Beim Erforschen und Konzipieren wird immer auch die Interventionsposition der Animation mitgedacht. Geforscht wird nicht im stillen Kämmerlein, sondern unter Einbezug der Zielgruppe/n. Das kann geschehen, indem zum Beispiel eine aktivierende Befragung über ihre Sicht der Dinge, ihre Bedürfnisse, ihre Ressourcen durchgeführt wird oder indem die Adressatinnen und Adressaten selber Befragungen, Begehungen, Interviews und/oder Datenerhebungen durchführen. Ziel ist, dass durch die forschende Tätigkeit

ein gemeinsamer Lernprozess entsteht. Die Beteiligten sollen ihre Lage erkennen und erfassen sowie befähigt werden, Ziele zu entwickeln und zu formulieren, Massnahmen zu entwickeln und auch umzusetzen. Müller (in Moser et al., 1999) bekräftigt, dass das Aktivierungsinteresse ebenso wichtig ist wie das Erkenntnisinteresse und die Anforderungen an das Praxissystem im Vordergrund stehe und somit die Intention, erfolgreich zu handeln (S. 157).

Praxisforschung und wissenschaftliche Forschung

Praxisforschung geht von der Praxis und den Praktikerinnen und Praktikern aus. Sie strebt weniger nach richtigen oder falschen Aussagen, sondern setzt die Brauchbarkeit der Resultate für das praktische Handeln ins Zentrum. Deshalb richtet sich die Praxisforschung nicht streng nach wissenschaftlichen Forschungskriterien. Praxisforschung hat aber ebenfalls den Anspruch, zielgerichtet, systematisch, methodisch begründet und reflektiert zu erfolgen. Oft hat sie eine qualitative und nicht eine quantitative Ausrichtung. Praxisforschung muss sich in kurzer Zeit in unterschiedliche Bereiche vertiefen und zu Resultaten kommen. Damit dies möglich wird, braucht Praxisforschung Distanz zum Alltag, zusätzliches (theoretisches) Wissen und Reflexion. Dazu Moser et al. (1999): «Forschen in Animationsprojekten ist nicht als *wissenschaftliche Forschung* konzipiert, bei der es darum geht, die Erkenntnisse einer Fachwissenschaft anzureichern. Vielmehr geht es um praxisorientierte Forschung, welche stark vom Nutzenaspekt dominiert wird. Wir möchten die Lebenswelt der Gruppen, in der wir ein Animationsprojekt durchführen, erforschen, um diese Menschen besser zu verstehen und damit auch erfolgreich mit ihnen zusammenzuarbeiten. Forschen ist hier mehr gebrauchorientiert als erkenntnisorientiert. Sie ist für die Animatorinnen und Animatoren vor allem auch forschendes Lernen und in dieser Funktion im Praxissystem angesiedelt und nicht im Wissenschaftssystem» (S. 192).

Abb. 14: Gegenüberstellung der Differenzen von Wissenschaft und Praxis

	Verfahren der Wissenschaft	Verfahren der Praxis
Methoden	Forschung	Interventionsmethoden zur sachgerechten Bearbeitung von Handlungsanforderungen
Auseinandersetzung	um Wahrheitsfähigkeit	um (intendierte) Wirksamkeit
Anerkennung	der Ergebnisse	der Leistungen
autonome Bearbeitung	von Erkenntnisproblemen	von Handlungsproblemen
Theorien und Technologien	als Ziel	als Mittel

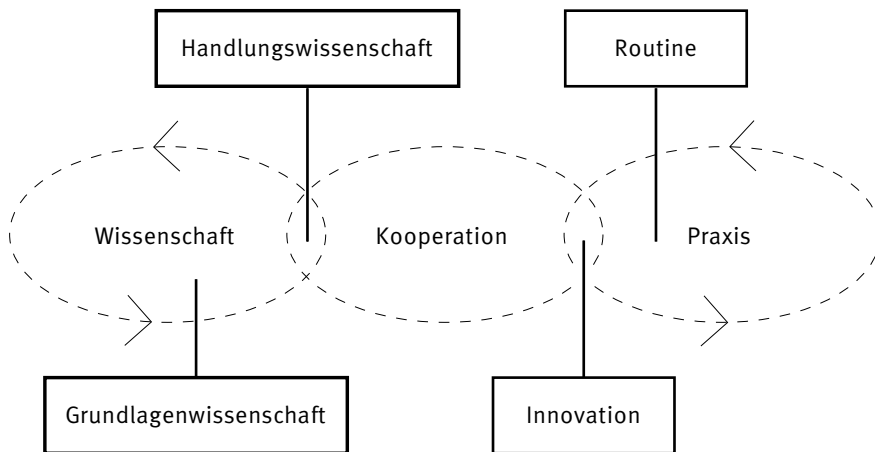
(Quelle: Sommerfeld, 1998)

Um den Unterschied zwischen Wissenschaftssystem und Praxissystem zu verdeutlichen, können die Aussagen in Form der untenstehenden Tabelle von Peter Sommerfeld (1998, zit. in Steinert, Erika, 1998, S. 18) beigezogen werden.

Um den Unterschied zwischen Theorie- und Praxisforschung zu verdeutlichen, zeigt sich das Modell des *hierarchischen* und *heterarchischen* Wissenstransfers nach Sommerfeld (1998, S. 24ff.) als hilfreich.

Der *hierarchische* Wissenstransfer geht von einem Wissenschaftsverständnis aus, indem geforscht wird um des Forschens willen, basierend auf einer Grundlagendisziplin. Die Erkenntnisse fließen in die Handlungswissenschaft ein und weiter in das Praxissystem. Der hierarchische Wissenstransfer ist disziplinär, akademisch, langfristig und reflexiv in Bezug auf die Wissenschaft. Im *heterarchischen* Wissenstransfer kooperieren Wissenschaft und Praxis miteinander, und die Erkenntnisse der beiden Handlungsebenen fließen zirkulär und speisen die Erkenntnisse wieder zurück ins jeweilige System. Der heterarchische Wissenstransfer ist transdisziplinär und transprofessionell im Kontext mit der Anwendung, flüchtig(er) und reflexiv in Bezug auf Handlungsprobleme.

Abb. 16: Heterarchischer Wissenstransfer – Beziehung zwischen Wissenschafts- und Praxissystem



(Quelle: Sommerfeld, 1998)

Fachpersonen der Soziokulturellen Animation sollten die Unterscheidungen der beiden Systeme erkennen und deren Kreisläufe und auf der Grundlage von aktivierenden Erhebungen, Sozialraumanalysen, Sozioanalysen oder weiteren adä-

quaten Methoden Handlungsbedarfe feststellen und Konzepte für deren Bearbeitung entwickeln unter Beteiligung der Zielgruppe/n.

Es sollen möglichst keine Ziele von aussen gesetzt werden, sondern unter Einbezug des Aktivierungspotenzials der Beteiligten erarbeitet werden: Ansatzpunkte erkennen, aktivieren, anregen, ermutigen und unterstützen, wo die Ressourcen (noch) nicht ausreichen. Dazu Müller (in Moser et al., 1999): «Zentral wird dabei eine Haltung, welche die zu Erforschenden nicht als Objekte im Sinne interessanter Datenträger oder Informanten betrachtet, sondern sie grundsätzlich als Subjekte wahrnimmt» (S. 156). Man denke hier beispielsweise an zwei Akteurguppen, die für den Einbezug einer Konzeptentwicklung im Integrationsbereich wichtig sind: direkt Betroffene (Migrantinnen und Migranten) und indirekt Betroffene (Stakeholder, Schlüsselpersonen, Lehrer/innen usw.).

Damit das Erforschen eines Umfelds durch Praktikerinnen und Praktiker gelingt, sollte es auch Beobachtung der Gesellschaft beinhalten, deren Reflexion einschliessen und differenzierte, aber auch praxisrelevante Aussagen machen können. Die vielfältigen beteiligungsorientierten Forschungsmethoden sind eher der qualitativen und weniger der quantitativen Praxisforschung zuzuordnen und sind wohl eher als hypothesengenerierend denn hypothesenüberprüfend zu bezeichnen. Die Literatur¹⁹ über partizipative und nichtpartizipative Erhebungsformen ist zahlreich; sie ruft nach Um- und Weiterentwicklung von Methoden, nach Kombinationen und nach kreativem Umgang mit statt nach unkritischem Befolgen von Anleitungen.

Als Abschluss zur strategisch wie operativ wichtigen Konzeptposition nach Müller (in Moser et al., 1999): «Diese Interventionsposition verlangt aber nicht nur einen animatorischen Umgang mit den zu erforschenden Menschen (und deren Lebenswelten), sondern auch einen Zugang zum Wissenschaftssystem. Die Zusammenarbeit mit jeder Art von Forschung, die Analysen und Erkenntnisse ermöglicht, ist dabei angezeigt. Animatorinnen und Animatoren müssen also auch fähig sein, Erkenntnisse aus dem Wissenschaftssystem für ihre Arbeit nutzbar zu machen, aber auch aus ihrem Alltag dem Wissenschaftssystem Hinweise und Anregungen für die Forschung zu geben» (S. 158).

Ganz im Sinne der oben gezeigten Kooperation zwischen Wissenschafts- und Praxissystem soll so an einer allmählichen Umsetzung dieses (noch) neuen Verständnisses gearbeitet werden.

¹⁹ Einen kurzen Überblick über Methoden der Praxisforschung erhält man in Willener (2007, S. 151ff.). Ausführliche Darstellungen sind beispielsweise bei Philipp Mayring (2002), bei Heinz Moser (2008) und bei Marlo Riege und Herbert Schubert (Hrsg., 2002) beschrieben.

7.7.5 Vermittlungsposition

Die komplexe Interventionsposition «Vermittlung» wird von Müller (in Moser et al., 1999) als Position des Mediators/der Mediatorin²⁰ bezeichnet. Die Umbenennung in Vermittlungsposition ist erfolgt, da sich der Begriff «Mediation» in den letzten zehn Jahren verändert hat und inzwischen ein eigenständiger Beruf entstanden ist. Die Definition des Schweizerischen Dachverbandes für Mediation lautet: Mediation ist Vermittlung zwischen Konfliktbeteiligten, Konfliktregelung durch Konsens und nicht durch Recht und Macht, und es gelten Interessen und nicht Positionen. Diese Definition gilt für die Konfliktregelung in der Praxis der Soziokulturellen Animation ebenso. Es handelt sich in den soziokulturellen Arbeitsfeldern auch um Konfliktbewältigung, aber auch um Kooperation und Vernetzung, um Verständigung, bevor es zu Konflikten kommt, und um Verhandlungen mit den verschiedensten Akteuren, beispielsweise in Vertretung für die Zielgruppe/n.

Ein wichtiger Unterschied gegenüber der Mediation in Konflikten ist auszumachen: Wenn eine Fachperson im Quartierbüro in einem Konflikt zwischen Anwohnerinnen und Anwohnern und obdachlosen Menschen oder Alkohol trinkenden Jugendlichen im Park des Quartiers vermitteln muss, dann kann die Vermittlung nie ganz im neutralen Sinne geschehen, wie dies in der professionellen Mediation der Fall ist (eine neutrale Person kommt von aussen). Die Fachperson des Quartierbüros kann eine allparteiliche Position einnehmen und für einen fairen Interessenausgleich sorgen. Christoph Besemer (2007) übersetzt «Mediation» wörtlich in «Vermittlung» und hält fest: «Gemeint ist die Vermittlung in Streitfällen durch unparteiische Dritte, die von allen Seiten akzeptiert werden. Die (...) MediatorInnen helfen den Streitenden, eine einvernehmliche Lösung ihrer Probleme zu finden. Aufgabe (...) ist es nicht, einen Schiedsspruch (...) zu sprechen. Vielmehr liegt es an den Konfliktparteien selbst, eine ihren Interessen optimal entsprechende Problemlösung zu erarbeiten» (S. 14). Gillet (1998) definiert Mediation etwas weiter als Funktion, die sich entlang der im Abschnitt der Organisationsfunktion beschriebenen Animationsfunktionen (Produktions-, Erleichterungs- und Aufklärungsfunktion) bewegt (S. 203). Sie lautet: «(Die Mediationsfunktion) weist darauf hin, dass der Animator durch die Projekte, die er initiiert, dazu beiträgt, neue Situationen zu schaffen, die es Gruppen ermöglichen, sich bekannt zu machen sowie sich auszudrücken, und es den übrigen institutionellen Anbietern erlauben, ihre Antworten besser der Nachfrage anzupassen.» Zugleich kann sich die Soziokulturelle Animation auch *einmischen* und engagieren, wo

20 Weitere Informationen unter www.infomediation.ch

ohne Zutun Initiativen durch Betroffene entstanden sind, die aber Unterstützung von Fachpersonen benötigen, um sich zum Beispiel besser organisieren zu können (ibid., S. 204). Müller (in Moser et al., 1999) bezeichnet diese Position als vermittelnde Interposition sowie als Schlüsselposition. Schlüsselposition darum weil diese einem speziellen gesellschaftlichen und soziokulturellen Bedürfnis entspreche. Innerhalb dieser Position eröffnen sich Möglichkeiten, aber es sind spezielle Handlungskompetenzen der Berufspersonen erforderlich, um die Beteiligten in eine grösstmögliche Selbständigkeit zu führen (S. 144ff.).

Vermittlung zwischen System und Lebenswelt

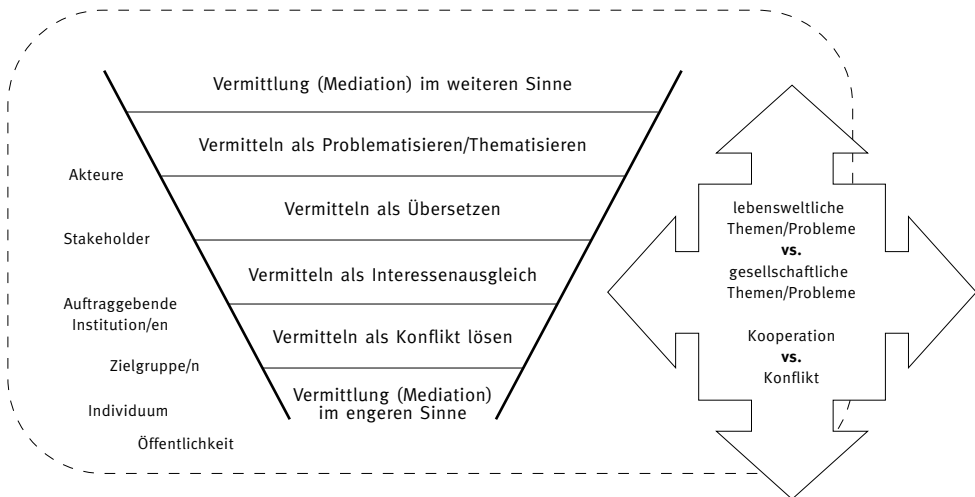
Die im Abschnitt «Soziokulturelle Animation: intermediäre Arbeit zwischen System und Lebenswelt und Beziehungsarbeit innerhalb der Lebenswelten» gemachten Aussagen werden wieder aufgenommen. Die gesellschaftliche Verortung der Soziokulturellen Animation ist erfolgt über die Entwicklung der Solidarität und den Bezug zu den Sektoren Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft. Die zivilgesellschaftlichen Handlungsprinzipien wie Freiwilligkeit, Gemeinwohlorientierung, Öffentlichkeitsorientierung, Gemeinschafts- und Kooperationsorientierung, Selbstorganisation, Sozialkapitalbildung und Lernprozessorientierung leiten über zu den Arbeitsfeldern der Soziokulturellen Animation. Berufspersonen der Soziokulturellen Animation vermitteln sowohl im eher strategischen und systemorientierten Arbeitsfeld auf der intermediären Ebene zwischen Lebenswelt und System, wirken aber auch vertrauensbildend und nahe bei den Zielgruppen. Ausgehend von der Interventionsposition «Vermittlung» spielen sich kommunikative Aktivitäten auf all diesen Ebenen ab. Je nachdem in unterschiedlichen Ausprägungen, sei es gezielt oder situativ im Handlungsfeld (innerhalb und zwischen Lebenswelt/en) oder sei es vermittelnd im Spannungsfeld zwischen Zielgruppe/n und dem gesellschaftlichen Kontext (zwischen System und Lebenswelt).

Animatorinnen und Animatoren entwickeln und wenden zielgruppen- und situationgerechte Formen der Vermittlung und der Konfliktbearbeitung zwischen Individuen, Gruppen und Organisationen an unter Berücksichtigung des Kontextes. Sie ermutigen, befähigen und begleiten Adressatinnen und Adressaten in der Vernetzung möglicher Beteiligter, sie schaffen Interessenausgleiche und bauen Brücken zwischen den unterschiedlichen Akteuren. Sie antizipieren, lokalisieren und moderieren Konflikte mittels *Übersetzungsleistungen* und lösungsorientierter Gesprächs- und Verhandlungsführung. Das übergeordnete Ziel aus Sicht der Adressatinnen und Adressaten soll die Selbständigkeit sein. Die Begleitung der Fachpersonen soll nach animatorischen Grundsätzen konzipiert sein und der Befähigung der Zielgruppe/n zum eigenständigen Handeln dienen (im Sinne eines impliziten Lernfeldes).

Vermittlung im weiteren und im engeren Sinne

Das Modell des Trichters von Müller (in Moser et al., 1999), in welchem Vermittlung (Mediation) im engeren und weiteren Sinne unterschieden wird, verdeutlicht: «(...) je mehr Mediationsaufgaben im weiteren Sinne wahrgenommen werden, desto weniger stauen sich Konflikte, die dann nur noch mittels Konfliktlösung – also Mediation im engeren Sinne – angegangen werden können» (S. 149).

Abb. 17: Vermittlung im weiteren und im engeren Sinne



(Quelle: Müller, in Moser et al., 1999, S. 150, sowie eigene Anpassungen)

Vermitteln als Problematisieren/Thematisieren

Die Ebene «Vermitteln als Problematisieren» wird hier erweitert um den Begriff «Thematisieren». Fachpersonen schaffen Zugang zu den Zielgruppen und zum gesellschaftlichen Kontext durch Erkennen und Benennen von sozialen Phänomenen. So sollen Themen/problematische Entwicklungen so früh wie möglich aufgegriffen werden. Dies bedeutet nach Müller (in Moser et al., 1999), dass mittels Problematisieren auf das Auseinanderklaffen zwischen Lebenswelten und Systemen hingewiesen werden soll und wenn nötig gezielte und akteurspezifische Übersetzungsarbeit anzubieten sei (S. 150). Wenn auf dieser Ebene der Kommunikation präventiv auf Lebenswelt und System eingewirkt werden soll, drängt sich die Erweiterung durch den Begriff «Thematisieren» auf, da so früh wie nur möglich präventiv interveniert werden sollte. Auf dieser Ebene der Kommunikation, wie auch auf den folgenden, sind nicht nur die Zielgruppen und der gesellschaftliche Kontext zu beachten und einzubeziehen, sondern unbedingt möglichst viele der

betroffenen Akteure und allen voran die Stakeholder der Institution oder des Projekts. Nach Willener (2007) sind Stakeholder Interessen- oder Anspruchsgruppen (Personen oder Organisationen), die Ansprüche stellen und durch Unterstützung oder Verweigerung (z.B. von Ressourcen) das Gelingen des Projekts oder die Entwicklung einer Institution positiv oder negativ beeinflussen können (S. 149). Der Darstellung ist zu entnehmen, dass gerade im Netzwerk von vielen Akteuren wichtig ist, Kooperationen anzustreben. Auf der Ebene «Vermitteln als Problematisieren/Thematisieren» soll von den Fachpersonen auch immer eine klare Analyse getätigt werden, um Kooperations- wie auch Konfliktpotenzial zu eruieren. In der Zusammenarbeit mit Akteuren und/oder Stakeholdern, die alle unterschiedliche Interessen vertreten, müssen auch Machtstrukturen beachtet, erkannt, benannt und eingeordnet werden und ein dem Ziel dienlicher konstruktiver Umgang damit gefunden werden.

Vermitteln als Übersetzen

Entlang der Ebene «Vermitteln als Übersetzen» gilt es, durch «Übersetzungsleistungen» im Sinne des Schaffens von Verständigung zwischen Lebenswelten (einzelnen Gruppen), aber ebenso zwischen Lebenswelt und System zu leisten Müller (in Moser et al., 1999, S. 151). Es handelt sich hier um die oft beschriebene Interposition, welche die Fachpersonen einnehmen. Um übersetzen zu können, müssen Sprache wie auch Codes der Akteure oder Akteurguppen verstanden werden. Nach Müller (in Moser et al., 1999) ist diese Tätigkeit in vielfältiger Form denkbar: «Sie kann sowohl darin bestehen, Informationen über bestimmte Lebenswelten anderen zu vermitteln als auch direkte Begegnungen zwischen Angehörigen bestimmter Lebenswelten zu arrangieren» (S. 151). In der Sprache von Giesecke bedeutet dies, Arrangements zu schaffen, in denen alle Beteiligten in *ihrer Sprache* zu Wort kommen und die *Sprache der anderen* durch *Übersetzung* verstehen lernen mittels Kommunikation und/oder Begegnung. Ein Beispiel aus Beteiligungsprozessen in Quartier- oder Stadtentwicklung: Erläuterungen der Planerinnen und Planer, die sich vorstellen können, wie der Platz oder das Gebäude am Ende aussehen wird, können von den Bewohnerinnen und Bewohnern nicht verstanden werden, da sie das räumliche Denken vermutlich nicht beherrschen und die Schritte vom Plan bis zum Endprodukt gar nicht nachvollziehen können. Hier sind Übersetzungsdienste der Fachpersonen gefragt, um Enttäuschung bei allen Beteiligten sowie Konflikten vorzubeugen, damit alle Akteure ähnliche Ausgangslagen haben, um kompetent mitreden zu können.

Vermitteln als Interessenausgleich

Die Vermittlungstätigkeit auf der Ebene *Interessenausgleich* bewegt sich im Handlungsbereich zwischen Verhandlungslösungen und Schiedsgerichtsverfahren. Fach-

personen der Soziokulturellen Animation können ihr Know-how in allparteilicher Rolle in Verhandlungen zur Verfügung stellen, sich aber auch parteilich als Vertretung für die Interessen einer Gruppierung ins Geschehen einbringen. Als Beispiel dient die parteiliche Vertretung von Kindern, die auf dem Abenteuerspielplatz durch Lärm die Anwohnerinnen und Anwohner verärgert haben, um für die Zukunft unter Berücksichtigung der Interessen beider Parteien im Idealfall gemeinsame Interessen auszuhandeln. Roger Fisher und Danny Ertel (1998) definieren Verhandeln bei Interessenunterschieden wie folgt: «Es ist wechselseitige Kommunikation mit dem Ziel, eine Übereinkunft zu erreichen, wenn man mit der anderen Seite sowohl gemeinsame als auch gegensätzliche Interessen hat» (S. 15). Verhandeln von Interessen beinhaltet eine grosse Bandbreite und es ist nicht immer klar abzuschätzen, ob nicht bereits ein Konflikt vorhanden ist. Nach Müller (in Moser et al., 1999) trägt die Lösungssuche von Fachpersonen oder das Mitwirken bei der Lösungssuche dazu bei, Konflikte früh zu erkennen und zu lösen, zu vermeiden oder deren Eskalation zu verhindern (S. 151).

Vermitteln als Konflikte lösen

Auf der Ebene «Vermitteln als Konflikte lösen» muss wiederum die ganze Bandbreite von möglichen Beteiligten (vgl. obere Grafik, S. 317) berücksichtigt werden. Es sollte klar sein, was denn nun einen Konflikt ausmacht. Friedrich Glasl (2008) spricht von einem sozialen Konflikt als Interaktion: «zwischen Aktoren (Individuen, Gruppen, Organisationen usw.), wobei wenigstens ein Akteur Differenzen (Unterschiede, Widersprüche, Unvereinbarkeiten) im Wahrnehmen und im Denken/Vorstellen/Interpretieren und im Fühlen und im Wollen mit dem anderen Akteur (...) in der Art erlebt, dass beim Verwirklichen dessen, was der Akteur denkt, fühlt oder will eine Beeinträchtigung durch einen anderen Akteur (...) erfolge» (S. 24). Diese Definition lässt weitere Fragen aufkommen, wie beispielsweise auf welcher Stufe sich der Konflikt befindet, um welche Konfliktart es sich handelt, wie tief der Konflikt bereits ist, die Erscheinungsform des Konflikts, wer ist beteiligt, ist es ein inter- oder intra-institutioneller Konflikt usw. Diese und einige weitere Fragen sollten gestellt, geklärt und bearbeitet sein, bevor eine Fachperson, sei sie noch so versiert, zu interagieren beginnt. Das Bewusstwerden der Rolle steht bei jeder Konfliktmoderation an erster Stelle. Wie neutral kann die Moderation darin sein? Kann sie eine allparteiliche Stellung einnehmen oder ist der Konflikt bereits so weit fortgeschritten, dass eine aussenstehende Person beigezogen werden muss? Zu konkreten Herangehensweisen in der Konfliktlösung gibt es viel Literatur und viele Modelle, die an dieser Stelle weder aufgeführt noch behandelt werden können. Für Müller (in Moser et al., 1999) ist die Vermittlungsposition eine Schlüsselposition und der damit verbundene Grenzgang der Interposition, zwischen Parteilichkeit und Vermittlung, kommt stark

und vehement zum Ausdruck. In der parteilichen Haltung verharrt die Fachperson in einer scheinbar definitiven Intraposition, und in der vermittelnden allparteilichen Position muss das Dazwischen immer wieder neu definiert, ausgehandelt und gesucht werden. Dies verlangt eine stetige Haltung der Neugierde, aber auch des Fragens und des Zweifelns (1999, S. 154). Von den Fachpersonen der Soziokulturellen Animation muss ebenso zu erwarten sein, dass Konfliktbereitschaft vorhanden ist und mögliche Konflikte auch antizipiert werden können, indem wichtige Fragen gestellt werden. So könnten vor den Handlungen der Soziokulturellen Animation mögliche Konflikte *mitgedacht* werden und Fragen gestellt werden wie: Was könnte die Kooperationen zwischen den beteiligten Akteuren beeinträchtigen? Stehen die Kooperationspartner einander symmetrisch oder asymmetrisch gegenüber? Wie stehen Individuen, Gruppen und Institutionen zueinander? Welche Spektren von Macht sind sichtbar? Werden mögliche auftauchende Konflikte im Projekt oder in der Zusammenarbeit thematisiert? Sind Fragen zu den Themen «Gender»/«Diversity» gestellt worden? Was gibt es für Kooperations- oder Konfliktstrategien? Wie steht es um die Konfliktfähigkeit aller Beteiligten? Damit wäre der Bogen zur ersten Ebene, dem «Vermitteln als Problematisieren/Thematisieren», wieder geschlossen.

Erst das Zusammenspiel der ineinandergreifenden Handlungen, ausgehend von den vier Interventionspositionen, in denen spezifisch und methodengeleitet gehandelt wird, ergibt die soziokulturelle Intervention als Gesamtes: *das absichtsvolle Dazwischentreten in ein soziales Geschehen*.

Eine Metapher zum Schluss

In jeder Jahreszeit bestimmt auch das Wetter mit seinen unterschiedlichen Formen und Ausprägungen unser Leben. Es betrifft Menschen, Tiere, Pflanzen, unseren ganzen Lebensraum. Niederschlag wirkt sich im Winter anders aus als im Frühling, Sommer oder im Herbst. Es gibt Schnee, warmen und kalten Regen, Eisregen, Hagel. Unsere Interventionen äussern sich in adäquatem Schutz: Je nach Ort, wo wir leben, bauen wir unterschiedliche Häuser, je nach Jahreszeit tragen wir mehr oder weniger Kleidung. Je nach Kultur und Modeströmung sehen diese textilen Interventionen nicht nur saisonal, sondern in jedem Frühling, Sommer, Herbst und Winter unterschiedlich aus, was Farbe, Form und Stil angeht. Ähnlich, nur nicht so schnelllebig wie die Mode, gibt es auch aktuelle Strömungen in der Verwendung von Modellen und Methoden, um adäquat handeln zu können. Je nachdem, wo Interventionen erfolgreich umgesetzt wurden, werden Methoden kopiert, übernommen und angewendet. Dabei sind gerade der kreative Umgang mit der Methodenwahl, die Methodengenerierung oder -umwandlung oder auch die Methodenkombination im Hinblick auf die betroffenen Menschen, den Kon-

text im vielfältigen Arbeits- und Handlungsfeld der Soziokulturellen Animation unabdingbar.

Wenn Flexibilität und Bedürfnisorientierung auf der Fahne stehen, dann dürfen die Methoden zur Umsetzung der Interventionen nicht «aus der Schublade» stammen.

Literatur

- Arendt, Hannah* (2005). *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (3. Aufl.). München: Piper Verlag.
- Bayertz, Kurt* (Hrsg.). (1998). *Solidarität. Begriff und Problem*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beckert, Jens; Eckert, Julia; Kohli, Martin & Streeck, Wolfgang* (Hrsg.). (2004). *Transnationale Solidarität – Chancen und Grenzen*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- BBT – Der Kopenhagener Prozess* (ohne Datum). Glossar der geläufigen Terminologie im Kopenhagen-Prozess. Gefunden am 20. April 2009, unter www.bbt.admin.ch/themen/internationales/oo115/index.html?lang=de
- Besemer, Christoph* (2007). *Mediation – Vermittlung in Konflikten* (12. Aufl.). Königsfeld: Stiftung Gewaltfreies Leben.
- Deutscher Bundestag* (2002). *Bericht der Enquête-Kommission – Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements*. Berlin.
- Fehren, Oliver* (2008). *Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz*. Berlin: edition sigma.
- Fisher, Roger & Ertel, Danny* (1998). *Arbeitsbuch verhandeln. So bereiten Sie sich schrittweise vor*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Giddens, Anthony* (1999). *Soziologie*. Graz und Wien: Nausner & Nausner Verlag.
- Giesecke, Hermann* (1997). *Pädagogik als Beruf, Grundformen pädagogischen Handelns* (6. Auflage). Weinheim und München: Juventa.
- Gillet, Jean-Claude* (1998). *Animation. Der Sinn der Aktion*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.

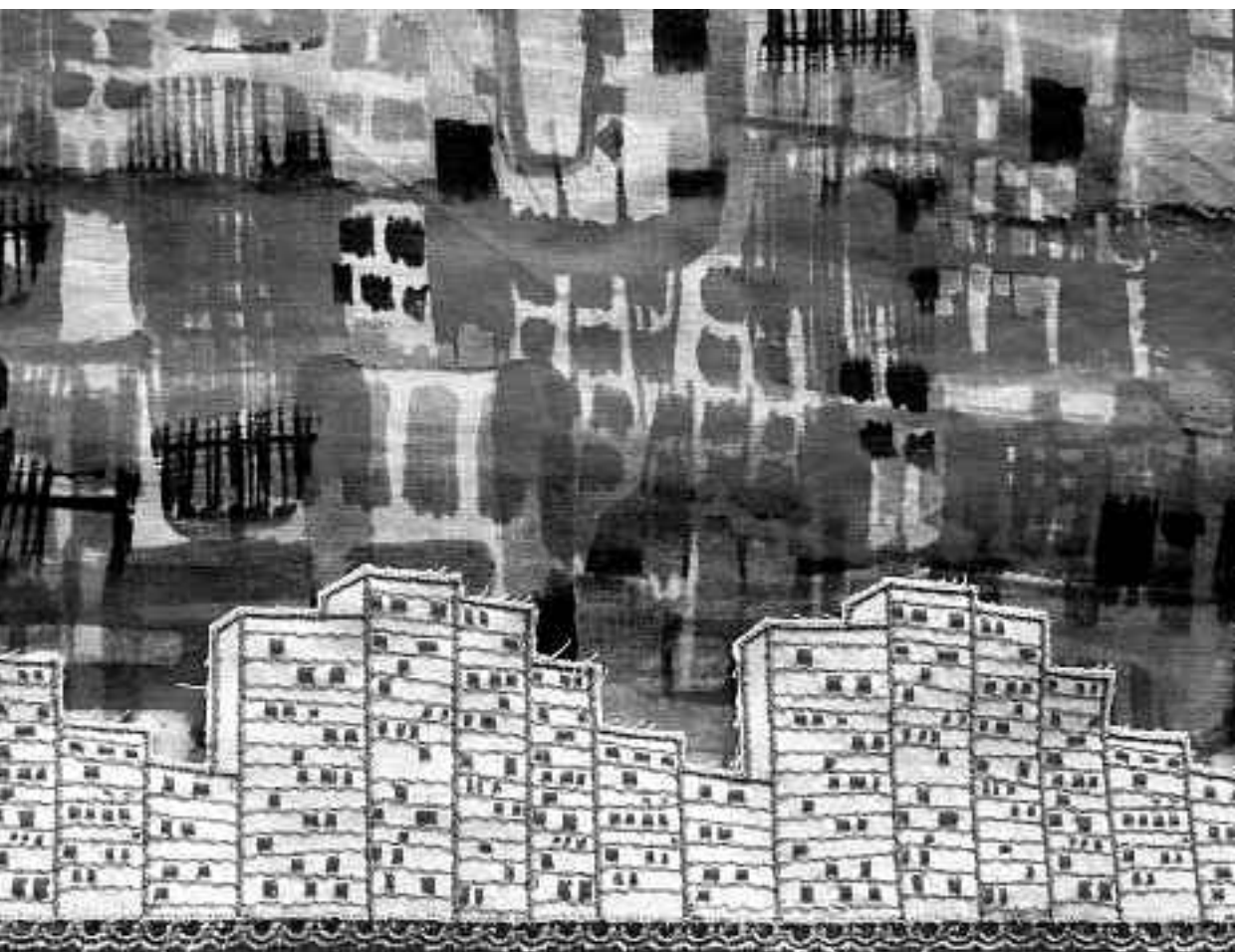
- Glasl, Friedrich* (2008). *Selbsthilfe in Konflikten. Konzepte Übungen Praktische Methoden* (5. erw. Aufl.). Stuttgart: Verlag Freies Geistesleben. Bern: Haupt Verlag.
- Gorz, André* (2000). *Arbeit zwischen Misere und Utopie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Habermas, Jürgen* (1987). *Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft* (4. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Hall, Stuart* (2008). *Rassismus und kulturelle Identität* (4. Aufl.). Hamburg: Argument-Verlag.
- Hillmann, Karl-Heinz* (1994). *Wörterbuch der Soziologie*. (4. Aufl.). Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Hinte, Wolfgang; Lüttringhaus, Maria & Oelschlägel, Dieter* (2007). *Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader zu Entwicklungslinien und Perspektiven*. (2. Aufl.). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Krapp, Andreas & Ryan, Richard M.* (2002). *Selbstwirksamkeit und Lernmotivation*. In Jerusalem, M. & Hopf, D. (Hrsg.), *Zeitschrift für Pädagogik. Selbstwirksamkeit und Motivationsprozesse in Bildungsinstitutionen*. 44. Beiheft. S. 54–82. Gefunden am 23. April 2009 unter http://www.unibw.de/sowi1_1/interesse/literatur
- Lange, Dietrich* (1988). *Solidarität und Selbsthilfe. Kommunale Sozialpolitik und Gewerkschaften*. Marburg: SP-Verlag Schüren.
- Mayring, Philipp* (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Moser, Heinz* (2008). *Instrumentenkoffer für die Praxisforschung: eine Einführung* (4. Aufl.). Zürich: Verlag Pestalozzianum.
- Moser, Heinz; Müller, Emanuel; Wettstein, Heinz & Willener, Alex* (1999). *Soziokulturelle Animation. Grundfragen, Grundlagen, Grundsätze*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Opaschowski, Horst* (1996). *Pädagogik der freien Lebenszeit* (3. Aufl.). Leverkusen: Leske + Budrich.
- Peter, Colette* (2008). *Mehrwert Partizipation*. In *Metron Themenheft 24* (Hrsg.), *Mitwirkung mit Wirkung*. Brugg: Metron AG.
- Riege, Marlo & Schubert, Herbert* (Hrsg.). (2002). *Sozialraumanalyse: Grundlagen – Methoden – Praxis*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schütz, Alfred* (ohne Datum). *Theorie der Lebenswelt. Teil 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*. Gefunden am 16. April 2009, unter <http://www.uvk.de/asw/>
- von Spiegel, Hiltrud* (2004). *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Spierds, Marcel* (1998). *Balancieren und Stimulieren: methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit*. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Steinert, Erika* (Hrsg.). (1998). *Sozialarbeitsforschung: was sie ist und leistet; eine Bestandsaufnahme*. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Willener, Alex* (2007). *Integrale Projektmethodik für Innovation und Entwicklung in Quartier, Gemeinde und Stadt*. Luzern: Verlag Interact.
- Zoll, Rainer* (2000). *Was ist Solidarität heute?* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.





8 *Barbara Emmenegger*

Raumkonzeptionen und Sozialraumorientierung
in der Sozialen Arbeit



«Die Zeit schreitet fort, während der Raum nur herumlungert.»

(Doreen Massey, 1993, S. 118)

1. Raumkonzeptionen

Seit den 1980er-Jahren wird Räumlichkeit als eines der zentralen Themen in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften diskutiert. Dieser sogenannte «spatial turn» hat auch vor der Sozialen Arbeit nicht Halt gemacht. Sozialräumlich ausgerichtete Soziale Arbeit oder Soziokulturelle Animation erlebt seit Mitte der 1990er-Jahre eine Blütezeit. Im Zusammenhang mit Stadt-, Quartier- oder Gemeindeentwicklungen stehen sozialraumnahe Aktivierungsmassnahmen im Zentrum der Sozialen Arbeit beziehungsweise der Soziokulturellen Animation. (vgl. Kap. 9, A. Willener, S. 350)

Darüber darf jedoch nicht vergessen werden, dass Raum als Gegenstand und als Begriff in der sozialwissenschaftlichen Diskussion wie auch in der Sozialen Arbeit lange kaum thematisiert wurde. Denn, so die Soziologin Gabriele Sturm (1999), Raum sei in den Sozialwissenschaften von einem gesellschaftlichen Entwicklungszusammenhang entkoppelt worden. Gründe dafür liegen zum einen in einem lange Zeit vorherrschenden Raumverständnis, welches Raum und soziale Prozesse losgelöst voneinander betrachtete, aber auch in einer soziologischen Forschungstradition, die sich vor allem mit Zeit und ihrer Wahrnehmung im Kontext gesellschaftlichen Wandels auseinandersetzte. Sturm formuliert dazu: «Entweder wurde Raum nach wie vor im Kantschen Sinne als ex ante aller menschlichen Erfahrung und damit dem Sozialen vorgelagert verstanden oder der soziologische Blick folgte eher der Zeit, die offensichtlicher als menschliche Syntheseleistung (Elias, 1984) homolog zu gesellschaftlichen Veränderungen thematisiert wurde, oder Raum galt als dinglicher Rahmen, als Container für das darin sich abspielende Soziale und fiel so der Nichtbeachtung anheim» (ibid., S. 26).

Wird Raum als reiner Container, als Behälter gedacht, in dem sich das Soziale abspielt, ohne dass sich ein Zusammenspiel von Raum und sozialem Handeln ergeben würde, ist er also auch für die Sozialwissenschaft nicht weiter von Belang. Im Gegensatz zum Begriff des Raums, so betont die Hamburger Stadtsoziologin Ingrid Breckner (2000), wurde «der Begriff des Sozialen seit der Etablierung der Gesellschaftswissenschaften Ende des 19. Jahrhunderts durch eine facettenreiche und schillernde Bedeutungsgeschichte gekennzeichnet» (S. 126).

Unterschiedliche Disziplinen haben unterschiedliche Fragestellungen und Methoden, den Raum zu beschreiben. Eine Wissenschaft, die sich seit je intensiv mit dem Raum auseinandergesetzt hat, ist die Physik. Spätestens mit den bahnbrechenden Erkenntnissen aus der Physik – zum Beispiel von Isaac Newton, welcher im 17. Jahrhundert die Unendlichkeit des Raums entdeckt hat, oder mit Albert Einsteins Relativitätstheorie aus dem 20. Jahrhundert – wird deutlich, dass Raumtheorien, auch in der Physik, einem permanenten Wandel unterworfen sind. Die Entwicklung von Raumtheorien von der Antike bis zur Neuzeit ist jedoch nicht nur diejenige physikalischer Revolutionen, «sondern zeigt die Anhaltspunkte für den Transfer von Theorien und Modellen von den Natur- in die Geisteswissenschaften» (Stephan Günzel, 2006, S. 42). Die Frage danach, ob Raum als absoluter Raum unveränderbar gegeben ist oder ob Raum als Relation und damit je nach Standpunkt veränderbar zu denken ist und damit auch ein Konstrukt sozialer Tätigkeit sein kann, beschäftigt Natur- und Geisteswissenschaften.

Dieser Frage liegen unterschiedliche Raumvorstellungen zugrunde, die sich vor allem in zwei Konzeptionen zeigen: dem Konzept des *Container- oder Behälterraums*, welches Handlung und Struktur unabhängig voneinander behandelt und damit Raum als absoluter Raum versteht, und dem Konzept des *Beziehungsraums*, welches von einem dynamischen, relationalen und relativistischen Raumverständnis ausgeht, Handlung und Struktur als Dualität und entsprechend Raum als sozialen Raum versteht. Für eine soziologische Fragestellung ist dieses zweite Raumkonzept relevant. Dabei interessiert nicht nur, was Räume sind, sondern auch, welche Vorstellungen von Räumen vorhanden sind. Die partielle «Raumblindheit» der Sozialwissenschaften, vor allem in den Nachkriegsjahren, lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass trotz bestehender Vorstellungen von relationalen Raumkonzepten im Grunde genommen von Konzepten eines Behälterraums ausgegangen wurde.

Auch aufgrund der Entwicklung neuer Mobilitäts- und Kommunikationstechnologien wurde die Bedeutung des Raums hinterfragt. Schon die Entwicklung der Eisenbahn führt zu einer neuen Raumerfahrung, die die Relevanz des Raumes in Frage stellt. Heinrich Heine beschreibt 1843 in der «Augsburger Zeitung» dieses «unheimliche Grauen» anhand der ersten Fahrten mit der Eisenbahn: «Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahn wird Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig (...) Mir ist, als kämen die Berge und die Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee.»

Trotz Eisenbahn, Flugzeug und Internet wird Raum nicht «getötet», leben wir nicht in einer atopischen Gesellschaft, in einer Gesellschaft, bei der Raum keine Rolle spielt. Denn «Raum ist kristallisierte Zeit», wie Manuel Castells in seinem Buch über das Informationszeitalter (2001, S. 466) betont, und nicht ein materieller Behälter, der mittels Geschwindigkeit überwunden werden kann.

Markus Schroer (2006) verweist mit Bezug auf das Grimmsche Wörterbuch auf die etymologische Bedeutung des Begriffs Raum, welcher sich aus dem Verb «räumen» ableitet. Räumen im Sinne von «Platz schaffen» oder ursprünglich «Urbarmachung» bezeichnet eine Tätigkeit. Raum bedeutet in diesem Zusammenhang nicht etwas, was schon immer da war, sondern etwas, was erst erschaffen werden muss. So liegt dieser ursprünglichen Bedeutung von Raum bereits ein konstruktivistisches Konzept zugrunde (ibid., S. 29). Raum ist damit also nicht nur Struktur, sondern wird im Handeln erschaffen. «Für ein soziologisches Verständnis von Raum wird wichtig, dass es nicht um je schon vorhandene Räume geht, deren Wirkung auf das Soziale, auf Individuen und Gesellschaft dann untersucht werden könnte. Wichtig ist vielmehr, dass Räume erst hergestellt werden müssen, um eine Bedeutung für soziale Prozesse zu erhalten» (ibid., S. 29).

Inwiefern sich nun dieses Verhältnis der Bedeutung von Räumlichkeit und Sozialem mit der Etablierung des sozialräumlichen Diskurses in der Sozialen Arbeit verändert hat und was die möglichen Auswirkungen davon sein können, ist mitunter Thema dieses Kapitels.

Im Folgenden werden die beiden Raumkonzeptionen vorgestellt, wobei der Schwerpunkt auf das Konzept des Beziehungsraums, welcher nicht nur für die Sozialwissenschaften, sondern auch für die Soziale Arbeit beziehungsweise die Soziokulturelle Animation von Bedeutung ist, gelegt wird.

Der Behälterraum: Starr und absolut

Dem Konzept des Behälterraums liegt die Vorstellung von einem absoluten Raum zugrunde. Raum wird dabei als ein leerer Behälter, als ein Container gedacht, gefüllt mit Materie. Zwischen Materie und Raum besteht kein innerer Zusammenhang. Der Raum und die Bewegungen und Handlungen der Menschen sind unabhängig voneinander. Raum existiert damit unabhängig vom Menschen und von seiner sinnlichen Wahrnehmung. Raum wird als ein Territorium, vom Handeln und von seiner sozialen Bedeutung getrennt betrachtet und ist stattdessen angefüllt mit Materie und Eigenschaften. Diese Raumvorstellung geht davon aus, dass Raum eine eigene Realität hat und nicht im Zusammenhang mit menschlichem Handeln oder als dessen Folge betrachtet wird.

Die Raumvorstellung vom Behälterraum liegt uns in der Regel nahe. Wir gehen von der Vorstellung aus, dass wir uns *im* Raum bewegen, in einem Raum, welcher

durch die drei Dimensionen Länge, Breite und Höhe festgelegt ist, und wir lernen damit von Kind auf, Raum als einen Behälter zu begreifen. Die Raumsoziologin Martina Löw verweist auf einen weiteren Aspekt, welcher unserer Vorstellung von Raum als Behälterraum zugrunde liegt. Unsere Raumvorstellung ist geprägt von der «jüdisch-christlichen Schöpfungsgeschichte», die «Raum als umschliessend/umgebend und vor dem Menschen existierend begreift» (2001, S. 265). Wie wir weiter oben gesehen haben, leitet der Aufklärer Isaac Newton (1643–1727) mit seinen bahnbrechenden Experimenten und Erkenntnissen das Konzept des offenen, unendlichen Raums her und ersetzt dadurch die Vorstellung eines geschlossenen Kosmos. Diese Erkenntnis führt zur Hinterfragung der Schöpfungsgeschichte. Newton zweifelt jedoch nicht an der Überzeugung, dass Raum absolut und starr ist. Denn Raum ist gottgegeben, durch die Schöpfungsgeschichte entstanden. An der Absolutheit des Raumes zu zweifeln hiesse, Gott als Schöpfer des Raumes in Frage zu stellen¹.

Kommen wir wieder zurück in die Gegenwart. Räumliche Einheiten wie Quartiere, Städte oder Landstriche werden häufig über statistische Kennzahlen beschrieben. Es wird zum Beispiel die Anzahl Sozialhilfeempfangende pro Quartier oder die Anzahl Mehrfamilienhäuser pro Stadt in Zahlen aufgeführt. Dabei werden Aussagen von bestimmten Häufigkeiten innerhalb eines Raumes gemacht. Diesen Beschreibungen liegt das Konzept des Behälterraums zugrunde. Es werden dabei keine Aussagen über das soziale Handeln gemacht. Die räumliche Einheit und die beschriebene Situation sind unabhängig voneinander.

Die Vorstellung, Raum als Beziehungsraum, als ein dynamischer sozialer Raum zu denken, ist schwieriger nachzuvollziehen. Die Konzeption des Beziehungsraums ist jedoch Voraussetzung für das Verständnis des Sozialraums und damit der sozialräumlichen Arbeit der Soziokulturellen Animation. In der Folge wird das Konzept des Beziehungsraums beziehungsweise der dynamischen, relativistischen und relationalen Raumvorstellung in einigen Schritten erläutert.

¹ Kopernikanische Wende: Es ist auch in dieser Zeit, als Kopernikus herleitet, dass die Erde nur einer der um die Sonne kreisenden Planeten sei, dass sie sich um ihre Achse drehe und den Himmelsumschwung somit nur vortäusche. Kopernikus schuf damit ein neues Bewusstsein wonach sich der Mensch selbst nicht länger als Zentrum des Kosmos verstehen konnte. Ein Verständnis, welches ebenfalls die Vorstellung von Gott als Schöpfer und vom Menschen als die Schöpfung Gottes gefährdet. Eine Vorstellung, die zur damaligen Zeit von der Kirche verboten wurde. Nicht nur die Bücher von Kopernikus, sondern auch weiterer Forscher wie Galileo Galilei kamen auf den Index.

Der Beziehungsraum: relativ, relational und dynamisch

Die relative Betrachtungsweise von Raum:

Wie wir gesehen haben, bestimmt oftmals die Vorstellung des euklidischen Raums, welcher durch Länge, Breite und Höhe festgelegt wird, unsere Raumwahrnehmung. Doch schon in der Renaissance wird der Raum, neben Länge, Breite und Höhe, zusätzlich als Tiefe gedacht, also mit einer Perspektive versehen. Mit der Perspektive wird die Vorstellung des Raums abhängig vom Standpunkt des Betrachters oder der Betrachterin. Auch in die Malerei und die Architektur findet die Perspektive Eingang² und verändert den Blick auf den Raum wie auch die Wahrnehmung von Raum. Aufgrund möglicher verschiedener Perspektiven relativiert sich die eine, starre, absolute Sicht auf den Raum. Ansichten über den Raum werden abhängig vom Standpunkt der Betrachterin oder des Betrachters. Raum verändert sich je nach geografischem Standpunkt. Der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) hat sich mit der Frage der Perspektive auseinandergesetzt und die neue, relative Sichtweise auf den Raum folgendermassen beschrieben. «Wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, immer wieder anders und gleichsam perspektivisch vielfältigt erscheint, so geschieht es auch, dass es wegen der unendlichen Menge der einfachen Substanzen gleichsam eben so viele verschiedene Welten gibt, die gleichwohl nichts anderes sind als die perspektivischen Ansichten des einzigen Universums, je nach den verschiedenen Gesichtspunkten der Monade» (Leibniz, Original 1715, zitiert in Löw, 2001, S. 28). Mit dieser relativen Vorstellung von Raum ist Raum nicht mehr absolut bestimmbar, sondern er ist abhängig vom gewählten Standort, vom Blickpunkt, von der Beobachtung.

Der relationale Raum:

Zu Lebzeiten Newtons, welcher trotz seiner Erkenntnis von der Unendlichkeit des Raumes nicht an dessen Starrheit und Absolutheit zweifelte, vertrat Leibniz die Vorstellung, dass weder Raum noch Zeit eine dingliche Existenz zukomme. «Was meine eigene Meinung anbetrifft, so habe ich mehr als einmal gesagt, dass ich den Raum ebenso wie die Zeit für etwas rein Relatives halte, nämlich für eine Ordnung des Nebeneinanderbestehens, so wie die Zeit eine Ordnung der Aufeinanderfolge ist. Nämlich als Raum bezeichnet man eine mögliche Ordnung der Dinge, die gleichzeitig existieren» (Leibniz, 2006, Original 1717, S. 61). Leibniz

² Vgl. hierzu z.B. das Werk von Francesco Borromini (1599–1667). Borromini hat auch in Bauwerken mit der Perspektivenwirkung experimentiert. Bekanntes Beispiel dafür ist der Palazzo Spada in Rom. Borromini hat die Eingangshalle des Palazzos mit nach hinten kleiner werdenden Säulen verengt und damit künstlich eine Perspektive erzeugt, die den Raum viel länger (grössere Tiefe) erscheinen und die Figur am Ende der Halle von weitem viel grösser wirken lässt.

argumentiert mit der «Lagebeziehung» der Dinge. Die Lage eines Körpers ergibt sich nur immer in Relation zu einem anderen, deshalb hält Leibniz «den Raum für eine Ordnung der Dinge und nicht für etwas Absolutes» (ibid., S. 64). Die Betrachtungen von Raum sind damit nicht nur abhängig vom Standpunkt, also relativ, sondern auch abhängig von der Beziehung der Dinge zueinander, also relational.

Die neuen Gesellschaftswissenschaften und der Raum:

Diese philosophischen und physikalischen Raumkonzepte bilden auch die Grundlagen für die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Raum. Ende des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich die neue Gesellschaftswissenschaft mit der Frage nach dem Zusammenhang von sozialer Struktur und Raum. Die bestehenden Vorstellungen eines relativen und relationalen Konzepts von Raum, welches die Beziehungen der Menschen und Objekte zum Raum mitdenkt, erlaubt der frühen Soziologie, das Verhältnis von Gesellschaft und Raum zu thematisieren. In den Raumkonzepten von Georg Simmel (1858–1918) wird Raum als analytische Leistung des Menschen konzipiert. Das heisst, Raum ist nicht per se existent, sondern Raum konstituiert und repräsentiert sich im gesellschaftlichen Bewusstsein und wird zum «sozialen Raum». Raum wird dabei nicht einfach als das räumliche Substrat, als der Behälter sozialer Ordnung, gesehen, sondern die soziale und die räumliche Organisation beeinflussen sich gegenseitig. Simmel setzt somit dem Newtonschen Modell eines absoluten und starren, eines unveränderlichen physischen Raums das Konzept eines sozialen Raums entgegen. Damit, so argumentiert der Literaturwissenschaftler Jörg Dünne in seinem Buch «Raumtheorie» (2006), in welchem er sich gemeinsam mit dem Medienwissenschaftler Stephan Günzel mit philosophischen kulturwissenschaftlichen Grundlagentexten zu Raumtheorien auseinandersetzt, hätten die frühen Soziologen einen Weg bereitet für «eine Traditionslinie genuin sozialer Raumbeschreibungen, die sich zunehmend vom geographischen Substrat zu lösen suchen» (ibid., S. 289). Simmel setzt sich in seinen Schriften «Zur Soziologie des Raums» und «Über die räumlichen Perspektiven sozialer Formen», die 1903 veröffentlicht wurden, nicht nur damit auseinander, welche Auswirkungen räumliche Konstellationen auf das soziale Leben haben, sondern er befasst sich auch mit der Frage nach der sozialen Erzeugung des Raums und damit auch nach der Vorstellung von Raum: «Ein geografischer Umfang, eine bestimmte Anzahl von Quadratmeilen, bildet nicht ein grosses Reich, sondern das tun die psychologischen Kräfte, die die Bewohner eines solchen Gebietes von einem herrschenden Mittelpunkt her politisch zusammenhalten» (Simmel, 1995, S. 133).

Machen wir zur Illustration noch einmal einen Abstecher in die Malerei. Auch in der Malerei begegnet man der Vorstellung einer relationalen Raumerfahrung. Anfang des 20. Jahrhunderts löst sich mit dem Kubismus der Fokus auf die eine

(richtige) Perspektive auf. Objekte werden nicht mehr nur bezogen auf eine Perspektive dargestellt, sondern aus vielen verschiedenen Perspektiven gleichzeitig, als sähe man das Objekt von allen Seiten gleichzeitig (vgl. z.B. Pablo Picasso, «Nue accroupie», 1954, oder «Porträt der Dora Maar», 1937). Es wird versucht, die sogenannte «Realität» eines Objektes ohne die Nutzung der traditionellen Gesetze der Perspektive zu schildern, um dadurch die eigene Beziehung zum Objekt darstellen zu können. Im Kubismus steht daher die Realität der Vorstellung im Vordergrund. Demnach steht die Raumerfahrung in Bezug zum eigenen Erleben, zur eigenen Vorstellung und Wahrnehmung von Raum. Oder noch einmal mit den Worten Simmels: «(...) dass der Raum überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden» (1995, S. 133).

Die soziale Konstruktion von Raum

«Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Strasse, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.»

(Michel de Certeau, 1988, S. 218)

Wie wir gesehen haben, hat bereits Simmel die soziale Konstruktion von Raum vor dem Hintergrund eines relationalen Raumkonzeptes angedacht. Mit seinem 1974 erschienenen Buch «La production de l'espace»³ hat Henri Lefèbvre, ein französischer Philosoph und Soziologe, den lange Zeit vernachlässigten soziologischen Fokus auf Raumkonzeptionen wieder aufgenommen, weiterentwickelt und vor allem auch den Impuls für eine neue Raumdiskussion in den Sozial- und Kulturwissenschaften gegeben. Lefèbvres marxistisch geprägtes Raumkonzept geht davon aus, dass Raum immer sozial produziert wird: «(Social) space is a (social) product» (1991, S. 30).

Gemäss Lefèbvre ist Raum einerseits ökonomische Infrastruktur (Rohstofflieferant), also physischer Raum, und andererseits auch das Produkt sozialer Praxis. Lefèbvre betont jedoch, dass der physische Raum zunehmend in den Hintergrund trete und vor allem symbolische Bedeutung erlange, denn er existiere insbesondere als Hintergrund für die Vorstellungen, welche die Menschen von

³ Englische Übersetzung des Buches 1991 unter dem Titel «The Production of Space». In diesem Artikel wird aus der englischen Ausgabe von 2008 zitiert.

Raum haben. «It [natural space] is still the background of the picture; as decor, and more than decor, it persists everywhere, and every natural detail, every natural object is valued even more as it takes on symbolic weight» (ibid., S. 30). Menschen würden sich wohl an natürliche Räume erinnern, besetzen sie aber mit ihren eigenen Vorstellungen, Erinnerungen und Fantasien. Räume werden demnach durch die Vorstellungen, die Fantasien produziert und sind damit immer soziale Räume. Auch die Ethnologin Sina Lucia Kottmann (2005) verweist auf Raum als einen wesentlichen Faktor für die Erinnerungspraxis. «Konkrete Orte sind immer mit der Präsenz von etwas Immateriellem verbunden, mit Erinnerungen, einer besonderen Aura, einem Gefühl des Unwohlseins oder der Freiheit, mit einer speziellen Atmosphäre. Erinnerung haftet an Orten und Landschaften, so Jan Assmann (1999b) – Erinnerung an die Ahnen, vergangene Ereignisse, persönliche Erlebnisse. In diesem Sinne sind Landschaften als kommemorativ topographische Texte zu lesen, aus denen heraus sich die eigene Identität generiert» (Abschnitt 47).

Lefèbvre verfolgt den Ansatz, Raum als Folge oder als Wirkung gesellschaftlicher Verhältnisse zu begreifen. Raum kann nicht ex ante unserer Vorstellung und sozialer Praxis gedacht werden. Raum ist ein gesellschaftlicher Produktionsprozess. Und vor dem Hintergrund seines marxistischen Ansatzes postuliert Lefèbvre, dass jede Gesellschaft beziehungsweise jede Produktionsform ihren spezifischen Raum produziere. «Im Raume lesen wir die Zeit», benennt der Historiker Karl Schlögel (2003) in seinem gleichnamigen Buch diese wechselseitige Dynamik von Geschichte und Raum. Räume sind «gemacht, aber doch im Rhythmus von Generationen, über Jahrhunderte hinweg und sind selbst schon wieder eine vorgefundene, «natürliche» Bedingung für die nachfolgenden Generationen» (Schlögel, 2007, S. 44).

Raum ist in der Konzeption von Lefèbvre ein Produkt gesellschaftlicher Prozesse und also nicht ein unveränderbarer, starrer Behälter, in dem sich das Leben abspielt. Lefèbvre unterscheidet bei seiner Konzeption von Raum nicht nur zwischen natürlichem und sozialem Raum, sondern er bindet, wie wir weiter oben gesehen haben, auch die Vorstellung von Raum, die symbolische Zuweisung in sein Konzept, ein. Raum formiert sich dabei über diese dreifache Beziehung, die den physischen, den mentalen und den sozialen Raum zusammenführt. Die drei verschiedenen Ebenen spielen zusammen, sind immer gleichzeitig wirksam. Diese Raumtriade besteht aus der räumlichen Praxis, den Repräsentationen von Raum und dem Raum der Repräsentationen (Lefèbvre, 2008, S. 38/39). Die *räumliche Praxis* bezeichnet den wahrgenommenen, den benutzten und erlebten Raum. In der alltäglichen Routine, im alltäglichen Leben produzieren und reproduzieren die Akteure und Akteurinnen diesen Raum. Unter den *Repräsentationen von Raum* versteht Lefèbvre den Raum, wie er kognitiv entwickelt wird. Es ist der

erdachte Raum von Wissenschaftlerinnen, Architekten oder Philosophinnen. Es sind theoretische Raumkonzepte, Karten und Pläne von Räumen. Der Raum des Wissens und der Codes. Der *Raum der Repräsentationen* betont die symbolische Ebene von Raum, es ist der vorgestellte, der imaginierte Raum.

Mit dieser Trias der sozialen Räumlichkeit hat Lefèbvre für die weitere Entwicklung von Raumkonzeptionen in den Sozialwissenschaften eine wichtige Grundlage gelegt. «Der Gedanke von der Herstellung des Raums durch die Aktivitäten und Akteure, der sich zwar in Ansätzen bis zu Durkheim und Simmel zurückverfolgen lässt, erst jedoch bei Lefèbvre in den Mittelpunkt der Analyse gestellt wird, hat die soziologische Beschäftigung mit dem Raum beflügelt» (Schroer, 2009, S. 362).

Räume sind Prozesse

Die Soziologin Martina Löw hat mit ihrem Buch «Raumsoziologie» (2001) einen weiteren zentralen Beitrag zur raumtheoretischen Forschung geleistet. Sie stellt in ihren Überlegungen den Prozess der Konstitution von Raum in den Mittelpunkt. Aus soziologischer Sicht wird dabei die Konstitution von Raum – wie bei Lefèbvre – auch als ein gesellschaftlicher Prozess hergeleitet. Raum als relationaler Raum wird dabei aber nicht nur verstanden als eine Anordnung sozialer Güter⁴, die zueinander in Beziehung stehen, sondern das Anordnen selbst, das Handeln also, ist ebenfalls Teil der Konstitution von Raum. Löw geht deshalb den Fragen nach, «was angeordnet wird (Dinge, Ereignisse etc.?), wer anordnet (mit welchem Recht, mit welcher Macht?) und wie Räume entstehen, sich verflüchtigen, materialisieren oder verändern und somit Gesellschaft strukturieren» (ibid., S. 151).

Mit diesen Überlegungen wird der Fokus auch auf die Akteurinnen und Akteure gelegt. Räume werden «unter Einbezug der anwesenden Menschen konstituiert» (ibid., S. 155). Menschen schaffen also nicht nur Räume, sondern sind selbst Teil der Räume. Löw orientiert sich an einem handlungstheoretischen Ansatz und bezieht sich dabei unter anderem auf Anthony Giddens⁵.

Löw untersucht damit also die Entstehung von Raum in der Wechselwirkung zwischen Handeln und Struktur. So ist Raum gemäss dem Konzept von Löw sozialer Aktionsraum, der sich über Handlung und Struktur beziehungsweise dy-

4 Löw verwendet den Begriff «soziale Güter» sowohl im materiellen Sinn, als auch verweist sie damit auf die symbolische Bedeutung des Begriffs. «Symbole des Strassenverkehrs, als ein Beispiel, können nur angeordnet werden, weil sie eine Materialität aufweisen, werden aber angeordnet, um eine Symbolik zu entfalten. Soziale Güter sind ein wesentlicher «Baustein» von Räumen» (Löw, 2001, S. 154).

5 Ausführungen zum handlungstheoretischen Ansatz von Giddens beziehungsweise zu den strukturierungstheoretischen Grundlagen finden sich im Beitrag von Gregor Husi in diesem Band.

namisch über Akteurinnen, Akteure und Objekte konstituiert. Den Räumen ist dabei sowohl eine soziale Ordnungsstruktur (damit sind gesellschaftliche Strukturen gemeint) wie auch eine Handlungsdimension (damit sind die Prozesse des Anordnens gemeint) inhärent. «Die Rede von einer Dualität von Raum bringt so die Überlegung zum Ausdruck, dass Räume nicht einfach nur existieren, sondern dass sie im Handeln geschaffen werden und als räumliche Strukturen, eingelagert in Institutionen, Handeln beeinflussen können» (Löw, Steets & Stoetzer, 2007, S. 63).

Zur Konstitution von Räumen benennt Löw zwei Prozesse: das «Spacing» und die Syntheseleistung. Raum konstituiert sich sowohl aus den Ordnungen materieller beziehungsweise sozialer Güter und deren Beziehungen zueinander als auch aus den Prozessen des Anordnens. Damit ist auch das Positionieren symbolischer Markierungen gemeint. Löw nennt diesen Prozess des Anordnens *Spacing*. «Spacing» kann sowohl das Bauen von Häusern bedeuten als auch die Positionierung von Gruppen Jugendlicher im Stadtraum oder die Präsentation von Waren im Supermarkt. Ob die Waren dabei in edlen Schalen oder in kaputten Kartonschachteln präsentiert werden, deutet auf die Symbolik der Markierungen hin. Als zweiten Prozess der Konstitution von Räumen nennt Löw die *Syntheseleistung*. Damit ist gemeint, dass die Anordnungen, die Güter und die Menschen immer auch über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse zu Räumen zusammengefasst werden. Diese Syntheseleistung als konstituierendes Moment von Räumen ist abhängig von Sozialisationsprozessen. Die Konstitution von Raum ist in dieser Weise immer auch beeinflusst durch die Raumvorstellungen, durch die Raumdeutungen der Menschen, also derjenigen, die die Syntheseleistung erbringen. Das «Spacing» und die Syntheseleistung existieren gleichzeitig, da Handeln immer prozesshaft ist.

Wesentlich ist für Löw also der Ausgangspunkt, dass es *einen* Raum gibt, der verschiedene Komponenten aufweist. Sozialer Raum wird nicht von materiellem Raum getrennt. Löw plädiert damit für eine Überwindung der Dualität von Naturraum und Sozialraum. Löw fasst in ihrer zentralen These zusammen, dass «Raum eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern ist. Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung. Letzteres ermöglicht es, Ensembles von Gütern und Menschen zu einem Element zusammenzufassen» (Löw, 2001, S. 159/160).

Im wissenschaftlichen Diskurs wie auch im praxisorientierten Diskurs der sozial-räumlichen Arbeit wird Raum also nicht mehr als Behälter sozialer Prozesse angenommen, sondern als dynamischer sozialer Raum, der also «selbst als sozial

produziert, damit sowohl Gesellschaft strukturierend als auch durch Gesellschaft strukturiert und im Prozess sich verändernd begriffen» (Löw, Steets, Stoetzer, 2007, S. 51).

Wie weiter oben schon angemerkt, ist es nicht nur in der alltäglichen Praxis nicht immer einfach, Räume als Beziehungsräume, als soziale Räume, als Prozesse zu verstehen. Auch in der empirischen Raumforschung und in der sozialräumlichen Praxis (z.B. Stadt- und Quartierentwicklung, Soziokulturelle Animation, Umgang mit öffentlichen Räumen) wird oftmals nicht nach der Herstellung der Räume durch Akteure und Akteurinnen und durch Aktivitäten gefragt, sondern es wird im Sinne eines Behälterraumkonzeptes der Raum, in dem sich Soziales abspielt, häufig vorausgesetzt (vgl. hierzu Schroer, 2006/2009, und Reutlinger, 2009b). Wie im nächsten Abschnitt weiter erläutert wird, tappen gelegentlich Analysen und Prozesse von Stadt- und Quartierentwicklungen in die Falle des Containers. Anstatt sich für die Deutungen und Aneignungsweisen der Bewohner und Bewohnerinnen vor Ort zu interessieren, werden die Räume – oftmals aufgrund rein statistischer Kennzahlen – als prekäre Orte beschrieben und die Situation der Bewohner und Bewohnerinnen wird als ausweglos dargestellt. Legitimiert wird damit unter anderem auch der Ruf nach einer Politik, die sich für eine bessere soziale Durchmischung der Bewohner und Bewohnerinnen in einem Quartier einsetzen sollte, ohne dabei genau zu wissen, nach welchen Kriterien, in welchem geografischen Perimeter mit welchen Ursachen und Wirkungen durchmischt werden sollte. «Die Individuen werden nur allzu oft zu passiven Erduldern und Opfern der durch die Eigenschaften des Raums, in dem sie leben, vorgegebenen Möglichkeiten erklärt» (Schroer, 2009, S. 363). Im Sinne einer relationalen, dynamischen sozialen Raumvorstellung werden jedoch die Menschen vor Ort als handelnde Individuen ernst genommen. An dieser Stelle setzt die Sozialraumorientierung der Sozialen Arbeit beziehungsweise der Soziokulturellen Animation an.

2. Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit

Die Bedeutung von Raum, welche in den Sozialwissenschaften seit den 1980er-Jahren neu diskutiert wird, schlägt sich auch im Diskurs der Sozialen Arbeit nieder. Seit Mitte der 1990er-Jahre erlebt die sozialräumliche Ausrichtung der Sozialen Arbeit und insbesondere der Soziokulturellen Animation grosse Aufmerksamkeit. Reutlinger (2009a) verweist jedoch darauf, dass die Diskurse der verschiedenen Disziplinen zu Raumkonzeptionen leider nach wie vor wenig aufeinander bezogen ablaufen. Er stellt fest, dass die Neuausrichtung Sozialer Arbeit in Richtung Sozialraumorientierung oftmals kaum einen entsprechenden Bezug «zum parallel stattfindenden interdisziplinären Raumdiskurs, bspw. in

Stadt-, Regionalsoziologie, Ökonomie, Architektur oder Sozialpolitik» aufweise (ibid., S. 17). Die Konzeption des Beziehungsraumes und die Übertragung in die alltäglichen (wissenschaftlichen) Praxen würden oft nicht vollständig nachvollzogen (Schroer, 2006 und 2009). Soziale Alltagspraxen gehen nach wie vor oft automatisch von einem Konzept des Behälterraums aus. Schroer (2006) schlägt in diesem Zusammenhang vor, vermehrt implizite und explizite Behälterraumkonzepte ausfindig zu machen und kritisch zu reflektieren, auch im Sinne einer reflektierten Anwendung dieses Konzeptes. «Wir haben es mit verschiedensten Raumbildern, Raumkonzepten und Raumauffassungen zu tun, die einander nicht mehr ablösen, sondern nebeneinander existieren» (ibid., S. 179).

Reflexive Raumorientierung der Sozialen Arbeit

Fassen wir noch einmal zusammen: Räume sind eine unter bestimmten historischen Bedingungen in gesellschaftlichen Prozessen konstruierte Welt. Räume sind dynamisch und veränderbar. Räume sind Prozesse, sie werden über Vorstellung, Handlung und Struktur permanent reproduziert, und Räume sind, da sie im Handeln entstehen, stets sozial. Damit sind Räume immer auch Sozial-Räume. Die Soziokulturelle Animation befasst sich mit gesellschaftlichen beziehungsweise sozialräumlichen Veränderungsprozessen und setzt sich damit auch mit den Konstitutionsprozessen von Räumlichkeit auseinander.

Wie sieht denn nun dieser Sozialraum der Soziokulturellen Animation aus?

Werden, wie es die Raumvorstellung des sozialen Raums verdeutlicht, neben der Struktur auch die handelnden Menschen selbst, deren soziale Praxen und deren Vorstellungen von Räumen als konstituierende Elemente von Raum miteinbezogen, ist die Grösse, die Ausdehnung eines Sozialraums abhängig von der Ausrichtung des Handelns der Akteurinnen und Akteure. Damit sind Sozialräume dynamische Räume, die nicht unbedingt an der Quartier- oder Stadtgrenze enden. «Städtische Sozialräume sind (...) nicht als dauerhaft räumlich fixierte und klar begrenzte Territorien zu begreifen, sondern als gegenseitig durchwobene, konflikthafte und heterogene soziale Zusammenhänge, die sich räumlich manifestieren und damit den Stadtraum zu einem mehrdimensionalen und widersprüchlichen sozialen Raum machen» (Kessl/Reutlinger, 2007, S. 38). Sozialräume stellen immer komplexe Zusammenhänge dar, die kulturelle, historische oder territoriale Dimensionen betreffen und Handlungsweisen mit einbeziehen.

Der Soziologe Pierre Bourdieu verwendet den Begriff des sozialen Raums als Bild, um soziale Prozesse zu verdeutlichen. Im Sinne Bourdieus sind gesellschaftliche Strukturen an Orten eingeschrieben; damit werden – wie wir auch aus den vorhergehenden Ausführungen zu Lefèbvre und Löw gesehen haben – soziale Strukturen im Raum sichtbar. «In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert wäre und nicht Hierarchien und soziale

Abstände zum Ausdruck brächte. (...) Und dennoch deutet alles darauf hin, dass das Wesentliche des vor Ort zu Erlebenden und zu Sehenden, d.h. die erstaunlichsten Einblicke und überraschendsten Erfahrungen, ihren Kern ganz woanders haben» (Bourdieu, 1997, S. 159/160).

Gesellschaftliche Teilnahme oder Ausgrenzung verdichtet sich an gewissen Orten. Soziale Hierarchien und Abstände, räumliche Ein- und Ausschlussprozesse, welche die Kämpfe um den Raum sichtbar machen, sind damit kaum nur vor Ort beeinflussbar, denn sie werden im gesellschaftlichen «Sozial-Raum» (Bourdieu) gebildet. Die beiden Sozialgeografen Benno Werlen und Christian Reutlinger leiten in ihrem Artikel zur Sozialgeografie im «Handbuch Sozialraum» (2005) her, dass räumliche Fragestellungen und Probleme letztendlich Fragen des Handelns betreffen, und folgern daraus, dass «konsequenterweise (...) auch jede Raumpolitik zur Behebung sozialer Problemsituationen ins Leere greifen» muss (S. 64). Was bedeutet dies für die sozialräumliche Arbeit der Soziokulturellen Animation? Raum stellt eine wesentliche Bedingung zur Möglichkeit sozialen Handelns dar, und damit ist Raum ein zentrales Feld der Soziokulturellen Animation. Beziehen wir uns nochmals auf Martina Löw (2001), die Raum als Dualität von Handlung und Struktur versteht (Dualität wird dabei nicht als Gegensätzlichkeit, sondern als Zweiheit verstanden). Mit ihrem prozessualen Raumbegriff verweist sie darauf, dass «Raum aus der Struktur der Menschen und sozialen Güter heraus abgeleitet wird, nur dann können die Veränderungen der Raumphänomene erfasst werden» (ibid., S. 264). Für die sozialräumlich ausgerichtete Soziokulturelle Animation bedeutet dies, dass der Fokus neben dem Arbeitsfeld Quartier oder Siedlung oder Jugendtreff vor allem auch auf die in diesen Räumen handelnden Menschen, auf ihre Vorstellung von Räumlichkeit und ihre räumlichen Handlungsmuster, auf ihre sozialen Praxen gelegt werden muss. Denn Raum stellt für die Soziale Arbeit «nicht nur eine territoriale Begrenzung dar, (...) sondern *eine* Arena gesellschaftlicher Prozesse» (Otto & Ziegler, 2004b, S. 279). Sowohl Soziokulturelle Animation als auch ihre Adressatinnen und Adressaten sind selbst figurative Elemente von Räumlichkeit. Hans Uwe Otto und Holger Ziegler (2004b) plädieren deshalb für eine *reflexive Raumorientierung* der Sozialen Arbeit, denn sie ist selbst «ein Akteur in der sozialen Arena also, die den Raum als sozialen Raum konstituiert» (S. 279). Eine Veränderung von Räumlichkeit kann in diesem Sinne nur mit den vor Ort handelnden Akteurinnen und Akteuren stattfinden. So schafft Soziokulturelle Animation soziale Räume, die integrativen, nicht ausschliessenden Charakter haben. Im Sinne einer reflexiven Haltung sollte die Soziokulturelle Animation also ihren Fokus auf den Raum als physischen Ort wie Quartier oder Jugendtreff richten, sie in ihrer institutionellen Einbettung kritisch hinterfragen und ihre Bemühungen auf eine «Öffnung sozialer Räume» konzentrieren (Otto & Ziegler, 2004b). Reutlinger (2009a) plädiert in diesem Sinne,

«den Sozialraum nicht länger im Spannungsfeld von Institution und Intervention zu denken, sondern er wäre in der Dialektik von Raum und (sozialer) Entwicklung aufzuschliessen» (S. 19). Reutlinger stellt somit nicht nur die Frage nach den «Entwicklungsvorstellungen» (ibid.) von Sozialräumen in den Vordergrund, sondern spricht gleichzeitig auch die Frage der Machtverhältnisse an. Denn in der alltäglichen Konstitution von Raum spielen sich Kämpfe um den Raum ab, sei es über Immobilienfragen und Gentrifikationsprozesse in Stadtteilen, über die Forderung nach «gehobener Gastronomie» statt Grillieren im öffentlichen Raum oder mittels visueller Markierungen wie Verkehrstafeln oder Graffiti. Werden die unterschiedlichen Entwicklungsvorstellungen von Raum reflektiert, kann Raum ein Möglichkeitsraum für die Akteurinnen und Akteure vor Ort werden, dann nämlich, wenn deren unterschiedliche Ansprüche in die Entwicklung des Sozialraums integriert werden. Dann auch «kann den Menschen vor Ort als Subjekte ihrer Entwicklung die Möglichkeit gegeben werden, ihre eigenen Ansprüche zu definieren und diese Ansprüche auch einfordern zu können» (Reutlinger, 2009b, S. 104). Partizipation beziehungsweise «demokratisch-selbstbestimmte Entscheidungsfindung» (ibid.) als eine Grundbedingung soziokultureller Arbeit ist in diesem Sinne die Folge eines dynamischen und relationalen Raumbegriffs, der Raum als ein im Handeln konstituierter sozialer Raum versteht.

Eine entsprechende reflexive Haltung der Soziokulturellen Animation ist insofern wünschenswert, als gerade in den sozialräumlichen Ansatz der Sozialen Arbeit und damit in den Fokus auf *das Lokale* grosse Hoffnungen gesetzt werden: Mit der Fokussierung auf lokale, überschaubare Räume sollen deren Ressourcen genutzt, die komplexen, globalen Prozesse überschaubarer gemacht und Umbrüche im Sozialwesen/Sozialstaat aufgefangen werden (vgl. Reutlinger, 2008, S. 9). Die Fokussierung auf das lokale Räumliche kann jedoch Gefahren in sich bergen, wenn Raum lediglich als Behälterraum betrachtet wird und die Konstitution von Raum als dynamischem, von Machtstrukturen durchzogenem Beziehungsraum nicht reflektiert wird. In einer möglichen *Verräumlichung sozialer Konflikte* besteht die Tendenz zur Entpolitisierung insbesondere dann, wenn der Abbau sozialstaatlicher Institutionen zur Disposition steht. Dies verleitet auch dazu, den «gesellschaftlichen Grossraum des Sozialen durch die nahräumliche «Community» als zentralen Referenz- und Verortungsrahmen gesellschaftlicher Prozesse» abzulösen (Otto & Ziegler, 2004a, S. 131).

Auch die Diskussion um die ethnische, soziale oder residenzielle Segregation oder Konzentration ist unter diesem Aspekt kritisch zu befragen. Segregations- wie auch Raumanalysen von Quartierentwicklungsprogrammen zum Beispiel tendieren oftmals dazu, soziale Ausschlussprozesse zu verräumlichen beziehungsweise zu territorialisieren und damit problembelastete Quartiere geografisch festzulegen. Damit würde, so Otto und Ziegler (2004a), «ein Bild homogeni-

sierter Wohnareale fixiert», und es würden «homogenisierte problembelastete Bevölkerungsgruppen anhand territorialer Markierungen *sichtbar gemacht*». Verloren geht dabei nicht nur der Blick auf die tatsächlich vorhandene soziale wie kulturelle Differenziertheit, sondern es besteht auch die Gefahr, spezifische und individuelle Problemlagen aus den Augen zu verlieren (ibid., S. 133/134). Ulrich Deinet verweist zu Recht darauf, dass sich Sozialraumanalysen oft auf die Erfassung soziostruktureller und sozialräumlicher Daten konzentrieren und weniger auf die aktive Einbeziehung der Menschen als Expertinnen und Experten der entsprechenden Lebenswelten (Deinet, 2009, S. 8). Werden in einer Sozialraumanalyse in diesem Sinne nicht nur strukturelle Daten, sondern auch soziale Praxen und Deutungsmuster der Menschen miteinbezogen, werden verschiedene Gruppierungen im Sinne einer aktivierenden Arbeit zu sozialräumlichen Themen in die Analyse miteinbezogen, schlägt Deinet vor, von einer *sozialräumlichen Analyse- und Beteiligungsmethode* zu sprechen (ibid., S. 9). Damit wird die Komplexität von Sozialraumanalysen beziehungsweise der Soziokulturellen Animation, die sich in ihrer Arbeit mit den Sozialräumen auseinandersetzt und sich am dynamischen und relationalen Raumkonzept orientiert, auf drei Ebenen aufgezeigt. Zum einen wird aus den Erläuterungen zu den Raumkonzeptionen deutlich, dass ein Sozialraum keine rein administrativ festgelegte Grösse sein kann, denn er orientiert sich an den Handlungsmustern der Menschen, und die sind dynamisch. Zum andern kann die Sozialraumanalyse aktivierende Beteiligungsmethoden miteinbeziehen, wenn der Fokus auf die im Sozialraum handelnden Menschen ausgerichtet ist, und wird so als Analyse bereits zur sozialen Intervention, die integrative Räume schaffen kann. Und drittens muss eine Sozialraumanalyse auch die eingeschriebenen Herrschafts- und Machtverhältnisse mitreflektieren, denn die räumlichen Strukturen sind wie alle Strukturen von den Prinzipien der Klassengesellschaft und der hierarchisch organisierten Zweigeschlechtlichkeit durchzogen (Löw, 2001). Damit wird der Fokus von Sozialraumanalysen und von Soziokultureller Animation immer auch auf soziale Ungleichheit, auf Aneignungsprozesse und damit auch auf die politischen Kämpfe (um Raum) gelegt. Es geht darum, Raumdeutungen zu erschliessen und Raumkonstitutionsprozesse sichtbar zu machen. Dies bedeutet zum einen, räumliche Ordnungen als Ausdruck sozialer Praxen zu begreifen und zu kontextualisieren, zum andern, dass sich die Soziokulturelle Animation im Diskurs um die politische Gestaltung des Räumlichen positionieren muss (vgl. Kessl & Reutlinger, 2007 und vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 139).

3. Sozialräumliche Entwicklungen

Dem Diskurs um die sozialräumlichen Entwicklungen liegen die Fragen nach dem Zusammenhang von Raum und Gesellschaft, nach neuen Formen sozial-

räumlicher Vergesellschaftung und nach der räumlichen Organisation sozialer Beziehungen zugrunde.

Ein sozialräumlicher Entwicklungsprozess, der den Kampf um Raum zurzeit sichtbar macht und die aktuelle Diskussion um Stadt- und Quartierentwicklung bestimmt, ist die Gentrification. Gentrification ist abgeleitet vom englischen Begriff «gentry» (Adel) und beschreibt die Verdrängung der eingesessenen Bevölkerung beziehungsweise einer niedrigen Einkommenschicht durch eine sozial höhere Schicht in innerstädtischen Altbaugebieten. Gentrification bewirkt als eine Veredelung von Quartieren, dass das Wohnungsangebot in einem Quartier von einem niedrigen Preissegment in ein höheres transformiert wird. Als Verdrängungsprozess ist Gentrifizierung damit also die mögliche negative Folge von Stadt- und Quartierentwicklungsprozessen. Betroffen davon sind vor allem Städte mit einem hohen Nachfragedruck auf (innerstädtische) Wohnungen. Gentrifizierung als ein sozialräumlicher Prozess verdeutlicht nicht nur die unterschiedlichen Interessen und Machtpositionen innerhalb einer Stadtentwicklung, sondern auch die Komplexität und Mehrschichtigkeit von Stadt- und Quartierentwicklungsprozessen. Eine zunehmende Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in einem Quartier ist oftmals einer der Ausgangspunkte für die Initiierung von Quartierentwicklungsprozessen. Es wird dabei von residenzieller Segregation in Quartieren gesprochen. Gemeint ist damit die ungleichmässige Verteilung von Wohnstandorten sozialer Gruppen.

Hartmut Häussermann und Walter Siebel benennen in ihrem Buch «Stadtsoziologie» (2004) unterschiedliche gesellschaftliche Differenzierungsprozesse als Grundlage für eine residenzielle Segregation und damit für die qualitativ und quantitativ ungleiche Verteilung des Wohnungsangebotes über das Stadtgebiet: die *politische Differenzierung* von Räumen, die mit den Mitteln von Stadtplanung und Wohnungspolitik unterschiedliche Wohnqualitäten an verschiedenen Standorten schafft, die *ökonomische Differenzierung* von Räumen über Preisdifferenzen zwischen Wohnstandorten und Ausstattungsniveaus, die *symbolische Differenzierung* von Räumen über ihre positive oder negative Etikettierung durch Architektur, Geschichte, Infrastruktur und schliesslich die soziale Differenzierung von Räumen durch die Zusammensetzung der Bewohnerschaft, denn das (hohe oder niedrige) Sozialprestige einer Gegend ist eine Dimension, die durch gezielte Preisgestaltung und selektive Wohnungsvergabe modelliert und verfestigt wird (ibid., S. 157).

Der Stadtsoziologe Jens S. Dangschat (Dangschat & Hamedinger, 2007) verweist darauf, dass, wenn von Segregation die Rede ist, meist eine (unerwünschte) Konzentration bestimmter sozial benachteiligter Gruppen gemeint ist, welche dann

auch Befürchtungen beziehungsweise «in der Regel eine hohe Alarmbereitschaft in den kommunalen politisch-administrativen Systemen» auslöst (S. 41). Die Befürchtungen gehen zum Beispiel in die Richtung Angst vor der Entwicklung von Subkulturen oder dem Verlust sozialer Kontrolle. Damit zeigt sich, dass die Diskussion um Segregation als ein sozialräumlicher Differenzierungsprozess sowohl auf politischer wie auch auf wissenschaftlicher Seite kontrovers und oftmals emotional geführt wird.

Segregation erfährt sowohl positive als auch negative Zuschreibungen. Segregation wird als Indikator für gesellschaftliche Desintegration beschrieben oder auch als wichtige Unterstützung bei der Herausbildung von (Sub-)Kulturen. Freiwillige und funktionale Segregation wird als eher positive, erzwungene und strukturelle Segregation als eine negative, desintegrierende Entwicklung beschrieben.

Segregation ist nicht gleich Segregation und kann nicht generell als problematisch oder nicht problematisch definiert werden. Städte waren immer schon funktional, sozial und entlang symbolischer Zuschreibungen segregiert. Nicht die Segregation an und für sich, sondern die Frage, wie sie zustande kommt, welches ihre Ursachen sind und welche Folgen sie hat, ist von Interesse.

Die Effekte von Segregation oder Konzentration auf Integration werden in verschiedenen empirischen Studien untersucht (vgl. u.a. Alpheis, 1990; Heitmeyer & Anhut, 2000; Farwick, 2000 und 2009; Kronauer, 2007). Hervorzuheben ist bei allen Studien die Erkenntnis, dass räumliche Konzentration kein alleiniges Kriterium für gelingende oder misslingende Integration ist. Es sind verschiedene Faktoren, die dabei eine Rolle spielen und die sich wechselseitig verstärken oder auch neutralisieren können.

Im Mittelpunkt des Diskurses um Segregation stehen zurzeit zwei Fragestellungen: Zum einen wird Segregation als mögliche Verletzung sozialer Gleichheitsziele thematisiert, zum anderen wird Segregation in den Zusammenhang von Ethnizität und Integration gestellt und damit als Ausdruck von Erfolg oder Misserfolg bei der Integration von Zuwanderern und Zuwanderinnen diskutiert (Häussermann & Siebel, 2002; Löw, Steets & Stoetzer, 2007). Im Fokus steht dabei die Überlagerung der Segregationskriterien, welche entlang Armut (soziale Lage), und derjenigen, welche entlang ethnischer Merkmale differenzieren. Mit Segregation wird also auch die ethnische Segregation in Kombination mit der sozialen Segregation angesprochen. Bei einem Teil der Migrationsbevölkerung kumulieren verschiedene Aspekte der sozialen Ungleichheit.

Die Segregationsforschung stellt sich deshalb die Frage, welcher Zusammenhang zwischen räumlichen und sozialen Unterschieden und zwischen Segregation und Integration besteht und welche Folgen daraus abzuleiten sind, «ob eine segre-

gierte Stadtgesellschaft bedeutet, dass die Stadt, insbesondere an den Orten hoher Konzentrationen benachteiligter sozialer Gruppen, anomisch sei beziehungsweise werden könnte» (Dangschat, 2004, S. 48).

Strategien integrierter Stadt- und Quartierentwicklung setzen sich vermehrt mit diesen Fragen auseinander; dabei werden auch neue Anforderungen an die Gemeinwesenarbeit und an die Soziokulturelle Animation gestellt. Gerade der Fokus auf die Konzentration sogenannter «unerwünschter Bevölkerungsgruppen» verleitet dazu, in Quartierentwicklungsprozessen auf rein räumliche Lösungen zu tendieren und/oder die Fragen nach der sozialen Durchmischung in den Vordergrund zu stellen. Dabei wird unter Umständen versucht, im Sinne eines Behälterraumkonzepts über Raumpolitik soziale Probleme zu lösen, anstatt im Sinne von «demokratisch-selbstbestimmter Entscheidungsfindung» die Menschen vor Ort an der Analyse und den Prozessen teilnehmen zu lassen.

Auch klassische Segregationsstudien tendieren dazu, vom zu untersuchenden Raum, zum Beispiel dem Quartier, als einem Behälterraum auszugehen. Betrachtet werden dabei Verteilungsrelationen von Menschen im Raum. Ausgegangen wird von einer «Gleichverteilung als normative Orientierung» (Dangschat, 2004, S. 55). Segregation wird als Struktur oder Muster untersucht, in dem verschiedene soziale Gruppen verschiedene Teilgebiete einer Stadt vorrangig bewohnen. Diese Muster können mittels eines Segregationsindex gemessen werden. Dieser Index quantifiziert die Abweichungen von der Gleichverteilung der Bevölkerung über das Stadtgebiet. Solche territorialen Betrachtungen des Raums, so Otto & Ziegler (2004a), verleiten zu Vermessungen und lassen sich somit als eine Technologie beschreiben, Bevölkerung durch Kategorisierung und Hierarchisierung klassifizier- und vermessbar zu machen (S. 134). Die Segregationsforschung geht zurück auf die *Chicagoer Schule*, welche mit empirischen Untersuchungen sozialräumliche Ungleichheit in Chicago analysierte. Dabei wurde festgestellt, dass sich Angehörige verschiedener sozialer Schichten oder Ethnien in bestimmten Stadtteilen, Territorien, konzentrierten. Aus dieser Beobachtung leiteten die Vertreter der Schule, insbesondere Robert E. Park, ab, dass sich soziale Ungleichheiten räumlich niederschlagen und dass sich der soziale Abstand von Gruppen auch in räumlicher Entfernung zeigt.

Im sozialwissenschaftlichen Diskurs wird seit Jahren dezidiert darauf hingewiesen, dass «die Segregationsforschung ihre Perspektiven erweitern muss und nicht mehr allein die Verteilungsrelationen von Menschen im Raumbehälter <Stadt> in den Mittelpunkt stellen kann» (Heitmeyer, 1998, S. 449). Wird Raum als Beziehungsraum, als dynamischer sozialer Raum verstanden, reichen Verteilungsrelationen einer beschreibenden, auf dem sozialökologischen Ansatz der Chicagoer Schule aufbauenden Segregationsforschung nicht aus, um Segregation

als sozialräumlichen Differenzierungsprozess zu analysieren. Entsprechend müssen für eine differenziertere Analyse von sozialräumlicher Konzentration oder Segregation und ihrer Effekte strukturelle Analysen mit handlungstheoretischen Überlegungen unterlegt werden (vgl. u.a. Löw, 2001; Dangschat, 2004); damit wird, wie Heitmeyer (1998) vorschlägt, auch die symbolische und identitäre Bedeutung des Raums hervorgehoben. Denn eine Sozialraumanalyse, die den Blick auf Segregation beziehungsweise soziale Ungleichheit richtet, sollte nicht nur feststellen, dass soziale Ungleichheit besteht, sondern auch, wie und warum sich die Ungleichheit im Raum abbildet (Dangschat, 2004, S. 61, und 2007, S. 261). Eine Segregations- oder Sozialraumanalyse, die das Konzept des dynamischen sozialen Raums zugrunde liegt, orientiert sich dabei nicht an administrativ festgelegten territorialen Räumen, sondern geht von den räumlichen Arrangements der Handelnden aus. Raum wird dabei zu einer Handlungsressource, die je nachdem mobilisiert werden kann oder nicht (Löw, 2002).

Literatur

- Assmann, Jan (1999b). Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck
- Becker, Heidede (2003). «Besonderer Entwicklungsbedarf» – Die Programmgebiete der Sozialen Stadt. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.
- Bourdieu, Pierre (1997). Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Breckner, Ingrid (2000). Konzepte des Sozialen in der gesellschaftswissenschaftlichen Stadtforschung. In Die alte Stadt, Themenheft «Die soziale Stadt», 27. Jg., 2/2000, S. 126–138.
- Castells, Manuel (2001). Das Informationszeitalter I. Die Netzwerkgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Dangschat, Jens S. (2004). Konzentration oder Integration? Oder: Integration durch Konzentration? In Kecskes, Robert et al.: Angewandte Soziologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 45–75.
- Dangschat, Jens S. (2007). Wohnquartiere als Ausgangspunkt sozialer Integrationsprozesse. In Kessler, Fabian & Otto, Hans Uwe (Hrsg.), Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Dangschat, Jens S. & Hamedinger, Alexander (Hrsg.). (2007). Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL).
- De Certeau, Michel (1988). Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Deinet, Ulrich (Hrsg.). (2009). Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.). (2006). Raumtheorien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Farwick, Andreas (2009). Segregation und Eingliederung. Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern auf den Eingliederungsprozess. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Friedrichs, Jürgen (1995). Stadtsoziologie. Opladen: Leske und Budrich.
- Günzel, Stephan (2006). Einleitung. In Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.), Raumtheorien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 19–42.
- Günzel, Stephan (Hrsg.). (2009). Raumwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Wissenschaft.
- Häussermann, Hartmut & Siebel, Walter (2002). Die Mühen der Differenzierung. In Löw, Martina (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen. Opladen: Leske + Budrich, S. 29–67.
- Häussermann, Hartmut & Siebel, Walter (2004). Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a.M.: Campus.
- Heitmeyer, Wilhelm & Anhut, Reimund (Hrsg.). (2000). Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim und München: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm (1998). Versagt die Integrationsmaschine Stadt? In Heitmeyer, Wilhelm; Dollase, Rainer & Otto, Backes (Hrsg.), Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 443–467.
- Heye, Corinna & Leuthold, Heiri (2006). Sozialräumlicher Wandel in der Agglomeration Zürich. Konsequenzen von Suburbanisierung und Reurbanisierung. DISP 164 1/2006, S. 16–29.
- Kaltenbrunner, Robert (2006). Im Ungefähren? Der öffentliche Raum und seine veränderten Parameter. In Selle, Klaus & Berding, Ulrich (Hrsg.), Werkstatt «hybride Räume». Aachen: Lehrstuhl für Planungssoziologie und Stadtentwicklung RWTH Aachen, S. 47–55.

- Kessler, Fabian & Reutlinger, Christian* (2007). Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver (Hrsg.)*. (2005). Handbuch Sozialraum. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kottmann, Sina Lucia* (2005). Karl Schlögel liest die Zeit im Raum: Flanieren auf alten Wegen in Richtung neuer Horizonte. Rezension: Karl Schlögel (2003). Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik [51 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 6 (2), Art. 12. Verfügbar über: www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-12-d.htm (Zugriff: März 2008).
- Kronauer, Martin* (2007). Quartiere der Armen: Hilfe gegen soziale Ausgrenzung oder zusätzliche Benachteiligung. In Dangschat, Jens S. & Hamedinger, Alexander (Hrsg.), Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL). S. 72–90.
- Lefebvre, Henri (1974/1991)*. The Production of Space. London: Blackwell Publishing.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm* (2006/1717). Briefwechsel mit Samuel Clark (1715/1716). In Dünne, Jörg & Günzel, Stephan (Hrsg.), Raumtheorien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 58–73.
- Löw, Martina* (2001). Raumsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina (Hrsg.)*. (2002). Differenzierungen des Städtischen. Opladen: Leske + Budrich.
- Löw, Martina; Steets, Silke & Stoetzer, Sergej* (2007). Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Massey, Doreen* (1993). Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte. In Bühler, Elisabeth et al. (Hrsg.), Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund, S.109–122.
- Otto, Hans Uwe & Ziegler Holger* (2004a). Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit (Teil 1). In Neue Praxis 34/2, S. 117–135.
- Otto, Hans Uwe & Ziegler, Holger* (2004b). Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsrationalitäten in der Sozialen Arbeit (Teil 2). In Neue Praxis 34/3, S. 271–291.
- Reutlinger, Christian* (2008). Raum und soziale Entwicklung. Kritische Reflexion und neue Perspektiven für den sozialpädagogischen Diskurs. Weinheim, München: Juventa.
- Reutlinger, Christian* (2009a). Raumdeutungen. In Deinet, Ulrich (Hrsg.), Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–32.
- Reutlinger, Christian* (2009b). Erziehungswissenschaft. In Günzel, Stephan (Hrsg.), Raumwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Wissenschaft. S. 93–108.
- Schlögel, Karl* (2003). Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien: Hanser.
- Schlögel, Karl* (2007). Räume und Geschichte. In Günzel, Stephan (Hrsg.), Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld: Transcript.
- Schroer, Markus* (2006) Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schroer, Markus* (2009). Soziologie. In Günzel, Stephan (Hrsg.), Raumwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Wissenschaft. S. 354–369.

Simmel, Georg (1903/1995). Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908. Band I. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Wissenschaft.

Sturm, Gabriele (1999). Raum und Identität als Konfliktkategorien. In Thabe, Sabine (Hrsg.), Räume der Identität – Identität der Räume. Dortmund: Institut für Raumplanung, S. 26–37.

Werlen, Benno & Reutlinger, Christian (2005). Sozialgeographie. In Kessl et al. (Hrsg.), Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. S. 49–66.



9 *Alex Willener*

Sozialräumliches Handeln



Einleitung

Der Sozialraumbezug in der Sozialen Arbeit und im Speziellen in der Soziokulturellen Animation hat derzeit Konjunktur, aber eine schon längere Vorgeschichte. Schon Jane Addams, die 1889 in Chicago das «Hull House» gegründet hatte, bemühte sich neben der in diesem «Quartierzentrum» geleisteten soziokulturellen, politischen und pädagogischen Praxis auch um eine methodische Erfassung der Notlagen im Stadtteil sowie um eine Koordination vorhandener oder zu organisierender Hilfsquellen.

Etwa 100 Jahre später und auf dem Hintergrund der Soziokulturellen Animation hat Jean-Claude Gillet (1998) in seinem Standardwerk Überlegungen angestellt, die angesichts der grossen Zahl von neuen Publikationen zum Sozialraum etwas in den Hintergrund gerückt sind. Nach Gillets Meinung muss handlungsbezogen einerseits zwischen verschiedenen Konzepten des *Raumes* unterschieden werden:

- einem «physiografischen» Zugang, der Landschaften und Bauten beinhaltet, die durch Menschen manchmal als fremd oder unerträglich wahrgenommen werden,
- einem sozialen Zugang, der interpersonale Beziehungen und kulturelle Werte umfasst, die manchmal nur schwer geteilt werden,
- einem innerlichen Zugang, der das physiologische und psychologische Leben der Individuen bezeichnet, die manchmal mit dem Überlebenskampf konfrontiert sind.

Andererseits sei das Konzept des *Territoriums* zu beachten, das seinerseits eher ein durch den Gebrauch, durch einen Prozess oder durch eine Gesamtheit von Handlungen definierter Raum ist, den man mit einem oder mehreren Akteuren verbinden kann, die seine Organisation konstituiert haben (ibid., S. 282).

Obwohl der Begriff des Territoriums im Allgemeinen eher als ein klar abgegrenztes Gebiet verstanden wird, weist Gillets Verständnis deutlich in die Richtung eines relationalen Raumbegriffs, wie er im vorangehenden Kapitel von Barbara Emmenegger beschrieben wird. Gillet betrachtet den sozialen Raum als Raum, «(...) wo sich Handelnde begegnen, deren Handlungslogiken in ein Netz von Zwängen und Ressourcen eingebunden sind, auf einem Feld, das von diesen Logiken durchzogen ist und das entsprechend den Zugehörigkeiten und Beziehungen der betroffenen Handelnden (Gruppen, Organisationen, Institutionen) strukturiert ist» (ibid., S. 26). Raum und Soziales sind für Gillet interaktiv, Raum ist immer ein Ort von Praktiken und in diesem Sinne ein von Akteuren belebter Raum.

Mit seinem Ansatz der «Praxeologie» – einer Wissenschaft der Praxis mit deren Bewegung des Hin und Her zwischen dem Handeln und dem Denken – versucht Gillet immer wieder die Theorie mit der Praxis zu verknüpfen. Ein Ansatz, der in den Diskursen zur Sozialraumorientierung durchaus noch entwicklungsbedürftig

ist. Denn wer sich als Praktiker/in in sozialräumlichen Kontexten bewegt und gleichzeitig eine theoretische Abstützung wünscht, gerät unweigerlich in den Widerspruch zwischen ambitionierten theoretischen Postulaten und den Realitäten der Praxis beziehungsweise deren Abbildung in konzeptionellen Grundlagen. Thomas Franke (2008) bringt diesen Umstand salopp auf den Punkt, indem er moniert, es zeige sich in Bezug auf den Sozialraum ein bedeutender Gegensatz zwischen «eher umsetzungsfernen theoretischen Diskursen und einem vergleichsweise theorieleeren Pragmatismus» (ibid., S. 141).

Für die Soziokulturelle Animation in der Schweiz kommt erschwerend dazu, dass die praxisrelevante Diskussion weitgehend von deutschen Publikationen geprägt ist, während kaum Beiträge existieren, welche den Sozialraumbezug in schweizerischen Verhältnissen thematisieren. Das Problem dabei: Mangels «hauseigener» Theorien, Konzepte und Ansätze kommt die Praxis in der Schweiz nicht darum herum, solche aus dem Nachbarland zu übernehmen und zu adaptieren. Die beiden Länder sind aber sozialpolitisch mit ganz anderen Rahmenbedingungen ausgestattet und funktionieren auch auf der Ebene der Praxis teilweise recht verschieden. Daher lassen sich die Konzepte nicht ohne weiteres übertragen. Zum besseren Verständnis und zur besseren Einordnung der verfügbaren Quellen erscheint es uns deshalb wichtig, auch einen Blick auf die Entwicklungsstränge der Sozialraumorientierung in Deutschland zu werfen.

Dieses Kapitel vermittelt im ersten Teil einen gerafften Überblick über Hintergründe und Ausprägungen der sozialräumlichen Arbeit in Deutschland und der Schweiz. Zwei Exkurse beleuchten die sozialräumliche Praxis der Offenen Jugendarbeit sowie das Quartier als wesentlichen Schauplatz sozialräumlicher Arbeit. Der zweite Teil skizziert eine Reihe konzeptioneller Elemente hin zu einem sozialräumlichen Ansatz der Soziokulturellen Animation.

Sozialraumorientierung in Deutschland und in der Schweiz

In *Deutschland* ist der Diskurs zur Sozialraumorientierung seit etwa den 1990er-Jahren in Gang und bringt in jüngster Zeit einen wachsenden Fundus an Theorien, Konzepten und Praxisberichten hervor. Eine bedeutsame Grundlage sozialraumorientierter Konzepte liegt zunächst in der in den 1970er-Jahren begründeten Tradition der Gemeinwesenarbeit und dem rund 20 Jahre später begründeten Konzept der stadtteilbezogenen sozialen Arbeit (Wolfgang Hinte, Maria Lüttringhaus & Dieter Oelschlägel, 2007) sowie dem Ansatz des Quartiermanagements als kommunaler Strategie für benachteiligte Wohngebiete (Gaby Grimm, Wolfgang Hinte & Gerhard Litges, 2004). Im Kern geht es in allen Fällen um Handlungsformen, die die Eigenverantwortung und Aktivität der Betroffenen in den Vordergrund stellen

und mit den in einem Quartier lebenden Menschen benachteiligende Lebensbedingungen verbessern und räumlich gestaltend wirken wollen.

Ein zweiter prägender Hintergrund wurde durch die 1991 in Kraft getretene gesetzliche Grundlage der «Hilfen zur Erziehung»¹ geschaffen, womit die fallspezifische Soziale Arbeit durch sozialraumbezogene Zusammenarbeit im Rahmen von eigentlichen «Sozialraumteams» zwischen öffentlichen und freien Trägern (z.B. zwischen Sozialdiensten, Kitas und Schulen) ergänzt wird. Dabei ergänzen sich die Aktivitäten einer sozialraumorientierten «Stadtteilarbeit» und die einzelfallorientierten «Hilfen zur Erziehung» im Sinne einer Stabilisierung der Balance von Potenzialen und Belastungen (vgl. Christian Schrapper 2006b, S. 272).

Drittens bringt das in Deutschland umstrittene Konzept des «aktivierenden Staates» mit sich, dass dieser nur noch Kernaufgaben erfüllen soll und andere, bislang als öffentlich angesehene Aufgaben, insbesondere im Nahraum durch bürgerschaftliches Engagement erledigt werden sollen (vgl. Heinz-Jürgen Dahme & Norbert Wohlfahrt, 2005).

Ein vierter starker Antrieb der Sozialraumorientierung wurde schliesslich durch das Bund-Länder-Programm «Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt» geschaffen (vgl. Michael Krummacher, Roderich Kulbach, Victoria Waltz & Norbert Wohlfahrt, 2003). Das Programm wurde im Jahr 1999 mit dem Ziel gestartet, die Abwärtsspirale in benachteiligten beziehungsweise benachteiligenden Stadtteilen aufzuhalten und die Lebensbedingungen vor Ort umfassend zu verbessern. Die «Soziale Stadt» startete mit 161 Stadtteilen in 124 Gemeinden; heute sind es bereits 523 Gebiete in 326 Gemeinden, wie aus der Website des Bund-Länder-Programms www.sozialestadt.de hervorgeht. Die damit verbundenen Handlungsformen lassen sich mit den Stichworten «integrierte Entwicklungskonzepte», «Ressourcenbündelung», «Aktivierung und Beteiligung» sowie «Quartiermanagement» umschreiben. Mit einer nationalen Programmleitung, einer umfassenden Dokumentation und zentralen Evaluationen hat das Programm einen massgeblichen Einfluss auf die Praxis der sozialräumlichen Denk- und Handlungsweisen.

Als Ergebnis der verschiedenen Entwicklungsstränge in Deutschland lassen sich in Theorie und Praxis ganz unterschiedliche Bedeutungen des Begriffs «Sozialraum» ausmachen: Sozialraum als Territorium (Verwaltungsperspektive), als gebündelte Lebenswelt (Bewohner/innen-Perspektive), als Ziel (Steuerungsgrösse), als Ressource (Mittel), als Einzugsbereich (Marktgebiet einer Einrichtung), als Ort

1 Staatliche (kommunale) Leistungen der Jugendhilfe für Familien mit Kindern, die im deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz geregelt sind.

der Sozialen Arbeit (öffentlicher Raum oder Gebäude) (vgl. Andreas Hopmann, 2006, S. 124). Der schillernde Bedeutungsgehalt des Begriffs bringt es folglich mit sich, dass in den einzelnen Publikationen zum Sozialraum sehr unterschiedliche Ansätze verfolgt werden, was es Aussenstehenden nicht erleichtert, sich ein zusammenhängendes Bild zu machen.

In der Flut von Publikationen zur Sozialraumorientierung sticht das Werk von Wolfgang Hinte heraus. Mit zahlreichen theoretischen Beiträgen und seiner Tätigkeit als Leiter des Essener Instituts für sozialraumorientierte Soziale Arbeit (ISSA) kann er getrost als Vordenker der Sozialraumorientierung bezeichnet werden. Neben fundierten konzeptionellen Grundlagen hat Hinte über Jahre hinweg zahlreiche zusammenfassende Beschreibungen und kritische Kommentare zum sozialräumlichen Umbau, wie er in Deutschland in manchen Arbeitsfeldern stattfindet, veröffentlicht. Dieser neue Weg kann nach Hinte (2007) zusammenfassend wie folgt charakterisiert werden: Auf der *methodischen* Ebene wird konsequenter ressourcenorientiert, lebensweltbezogen und sozialraumorientiert gearbeitet, auf der *professionspolitischen* Ebene vollzieht sich eine Annäherung von bislang zersplitterten Spezialqualifikationen und auf der *organisatorischen* Ebene wird die Integration von Abteilungen, Spezialdiensten sowie präventiven und intervenierenden Instanzen vorangetrieben. Unverzichtbare Voraussetzungen für eine sozialräumliche Strategie sind – immer noch nach Hinte – entsprechende politische Beschlüsse, eine sozialräumliche Aufteilung der Stadt, fachlicher Konsens zwischen den Akteuren in Politik, Verwaltung und bei freien Trägern und Auflösung der Aufgabenteilung bei den Hilfeformen. An anderer Stelle beschreibt Hinte (2002) die methodischen Prinzipien der Sozialraumorientierung mit der konsequenten Orientierung am Willen und an den Interessen der Betroffenen, der aktivierenden Arbeit sowie der Nutzung der Ressourcen der im Quartier lebenden Menschen und des sozialen Raums. Hierbei sei die Arbeit immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt. Und schliesslich sind Kooperation und Vernetzung vorhandener Leistungen die Grundlage sozialräumlicher Strukturen und Abläufe.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Ansatz der Sozialraumorientierung in Deutschland theoretisch gut abgestützt ist, in zahlreichen Konzepten sozialer Arbeit ihren Niederschlag gefunden und in verschiedenen Arbeitsfeldern eine weite Verbreitung erreicht hat.

Hinte räumt allerdings ein, dass der guten Verankerung zum Trotz in der konkreten Praxis ständig gegen die Prinzipien der Sozialraumorientierung verstossen werde. Und zwar durch «(...) unbeholfen gestrickte bürokratische Strukturen, abenteuerliche Finanzierungsmodalitäten, private und berufliche Orientierungen

der Fachkräfte sowie durch zahlreiche Merkwürdigkeiten in der lokalen Trägerlandschaft» (Hinte, 2007, S. 26).

Festzuhalten bleibt ferner, dass in den meisten Fällen die Rede von «Benachteiligung», den besonderen «Entwicklungs-» oder «Integrationsbedarfen» der fokussierten Sozialräume ist. Die jeweiligen Sozialräume werden also aufgrund einer negativen Qualifizierung in den Blick genommen, wie Christian Reutlinger, Fabian Kessl & Susanne Maurer (2005) feststellen.

Auch in der *Schweiz* haben die ersten Diskussionen und Praxisversuche der Gemeinwesenarbeit in den 1970er-Jahren und jene der Soziokulturellen Animation ab den 1980er-Jahren den Sozialraum implizit und explizit thematisiert. Die Praxis sozialräumlicher Arbeit findet auch heute noch schwerpunktmässig in den Einflussbereichen von Soziokultureller Animation und Gemeinwesenarbeit statt. Anders als in Deutschland hat die Sozialraumorientierung in der kommunalen Sozialarbeit (mit Ausnahme des unten erwähnten Sonderfalls Zürich) noch kaum Niederschlag gefunden.

Zunächst kann ein Schwerpunkt in der Offenen Jugendarbeit festgestellt werden, ein Feld, das gleichzeitig einen Sonderfall darstellt, wie im folgenden ersten Exkurs ausgeführt wird. Seit etwa den 1990er-Jahren gibt es kaum noch ein kommunales Jugendkonzept, das nicht den Begriff der Sozialraumorientierung und entsprechende Vorgehensweisen wie mobile oder aufsuchende Jugendarbeit kennt.

Sodann spielt die Sozialraumorientierung in all jenen städtischen Quartieren eine Rolle, die professionelle Quartierarbeit betreiben. Während diese in Städten wie Zürich oder Bern unter dem Titel der GWA eine schon langjährige Tradition aufweist, haben kleinere Städte erst in den letzten Jahren solche Funktionen in einzelnen Quartieren eingeführt.

Eine Pionierrolle bei der Sozialraumorientierung in der Schweiz spielte die Stadt Zürich, die ab der Legislaturperiode 1998–2002 eine sozialräumliche Umorientierung der Sozialpolitik vorantrieb. Diese brachte eine umfassende Reorganisation des Sozialdepartementes sowie die Einrichtung dezentraler Sozialzentren in fünf neu definierten Sozialräumen mit sich. Die Eingrenzung auf Sozialräume mit etwa 80'000 Einwohnerinnen und Einwohnern dient dabei als Planungsinstrument, während in der konkreten sozialräumlichen Praxis auch kleinräumigere Einteilungen gemacht werden (vgl. Stocker, 2003). Konzeptionell zeigt sich hierbei eine Anlehnung an deutsche Modelle, vergleichbar etwa mit dem entsprechenden Umbau in der Stadt München.

Eine weitere Entwicklungslinie entstand aus der Neuorientierung von Quartier- und Gemeinschaftszentren. Zu den grundlegenden Prinzipien sozialräumlicher Konzepte gehört, dass von der Steuerung über Räumlichkeiten weggekommen werden muss. Das traditionelle Quartier- oder Gemeinschaftszentrum, das mit

seinen Werk- und Veranstaltungsräumen als Anbieter von Programmen nur angebotsorientiert funktionierte, war in diesem Sinne auf seine Räume fixiert und entfaltete nur für einen kleinen Teil der Bewohnerschaft eines Sozialraums einen Nutzen. Die Ausrichtung auf das sie umgebende Quartier und weg von reinen «Komm-Strukturen» hin zu flexibleren Formen hat zu vielfältigen Funktionen der Zentren geführt. Dahinter steht die Überzeugung, dass sozialräumlich verankerte und für alle Altersstufen zugängliche Einrichtungen massgeblich zur Integration, zur Selbständigkeit, zur Mitverantwortung für das lokale Lebensumfeld und zur Nutzung institutioneller Ressourcen in einem Quartier beitragen (vgl. Christian Casparis, 2008).

Eine zunehmende Bedeutung erfährt die Sozialraumorientierung aber auch durch die Praxis der *integrierten Quartierentwicklung*. In grösseren und kleineren Städten der Schweiz finden seit etwa Ende der 1990er-Jahre Entwicklungsprozesse in benachteiligten Quartieren statt. Als benachteiligt können Quartiere bezeichnet werden, wenn verschiedene Indikatoren deutlich von den durchschnittlichen Werten der Gesamtstadt oder der Agglomeration abweichen. Zu nennen sind hier beispielsweise eine übermässige Verkehrsbelastung, benachteiligte Wohnlagen, räumliche Konzentration von Menschen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status, steigender Anteil der Migrationsbevölkerung, verbunden mit ethnischer Vielfalt, mit Armut und Ausgrenzung, mit häufig wenig attraktivem Wohnumfeld und schlechtem Image. Solche Quartiere tragen oft Lasten für eine ganze Stadt oder Region und erbringen für sie gleichzeitig hohe Integrationsleistungen (vgl. Willener, 2005). Es handelt sich um jene städtische Gebiete, die am stärksten unter der Krise der Städte in den 1980er-Jahren mit dem Wegzug steuerkräftiger Mittelschichten und der Zunahme der sogenannten «A-Stadtbevölkerungsteile»² gelitten hatten. Diese Quartiere wurden jahrelang sich selber überlassen und haben ab den 1990er-Jahren tendenziell eine Abwärtsspirale erfahren. Die behördlichen Interventionsmöglichkeiten waren aufgrund des in den meisten Städten weitgehend privaten Liegenschaftsbesitzes gering.

Vor diesem Hintergrund und auf der Basis der Erfahrungen in anderen europäischen Ländern hat das Bundesamt für Raumentwicklung gemeinsam mit anderen Bundesämtern unter dem Titel «Projet urbain» ein Instrument bereitgestellt, welches erlaubt, den komplexen Herausforderungen der Stadtteilentwicklung zu begegnen. Das «Projet urbain» soll einen integrierten und langfristig angelegten Wandlungsprozess in konkreten städtischen Teilgebieten begleiten. Dieser zielt

² Der Begriff «A-Stadt» wurde in den 1980er-Jahren gebildet und bezeichnet die aufgrund der Suburbanisierung entstandene hohe Konzentration armer, alter, ausgesteuerter, auszubildender und alleinerziehender Personen.

nicht auf das Bild eines zukünftigen Idealzustandes, sondern verfolgt einen prozessorientierten Ansatz im Sinne einer dynamischen Abfolge konkreter Aktivitäten. «Projets urbains» sind gemäss dem Bundesamt für Raumentwicklung (ARE, 2010) komplexe Prozesse, die soziale, wirtschaftliche, städtebauliche und ökologische Herausforderungen umfassen und deren Umsetzung sich über mehrere räumliche Ebenen erstreckt. Aus der Prozessbezogenheit und dem Einbezug der verschiedenen Handlungsfelder begründet sich denn auch der Begriff der «integrierten Quartierentwicklung».

Der öffentliche Diskurs im Rahmen dieser Entwicklungsprozesse hat den Sinn für neue Formen der Beteiligung und der Zusammenarbeit geschärft, wofür sich das Instrumentarium der Sozialraumorientierung als sehr geeignete Handlungsgrundlage erweist. Damit eröffnen sich auch dem Beruf der Soziokulturellen Animation neue Möglichkeiten der aktiven Mitgestaltung in solchen Prozessen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Sozialraumorientierung in der Schweiz erst einen geringen Ausbreitungsgrad erreicht hat und insbesondere in Arbeitsfeldern der Gemeinwesenarbeit, der Soziokulturellen Animation sowie im Kontext von Entwicklungsprozessen Bedeutung erlangt hat. Mit Ausnahme der Stadt Zürich wurden in der Schweiz aber noch keine sozialräumlichen Umgestaltungen des Sozialwesens vorgenommen.

Exkurs I

Die Offene Jugendarbeit als sozialräumliches Paradoxon

In den Ausführungen zur Situation in der Schweiz wurde auf die weit fortgeschrittene sozialräumliche Ausrichtung der Offenen Jugendarbeit hingewiesen. Ein wichtiger Hintergrund der Sozialraumorientierung in der (Kinder- und) Jugendarbeit ist das Aneignungskonzept. Die produktive Erschliessung der Umwelt stellt eine zentrale Entwicklungsaufgabe von Heranwachsenden dar. Grundlegende Darlegungen dieses Sachverhalts haben Lothar Böhnisch und Richard Münchmeier (1990) sowie Richard Deinet (1990) geliefert. Die theoretischen Grundlagen des Aneignungskonzeptes stammen vom russischen Psychologen Alexej Leontjew, der mit seinen Arbeiten aufgezeigt hat, wie sich in der tätigen Auseinandersetzung von Kindern und Jugendlichen mit ihren materiellen und symbolischen Umwelten spezifische kognitive und emotionelle Lern- und Entwicklungsperspektiven eröffnen. Sie erweitern im Prozess der Aneignung ihre motorischen Fähigkeiten sowie ihre Handlungs- und Verhaltensrepertoires (vgl. Reinhard Krisch, 2009). Aneignung kann, so Gabriela Muri und Sabine Friedrich (2008), als eigentätige Auseinandersetzung mit der Umwelt, als (kreative)

Gestaltung von Räumen mit Symbolen usw., als Inszenierung und Verortung im öffentlichen Raum, Erweiterung des Handlungsraums sowie die Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements verstanden werden. Kinder und Jugendliche werden in ihren eigenwilligen Nutzungsformen von Räumen aber auch mit Funktionszuschreibungen, Regelungen und Verboten konfrontiert.

Die Aneignungsperspektive von Jugendlichen und die Vergesellschaftung im Raum führt unweigerlich zu einem räumlichen Blick auf das Quartier oder die Gemeinde und damit zur Entwicklung spezifischer Methoden einer sozialräumlichen Jugendarbeit. Diese Methoden (z.B. Begehungen mit Kindern und Jugendlichen, subjektive Landkarten, Cliquesraster usw.) sind gleichzeitig Instrumente der Sozialraumanalyse wie Instrumente der praktischen Arbeit: Sie erbringen einerseits Erkenntnisse über Kinder und Jugendliche und räumlich vermittelte gesellschaftliche Strukturen und führen andererseits zu konkreter Praxis der sozialräumlichen Jugendarbeit (Krisch, 2009, S. 71). So lassen sich durch diese Methoden unter anderem die Nutzung öffentlicher und halböffentlicher Räume, subjektive Raumqualitäten mit spezifischen Ressourcen der Lebensbewältigung, die Bedeutungen und Strukturen von Zonen verschiedener Jugendkulturen, Altersgruppen und Geschlechter, aber auch Wechselwirkungen zwischen Aneignung und gesellschaftlich strukturierten Räumen in Erfahrung bringen.

Kinder und Jugendliche werden im Rahmen der Verfahren aktiviert und zur Beteiligung eingeladen, und es wird ein gemeinsames Wissen über deren Lebenswelten in ihrem sozialräumlichen Kontext hergestellt. Dieses Wissen prägt dann in weiterer Folge die Aktivitäten, Arbeitsansätze und die Prioritäten der sozialräumlichen Arbeit (vgl. Krisch, 2009). Sozialräumlich orientierte Kinder- und Jugendarbeit entwickelt deshalb entsprechend den auf das Lebensumfeld bezogenen Bedürfnissen und Interessen der Zielgruppen des Quartiers oder der Gemeinde adäquate und flexible Angebote. Offene Jugendarbeit versucht aber auch, Kinder und Jugendliche bei der Erschließung und Aneignung öffentlicher Räume im Gemeinwesen zu fördern und zu unterstützen.

Über den Aufbau von Kooperationen und Netzwerken mit anderen Organisationen können neue Aktivitäten im Quartier angeregt, Veränderungen der Infrastruktur des Stadtteils im Interesse der Kinder und Jugendlichen bewirkt oder die Angebotsstrukturen besser abgestimmt werden (vgl. Willener, 2008a).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die sozialräumliche Orientierung in der Jugendarbeit meist über die Konzeptentwicklung läuft. Schritte dazu sind erstens eine Sozialraum- und Lebensweltanalyse als Basis der Bedarfsermittlung und Zielbestimmung, zweitens die Analyse der Ressourcen der Einrichtungen, drittens die Entwicklung von Schwerpunkten und konzeptionellen Differenzie-

rungen und viertens die Konzeptevaluation als kontinuierlicher Prozess (vgl. Ulrich Deinet & Richard Krisch, 2002).

Zweifellos wurden im Kontext der Offenen Jugendarbeit in Theorie und Praxis wichtige und interessante Ansätze der Sozialraumorientierung entwickelt, doch letztlich tragen sie einen Widerspruch in sich, wie im Folgenden begründet wird. Sozialraumorientierte Arbeit hat die Menschen, die in einem bestimmten Raum leben oder arbeiten, im Blickfeld, handelt aufgrund von Handlungsbedarf und Bedürfnissen im jeweiligen Raum und setzt entsprechende Ziele und Prioritäten. Diese Prioritäten können thematisch oder handlungsfeldspezifisch (z.B. Integration, Aufwertung des öffentlichen Raums, Gesundheitsförderung, kulturelle Aktivierung), aber auch zielgruppenspezifisch definiert werden (z.B. Ladeninhaber/innen, Migrantinnen, Alte oder Kinder im Vorschulalter). Jugendliche sind unter dieser Optik nicht grundsätzlich und jederzeit eine prioritär zu pflegende Gruppe, sie können, aber müssen nicht dauernd gefördert werden. Erst recht ist die mit Konzepten der Jugendarbeit einhergehende Segmentierung von Altersgruppen (Angebote für 12- bis 15-Jährige, für 16- bis 18-Jährige usw.) in diesem Sinne zu hinterfragen. Denn zum Kontext «Raum» gehört zwingend auch der Kontext «Zeit» dazu. Und wenn man die Situation von Menschen in einem Lebensraum gleichsam einem biografischen Blick unterzieht, wird gelegentlich Folgendes sichtbar: Die gleichen Kinder, die schon mit Defiziten in den Kindergarten kommen, haben als Jugendliche enorme Mühe, eine Lehrstelle zu finden, oder laufen Gefahr, auf die schräge Bahn zu geraten. Haben die Fachkräfte nun einen herkömmlichen Auftrag mit einer engen Eingrenzung auf das Jugendalter oder gar auf nur eine bestimmte Altersgruppe, können sie nur im jeweiligen Alterssegment handeln, statt aufgrund einer sorgfältigen Analyse den wirksamsten Ansatzpunkt zu wählen. Wer also beispielsweise die Zielgruppe der 13- bis 15-Jährigen als Arbeitsauftrag hat, kann den Fokus nicht auf das Vorschulalter richten und die Frage aufwerfen, was geschehen sollte, damit weniger Kinder mit Defiziten in den Kindergarten kommen. Erst recht nicht kann er/sie den Blick auf die Eltern richten und beispielsweise ein Elternbildungsprojekt in Angriff nehmen.

Dieses Beispiel führt vor Augen, dass eine echte sozialräumliche Perspektive dazu führen müsste, die Selbstverständlichkeit der Angebote der Offenen Jugendarbeit in Frage zu stellen. So lässt sich in manchen Quartieren die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht einsame und in der Mobilität stark eingeschränkte Betagte mehr Aktivierung im Sozialraum benötigen als überaktive und hochmobile Jugendliche. Aber während interessanterweise die Stadt Zürich in den 1990er-Jahren die Seniorenzentren in generationenübergreifende, allgemein zugängliche «Zentren

für alle» umgewandelt hatte und somit in diesem Segment die altersgruppenspezifische Arbeit aufgab, wurden die Jugendzentren nie nach der gleichen Logik in Frage gestellt.

Sozialraumorientierung bedeutet also grundsätzlich zielgruppenübergreifendes Handeln mit der Möglichkeit, dem jeweiligen Handlungsbedarf entsprechend von Fall zu Fall Prioritäten bei bestimmten Zielgruppen zu setzen. Leider aber nageln etliche Träger ihre Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren trotz deklamierter Sozialraumorientierung auf die Altersgruppe «Jugend» fest. In diesen Fällen braucht es strategische Überlegungen, wie die Sozialraumorientierung wenigstens ansatzweise realisiert und sich allmählich ausweiten kann. Beispiele dafür gibt es mittlerweile einige. Das interessanteste kommt ausgerechnet aus dem Segment der Seniorenarbeit: Im Kanton Waadt hat die Pro Senectute in vier Städten und Gemeinden unter dem Titel «Quartiers solidaires» Quartierentwicklungsprozesse initiiert. Ausgehend von der Zielgruppe der Senioren hat man den Prozess auf die gesamte Quartierbevölkerung ausgeweitet. Könnte Ähnliches nicht auch von einer Trägerschaft der Offenen Jugendarbeit ausgelöst werden?

Ansätze einer Konzeption der Sozialraumorientierung in der Soziokulturellen Animation

An dieser Stelle muss die Frage aufgeworfen werden, ob es überhaupt möglich ist, eine allgemein gültige Konzeption für eine sozialraumorientierte Soziokulturelle Animation zu entwickeln. Denn jeder Raum hat seine Eigenlogik, was erst in neuerer Zeit als Erkenntnis reifte, nachdem die Stadtforschung lange Zeit von der Übertragbarkeit von Erkenntnissen von einer Stadt auf die andere ausging (vgl. Helmuth Berking & Martina Löw, 2008). Und dies trifft gerade in der föderalistischen Schweiz mit ihrer hoch ausdifferenzierten Situation jeder Kommune, jedes Sozialraums in starkem Masse zu. Das bedeutet, dass für jede Stadt, für jedes Gebiet spezifische, auf die jeweiligen Gegebenheiten bezogene Praxiskonzepte entwickelt werden müssen, wie das auch in der real existierenden Praxis der Fall ist. Dennoch können einige allgemein verwendbare Prinzipien und Handlungsformen definiert werden, die in jeweils lokal angepasster Form eingesetzt werden können. Weiter muss – als Replik auf die im vorausgehenden Kapitel 8 von Barbara Emmenegger zitierte Kritik an der Sozialraumorientierung – vorausgeschickt werden, dass Sozialraumorientierung nicht den Anspruch hat, ein Mittel zu Lösung sozial-politischer Probleme zu sein. Sie darf sich auch nicht zur Kompensation für einen Abbau von Sicherheitsstandards instrumentalisieren lassen, wie Birgit Kalter und Christian Schrapper (2006) betonen.

In einem ersten Schritt ist es notwendig, zu einem praxisnahen Verständnis des sozialen Raums zu gelangen. Denn wie das «Handbuch Sozialraum» (vgl. Fabian Kessl, Christian Reutlinger, Susanne Maurer & Oliver Frey, 2005) zeigt, werden in den verschiedenen Disziplinen ebenso wie den verschiedenen Handlungsfeldern jeweils höchst unterschiedliche Begriffe von «Sozialraum» diskutiert. Dies erschwert es den Praktikerinnen und Praktikern, ihr Handeln theoretisch zu begründen und zu positionieren. In der Praxis können gemäss Werner Schönig (2008) insbesondere zwei verschiedene Raumbegriffe ausgemacht werden, die vom Denken unterschiedlicher Akteure ausgehen: erstens jener der Verwaltung, die die Grenzen eines bestimmten Raums politisch-administrativ zieht und damit den Charakter eines «Behälterraums» hat; zweitens jener der Menschen, die in einem bestimmten Raum leben oder arbeiten und für deren Handlungen und Sinnzuschreibungen jeweils unterschiedliche Raumvorstellungen relevant sind. Nach Ansicht von Schönig muss diese Dualität des Begriffs «Sozialraum» akzeptiert werden. Michel Benda und Siggi Kappeler (2005) teilen diese Auffassung und merken an, dass auch Administrativräume «echte Räume» sind, zumindest hinsichtlich der sehr realen Konsequenzen für die in diesem Zuständigkeitsbereich lebenden Menschen. Schönig folgert daraus, dass sich der Wohnort und seine Bewohner/innen als Verbindungsglied anbieten, um die Verwaltungsperspektive und die Lebensweltperspektive zusammenzubringen: «Sozialraumorientierung heisst mithin Bewohnerorientierung» (Schönig, 2008, S. 19). Selbstverständlich werden administrativ gebildete Sozialräume niemals alle Lebensbezüge ihrer Bewohner/innen abdecken können. Wohl aber bieten sie Anknüpfungspunkte für gemeinsame Lebensbezüge der Bewohner/innen. Und an diesen Anknüpfungspunkten finden sich Anhaltspunkte, wie der Raum das Soziale prägt und das Soziale wiederum den Raum prägt. Christian Schrapper (2006a) umschreibt dies wie folgt:

«Einerseits sind für Kinder, Jugendliche, Familien, Alte relevante Lebensbedingungen durch den lokalen Nahraum bestimmt, z.B. durch die Wohnraumqualität, die Infrastruktur für Versorgung, die Einzugsbereiche von Kindergärten und Schulen, von Vereinen oder Kirchgemeinden, die Verkehrssituation. Je mehr Menschen aufgrund geringerer Mobilität auf den lokalen Nahraum im Umfeld ihrer Wohnung angewiesen sind, desto grösser wird die Bedeutung des Raums für die Lebensqualität, aber auch für Unterstützungs- und Hilfebedarf in Notsituationen. In dieser Hinsicht prägt der Raum das Soziale.

Andererseits bestimmen soziale Merkmale wie Altersaufbau, Einkommensverhältnisse, Familiengrössen und -zusammensetzung, Ethnizität und Religion, Bildungsgrad usw. das Milieu und die Lebensqualität eines Quartiers. Je mehr durch Segregations- und stadtökonomische Prozesse (Konzentration minderwertiger Wohnungen und Wohnumfelder, isolierte Lage usw.) Wohnquartiere geprägt wer-

den, desto bestimmender wird die Prägung des Raumes durch soziale Gegebenheiten oder Probleme. In dieser Hinsicht prägt das Soziale den Raum» (S. 43).

Mit diesen nützlichen Überlegungen wird aber das Dilemma zwischen verwaltungsmässig festgelegtem und einem fließenden, durch die Akteure konstituierten Raum noch nicht gelöst. Es ist weiterhin unklar, wie denn der soziale Raum aussieht, wie er unterteilt oder gegliedert werden soll, damit irgendeine überschaubare Grösse entsteht, ohne dabei den Charakter eines «Behälters» zu erhalten. Selbst Wolfgang Hinte (2007) spricht von der Notwendigkeit einer «Zuschneidung der sozialen Räume» (S. 38), die je nach Grösse der Stadt oder der Region oder Gemeinde unterschiedlich ausfallen muss – je abhängig unter anderem von bereits vorhandenen räumlichen Gliederungen und den personellen und institutionellen Ressourcen.

Im Sinne der Ansätze des relationalen Raums ist es für die Fachleute deshalb wichtig, dass sie einen zweckdienlichen Umgang mit variablen Perimetern finden: Je nach Handlungsfeld, Thema oder Beteiligtenkreis sind die Grenzen fließend oder überlappend. Ein konzeptioneller Ansatz dazu findet sich im folgenden Exkurs über das Quartier.

Wie aus den vorangegangenen Überlegungen hervorgeht, ist der Ausgangspunkt der sozialraumorientierten Arbeit bei den gemeinsamen Lebensbezügen von Bewohnerinnen und Bewohnern im lokalen Nahraum zu finden. Dieser kann im Kontext einer kleineren Gemeinde oder im einzelnen Quartier einer grösseren Gemeinde oder einer Stadt verankert sein. Sozialraumorientiertes Handeln in kleineren Gemeinden ist noch wenig verbreitet und wäre hinsichtlich seiner Rahmenbedingungen und Möglichkeiten erst noch zu konzipieren, zu erproben und zu erforschen. Hingegen manifestiert sich die sozialräumliche Praxis bisher vorwiegend in städtischen Quartieren. Da also derzeit das Quartier den dominanten Rahmen sozialräumlicher Arbeit darstellt, wird dieser Raum im folgenden Exkurs einer näheren Betrachtung unterzogen.

Exkurs II

Das Quartier als Interventionsort des sozialräumlichen Handelns

Bereits die in allen Lehrbüchern der Stadtsoziologie und -forschung zitierten Arbeiten der Chicago School of Sociology haben in den 1920er-Jahren das Quartier thematisiert. In ihrem bekanntesten Werk «The City», das 1984 in einer Neuauflage wieder erschienen ist, haben Robert Park und Anthony Burgess mit dem Begriff der «Natural Areas» segregierte Gebiete («Neighborhoods») beschrieben,

die sich durch die Sozialstruktur und Lage im Stadtraum voneinander unterscheiden. Mit der Zeit und mit zunehmender Tendenz in den letzten 30 Jahren hat sich ein breites und heterogenes Untersuchungsfeld rund um Stadtteile und Quartiere entwickelt. Die Zahl der Disziplinen (wie Geografie, Soziologie, Raumplanung, Ökonomie oder Politikwissenschaften) und die Unterschiedlichkeit der Ansätze bringen es mit sich, dass noch kein gemeinsamer definitorischer oder konzeptioneller Rahmen für «das Quartier» entstanden ist, wie der Quartierforscher Olaf Schnur (2008) betont, der sich in seinem Überblickswerk ausführlich mit der Geschichte und den Diskursen rund um das Quartier beschäftigt.

Dabei haben der Begriff und seine Bedeutung durchaus Tradition, auch wenn im deutschsprachigen Raum unterschiedliche Benennungen zu finden sind. Während sich in Deutschland vor allem in der Fachdiskussion «das Quartier» durchgesetzt hat, existiert in Berlin zum Beispiel der umgangssprachliche Begriff «Kiez», in Österreich «Viertel» oder in Wien das «Grätzel». In Frankreich haben wir mit «le quartier» oder in den Niederlanden mit «Kwartier» praktisch gleich lautende Bezeichnungen. Komplizierter ist es allerdings beim Vergleich mit dem englischsprachigen Raum. Manchmal wird der Begriff «Quartier» als deutsche Form des mehrdeutigen – je nachdem als «Gemeinde» und «Gemeinschaft» verstandenen – angelsächsischen Begriffs «Community» eingesetzt. Zuweilen wird er aber auch mit dem amerikanischen «Neighborhood» beziehungsweise englischen «Neighbourhood» gleichgesetzt, der mehr meint als nur die unmittelbaren Nachbarn. Beispielsweise sind die 23 «Neighborhoods» von Chicago politisch-administrative Einheiten, deren Perimeter auch den Kontext von «Neighborhood-Development»-Programmen bilden. Hier kann der Transfer unmittelbar gemacht werden: «Neighborhood Development» in amerikanischen Städten hat eine ähnliche Bedeutung wie Quartierentwicklung im deutschsprachigen Raum. Allerdings kann diese politisch-administrative Bedeutung von «Neighborhood» wiederum nicht für den gesamten angelsächsischen Raum generalisiert werden, stellt doch Schnur (2008) unter Bezugnahme auf George Galster fest, «Neighbourhood» sei eine soziale/räumliche Einheit, die grösser als ein Haushalt und kleiner als eine Stadt sei, was der einzige Konsens der verschiedenen Definitionen sei. Im deutschsprachigen Raum wiederum bezeichnet Monika Alisch (2002) als Quartier einen sozialen Raum, der kleiner als ein (administrativ abgegrenzter) Stadtteil, aber durchaus vielfältiger ist als ein Wohngebiet, das planungsrechtlich nur dem Wohnzweck dient.

Während solche Definitionen allenfalls über die Grössenordnungen etwas aussagen, erscheint für die Soziokulturelle Animation ein Verständnis von Quartier nützlich, das auf das lokale Sozialkapital als konstitutive Basis abstellt. Ein solches findet sich bei der Planungstheoretikerin Patsy Healey (2006), die «Neighbourhood» als einen Ort der alltäglichen Lebenswelten betrachtet: «(...)

a key living space through which people get access to material and social resources, across which they pass to reach other opportunities and which symbolises aspects of the identity of those living there, to themselves and to outsiders» (S. 69).

Diese Definition hat nicht nur den Vorteil, dass sie einen Bezug zu Handlungsmöglichkeiten und Ressourcen schafft, sie beinhaltet auch die Möglichkeit, dass dieser Ort für die einzelnen Bewohner/innen je anders aussehen kann. Denn wie aus den raumtheoretischen Erörterungen im vorausgehenden Kapitel deutlich wurde, wird ein Quartier aus dieser Sicht als relational, als sozial konstruiert oder symbolisch definiert. Dies im Gegensatz zu administrativen Grenzziehungen, die den Charakter eines «Behälterraums» aufweisen, aber nicht unbedingt mit den Lebenswelten der Bewohner/innen kongruent sind. Hier haben wir es wieder mit demselben Dilemma zwischen der praktischen Notwendigkeit einer Grenzziehung und dem Faktum der Relationalität zu tun wie im gesamten sozialräumlichen Denken.

Schnur (2008) versucht dies mit einer Anleihe aus dem Gebiet der Technik, und zwar mit dem Vorschlag eines raum-zeitlichen «Fuzzy Concept», zu lösen. Demnach hat ein Quartier eine gemeinsame Schnittmenge («Kern») sowie einen Randbereich permanent oszillierender Quartiergrenzräume («Saum») (S. 41). Auch wenn die Begrifflichkeit gewöhnungsbedürftig ist, entspricht dieser konzeptuelle Vorschlag ganz gut der Praxis, wie sie in Quartierentwicklungsprojekten angewendet wird. Im Projekt «BaBeL» in Luzern (vgl. Willener et al., 2008) zum Beispiel wurde ein Kerngebiet definiert, das durch topografische, sozioökonomische und soziostrukturelle Parameter begrenzt war, das aber je nach Thema oder Handlungsfeld variabel ausgeweitet wurde – zum Teil sogar auf das Gebiet der benachbarten Gemeinde Littau. Wichtig war dort auch der Einbezug von «Raumenklaven», das heisst Standorten wichtiger Einrichtungen ausserhalb des Kerngebiets wie der Schule oder Kirche, die für die Menschen im Projektgebiet eine Bedeutung haben. Oder im Projekt «Solothurn West» wurde der Begriff «variable Geometrie» verwendet, der es ermöglichte, ein zu Beginn definiertes Kerngebiet nach Bedarf auszuweiten. Dort waren es überdies Bewohner/innen, die selber ein Beispiel solcher räumlicher «Grenzüberschreitungen» lieferten: Schon von der ersten Beteiligungsveranstaltung an nahmen Bewohner/innen aus dem durch eine Bahnlinie – auch für das Projekt als Perimeter – abgegrenzten nördlichen Nachbarquartier am Prozess teil. Dies mit der Begründung, dass auch sie in der sogenannten «Weststadt» leben würden. Diese Begebenheit deckt sich mit der Feststellung von Thomas Franke (2008), «(...) dass die von Verwaltungseinheiten angenommenen potenziellen Barrieren (beispielsweise Hauptverkehrsstrassen) von verschiedenen Bevölkerungsgruppen durchaus unterschiedlich und nicht immer als Hindernis wahrgenommen werden (...)» (S. 138).

Die Frage der Bedeutung von Grenzziehungen für die Menschen führt zwangsläufig zur Frage der Bedeutung des Quartiers in Zeiten der totalen Mobilität und der Globalisierung. Dazu bestehen kontroverse Meinungen. Zum einen wird ins Feld geführt, dass die urbane Bevölkerung spielerisch zwischen einzelnen Lebensbereichen wechselt und verschiedene räumliche Ebenen selbstverständlich miteinander verknüpft. Zum anderen wird die Funktion des Quartiers als Ort sozialer Beziehungen, der Begegnung, der Kommunikation und der Integration hervorgehoben. Gillet (1998) bezeichnet das Quartier sowohl als Mythos (S. 279) als auch als Vermittler des Sozialen – ein Raum, der soziale Beziehungen sowie mehr oder weniger dauerhafte Verbindungen vermittelt (S. 281). Nun, dies sind keine Antagonismen, die heutige Gesellschaft, die von Peter Gross (2005) als Multioptionsgesellschaft bezeichnet wird – zeichnet sich vielmehr durch das Sowohl-als-auch aus. Denn Menschen verfügen oft auch über Mehrfachidentitäten: sich mit einem Quartier zu identifizieren schliesst die gleichzeitige Identifikation mit einer Herkunftsregion oder einer ethnischen Gruppe nicht aus. Und schliesslich bleibt zu erwähnen, dass die Möglichkeiten der Mobilität nicht allen Menschen gleichermaßen offenstehen: Für junge und ganz alte Menschen oder für manche Behinderte hat das Wohnquartier eine höhere Bedeutung als für mobile Weltbürger. Und für Familien hat das Quartier nur schon durch schulische und familienergänzende Einrichtungen eine alltägliche Bedeutung.

Wie auch immer: In der Schweiz haben Quartiere eine lange Tradition. Die lokale Verwurzelung und die Bündelung von Interessen gegenüber der Stadt beziehungsweise Gemeinde werden vielenorts durch mehr oder weniger aktive Quartiervereine ausgeübt. Aber auch deren Bedeutung hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. In den 1980er-Jahren standen manche Quartiervereine in der Kritik, vertraten sie doch nicht selten die Interessen des Gewerbes, das Ansinnen wie Verkehrsberuhigung, Spielstrassen oder Begrünung ablehnend gegenüberstand. Seither haben sich die Quartiervereine für verschiedene gesellschaftliche Kräfte geöffnet. In den letzten Jahren wurde aber offensichtlich, dass Quartiervereine die Gesamtheit der quartierbezogenen Entwicklungen und die Bündelung der mannigfachen Interessen und des breiten Handlungsbedarfs manchmal ohne professionelle Hilfe nicht mehr abdecken können.

Diese Feststellung führt uns nun zurück zu konzeptionellen Ansätzen im Sozialraum.

Eine Idealvorstellung sozialräumlicher Praxis

Im Bewusstsein, dass manchenorts schon sehr weitgehende Formen der Sozialraumorientierung umgesetzt wurden, aber auch in der Gewissheit, dass die Rahmenbedingungen in den meisten Städten weit davon entfernt sind, skizzieren wir vorerst eine Idealvorstellung professionellen sozialraumorientierten Handelns, wie es im Kontext eines Quartiers ausgeübt werden könnte.

Die Idealvorstellung sozialräumlichen Handelns schliesst an Überlegungen von Heike Hermann (2008) an. Sie argumentiert, dass die aktuelle gesellschaftliche Situation für städtische Teilräume ein neues Instrument der Gebietsentwicklung braucht. Dieses benötigt eine integrierte Organisations- wie auch Handlungsform, die Erkenntnisse, Prinzipien, Handlungsansätze und Methoden der Sozialen Arbeit, der Stadt- und Raumplanung, der Ökonomie und der Bildungs- und Kulturarbeit zusammenführt³. Sozialraumentwicklung wird damit zum interdisziplinären Projekt, wie Michael May (2008) ausführt. Idealerweise geschieht dies im Rahmen eines interdisziplinär zusammengesetzten Sozialraumteams oder Quartierteams, dessen Mitglieder in privaten oder staatlichen Organisationen je nach Umfang der Aufgabenstellung teilweise freigestellt werden. Je nach Grösse des Gebiets haben eine oder mehrere Fachpersonen darunter eine hauptamtliche Anstellung als Quartierarbeiter/in⁴.

Das Quartierteam beziehungsweise die Quartierarbeit vermittelt gebietsbezogen zwischen Lebenswelt- und Expertenkompetenz sowie zwischen «Bottom-up»- und «Top-down»-Prozessen. Durch die Aktivierung und Beteiligung der verschiedenen Akteure werden aktuelle Herausforderungen angepackt und Potenziale zur Weiterentwicklung oder Gestaltung des Sozialraums mobilisiert. Das Sozialraumteam hat einerseits die Nähe zum Sozialraum durch eine Einrichtung vor Ort, die (möglichst räumlich) verknüpft ist mit anderen sozialraumbezogenen Einrichtungen und Organisationen oder eng mit ihnen zusammenarbeitet, und andererseits die Nähe zu Verwaltung und Politik zur laufenden Umsetzung von Massnahmen. Sozialraumorientierte Arbeit richtet den Blick auf die Menschen, die in einem bestimmten Raum leben oder arbeiten, und handelt aufgrund ihrer manifesten oder latenten Bedürfnisse im Kontext des jeweiligen Raums und setzt entsprechende Ziele und Prioritäten.

³ Mit diesem Vorschlag geht Hermann – zu Recht, wie wir meinen – weiter als z.B. Michael Krummacher, Roderich Kulbach, Victoria Waltz und Norbert Wohlfahrt (2003), indem sie für das Quartiermanagement von einem «Tandem-Modell», zusammengesetzt aus planerischen und sozialen Berufen, ausgeht.

⁴ Während an einigen wenigen Orten der Begriff «Gemeinwesenarbeit» verwendet wird, scheint sich in verschiedenen Städten der Schweiz derzeit die pragmatische Bezeichnung «Quartierarbeit» und «Quartierarbeiter/in» durchzusetzen.

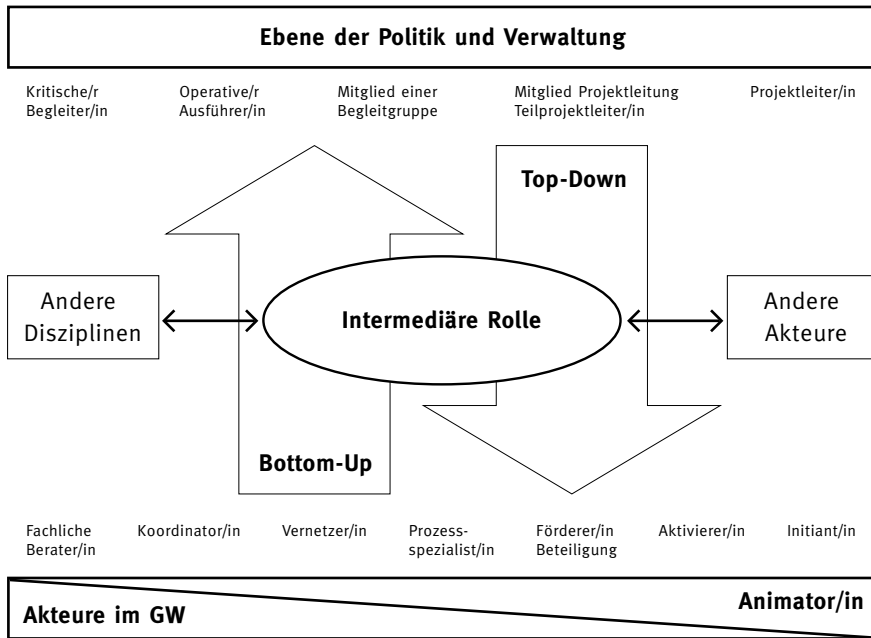
Im Kontext solcher Sozialraumteams können Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren in unterschiedlichen Funktionen und Rollen Aktivitäten und Prozesse in Sozialräumen mitgestalten. Diese können innerhalb eines Kontinuums zwischen zwei Polen angesiedelt werden. Zur Umschreibung dieser beiden Pole greifen wir auf eine Begrifflichkeit zurück, die Carl Rogers (2007) in den 1970er-Jahren für den Kontext der Gesprächsführung entwickelt hat, nämlich «direktiv» und «nichtdirektiv». Bei direkтивem Rollenverhalten ergreift der/die Animator/in die Initiative, leitet (Teil-)Projekte, aktiviert bestimmte Gruppen und fördert deren Beteiligung. Bei nichtdirektiver Rollenausübung unterstützt er/sie Initiativen oder Aktivitäten aus der Bewohnerschaft durch geeignete Mittel, sofern sie in Selbstorganisation nicht schon genügend Durchsetzungskraft haben.

Diese Rollen schliessen sich gegenseitig nicht aus, sie können in unterschiedlichen Interventionen und Prozessen oder in unterschiedlichen Phasen eingesetzt werden.

Die wichtigste Rolle im Sozialraum ist jedoch die intermediäre als Brücken- und Mittlerfunktion, im Dialog- und Konfliktmanagement (vgl. Michael Krummacher, Roderich Kulbach, Victoria Waltz und Norbert Wohlfahrt, 2003). Während die intermediäre Rolle im Allgemeinen als vermittelnde Position zwischen der Lebenswelt der Bewohnerschaft einerseits und der Ebene der Politik und Verwaltung andererseits verstanden wird, kann sie im Kontext des Sozialraums ausdifferenziert werden. Da weder die Bewohnerschaft noch die Behörden homogene Gruppen darstellen, kann die intermediäre Rolle zum Beispiel auch in der Förderung des Dialogs und der Vermittlung zwischen verschiedenen Kräften innerhalb der Bevölkerung, zwischen unterschiedlichen Kulturen, Lebenswelten oder Generationen im Quartier oder zwischen den Sozialisationsinstanzen Schule, Familie, Peer Group und ausserschulischen Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit, zwischen Gewerbe und der Bewohnerschaft oder zwischen verschiedenen Verwaltungsstellen bestehen (vgl. Michael Langhanky, Cornelia Friess, Marcus Hussmann und Timm Kunstreich, 2004). Und schliesslich kann sie auch zwischen weiteren Akteuren, die im Sozialraum eine Rolle spielen, wie zum Beispiel Liegenschaftseigentümern oder sozialen Einrichtungen, zum Einsatz kommen. Dass eine solche in mehrfachem Sinne verstandene intermediäre Rolle höchst anspruchsvoll ist, versteht sich von selbst. Marcel Spierts' (1998) Bild des «eigensinnigen Gleichgewichtskünstlers» – der Fachperson, die alle ihre Sinne braucht, um die Gleichgewichte laufend herzustellen – bringt den hohen Anspruch auf den Punkt.

Diese beiden grundlegenden Rollenmuster – direktiv/nichtdirektiv sowie intermediär – sowie die unterschiedlichen Positionierungsmöglichkeiten im Kontext eines Sozialraums werden in Grafik 2 visualisiert.

Abb. 1: Rollen der Soziokulturellen Animation im Sozialraum. Quelle: eigene Darstellung



(Quelle: eigene Darstellung)

Diese Rollenbeschreibungen gelten nicht nur für den Alltag sozialräumlicher Arbeit. Wie wir gesehen haben, sind in manchen Sozialräumen temporäre, gesteuerte Entwicklungsprozesse im Gange. Fachleute der Soziokulturellen Animation können in solchen Prozessen eine zweifache Rolle spielen. Zum einen können sie sich als Experte/Expertin für soziokulturelle Fragestellungen (zum Beispiel für Fragestellungen verschiedener Altersgruppen im Quartier, in der Bildung, der Kultur, der Integration, der Prävention usw.) einbringen. Zum anderen können sie eine Fachkompetenz für Interventionen und Prozessgestaltung vorweisen, was im Abschnitt über das Repertoire der Methoden noch weiter ausgeführt wird.

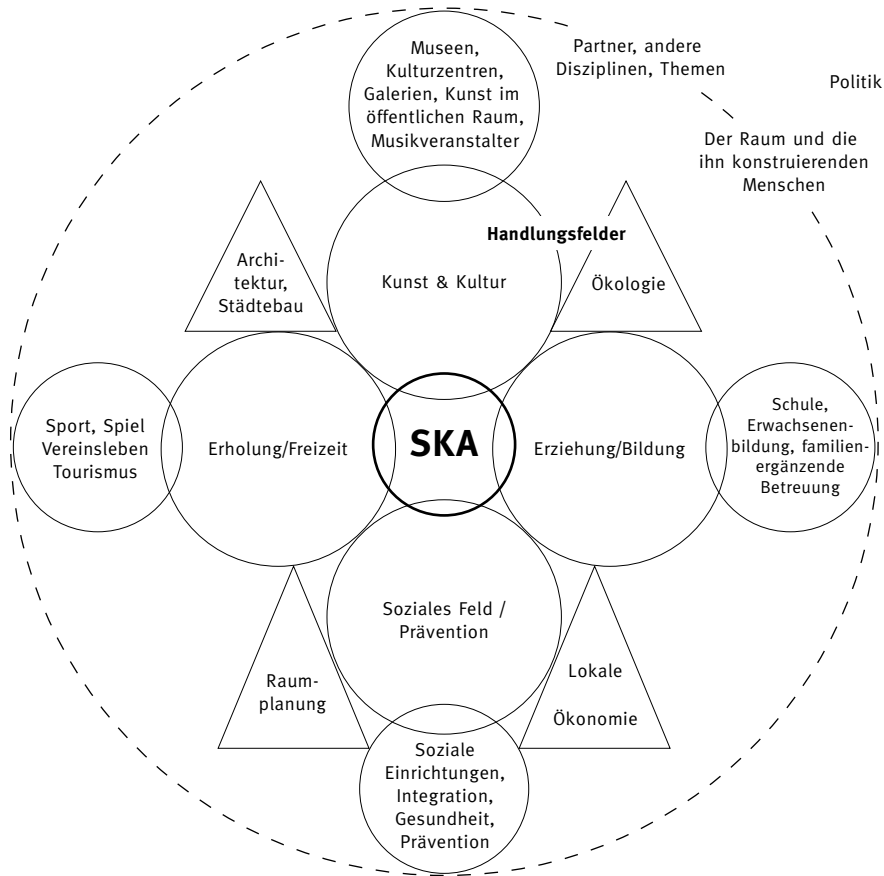
Ein Modell der Sozialraumorientierung der Soziokulturellen Animation

Basierend auf den bisherigen Überlegungen versuchen wir im Folgenden, ein Modell einer idealtypischen Position der Soziokulturellen Animation im Kontext von sozialräumlicher Arbeit abzubilden. Das Modell beruht auf dem «Blumenmodell» von Marcel Spierts (1998), worin die Soziokulturelle Animation das Zentrum bildet. Selbstverständlich ist damit nicht die reale Position in der sozialräumlichen Arbeit im Feld gemeint, sondern es handelt sich um eine Anordnung mit einem Blickwinkel, der von der Soziokulturellen Animation ausgeht. Die von Spierts als Fokussierungsgebiete bezeichneten angrenzenden Felder werden hier in An-

lehnung an die im Kontext der Stadtteilentwicklung gebräuchlichen Termini als Handlungsfelder bezeichnet: Dabei wird deutlich gemacht, dass nicht alle Handlungsfelder für die Soziokulturelle Animation die gleich starke Bedeutung haben. Als Kreise werden jene Handlungsfelder (die auch von Spierts in ähnlicher Weise verwendet wurden) dargestellt, welche direkte Überschneidungen mit der Soziokulturellen Animation aufweisen und sozusagen ihren Kernbereich abstecken. Als Dreiecke erscheinen jene Handlungsfelder, die erst in jüngerer Zeit in den Blickwinkel des soziokulturellen Bereichs geraten sind und traditionellerweise durch eher weiter entfernte Disziplinen und Fachkräfte abgedeckt werden⁵. Gerade im Kontext von Quartierentwicklungsprozessen hat sich gezeigt, dass die Soziokulturelle Animation mit ihren Kompetenzen durchaus in der Lage ist, Plattformen für Aktivitäten in den Handlungsfeldern der lokalen Ökonomie, der Ökologie, der Architektur und des Städtebaus sowie der Raumplanung mitzugestalten (vgl. z.B. Willener et al., 2008b).

5 Was sich in jüngster Zeit verändert hat: Zusammenarbeitsformen zwischen Fachpersonen der Soziokultur und der Architektur und/oder Raumplanung sind im Zunehmen begriffen.

Abb. 2: Modell der Sozialraumorientierung



(Quelle: eigene Darstellung)

Diese Position in der Mitte ermöglicht es, je nach Handlungsbedarf und Potenzialen Interventionen oder Projekte in einzelnen Handlungsfeldern anzusiedeln und gemeinsam mit den jeweiligen Akteuren durchzuführen. Dies können zum Beispiel Aktivitäten zur Verbesserung der Rahmenbedingungen des lokalen Gewerbes sein, «Community-Arts»-Projekte mit Künstlerinnen und Künstlern, Projekte zur vorschulischen Förderung von Kindern oder Planungsworkshops für die Aufwertung von Grünräumen. (Vgl. Kap. 6, R. Stäheli, S. 241)

So unterschiedlich die einzelnen Handlungsfelder, die Zugänge zu ihnen erfolgen mit einem gemeinsamen – wenn auch von Fall zu Fall angepassten – Set von Methoden und Handlungsformen, die im Folgenden ausgeführt werden.

Das Repertoire der Methoden und Handlungsformen der Soziokulturellen Animation im Sozialraum

Die folgenden Handlungsformen und Methoden fassen die im Laufe der vergangenen Jahre gesammelten Erfahrungen in der Entwicklung und Anwendung von Methoden in Projekten des Kompetenzzentrums Regional- und Stadtentwicklung der Hochschule Luzern zusammen und wurden ergänzt durch Einblicke in die relevante Praxis.

- *Den Sozialraum kennen und präsent sein* (Vgl. Kap. 3, G. Husi, S. 142)

Im Abschnitt über die Sozialraumanalyse im vorhergehenden Kapitel wird ausgeführt, wie mit geeigneten Methoden nicht nur mehr Wissen über den Sozialraum, sondern auch konkrete Anknüpfungsmöglichkeiten für Kontakte und Einblicke generiert werden können. Nun werden ja umfangreiche Sozialraumanalysen (z.B. zu Beginn von Quartierentwicklungsprozessen) nicht allzu oft durchgeführt. Über solche aufwändigen Analysen – die oft ein ganzes Team erfordern – hinaus gilt es, den Sozialraum permanent zu erkunden. Das aktive Aufsuchen der Menschen in ihrem Lebens- und Sozialraum gibt einen Einblick in deren Welt. Wir erfahren etwas über die Wohnsituation, über die Biografien und Perspektiven der Menschen, über das Klima in der unmittelbaren Nachbarschaft, über Bedürfnisse und Ressourcen sowie den Entwicklungs- oder Handlungsbedarf im Kleinen wie im Grossen. Sozialraumorientierte Arbeit bedingt, dass die Fachperson den Sozialraum «wie ihre eigene Hosentasche» kennt und dadurch auch Veränderungen registriert. Die gute Kenntnis von Menschen, Situationen und Ressourcen trägt dazu bei, mit Interventionen auf der Basis der vorhandenen Strukturen hilfreiche neue Verknüpfungen und Verbindungen zu schaffen.

- *Vertrauen aufbauen*

Das Vertrauen zu einer Fachperson ist nicht einfach vorhanden. Und gerade benachteiligte Menschen haben oft auch für sie unangenehme Kontakte mit Vertreterinnen oder Vertretern staatlicher oder privater Einrichtungen erlebt. In benachteiligten Quartieren müssen die Bewohner/innen oft auch als Studienobjekte herhalten, ohne dass sie von den Resultaten dieser Studien jemals profitieren würden. Der Vertrauensaufbau läuft in solchen Fällen oft darüber, dass die Fachperson die alltagsnahen Bedürfnisse des jeweiligen Menschen ernst nimmt, auch wenn sie nicht direkt in die Ziele und Prioritäten passen, die die Fachperson beziehungsweise Trägerschaft verfolgt. Ein Beispiel: In einem Quartierentwicklungsprojekt wurde eine Schlüsselperson für eine bestimmte ethnische Gruppe gesucht. Unter anderem wurde eine im lokalen Spital arbeitende Krankenschwester kontaktiert, weil sie über sehr gute Deutschkenntnisse und ein ebenso gutes Beziehungsnetz verfügte. Sie gab zu verstehen,

dass sie als Alleinerziehende neben der Arbeit nicht noch mehr von der Betreuung ihrer Kinder abgehalten werden wolle. Gleichzeitig sprach sie die schulischen Probleme ihres Sohnes an, für den sie Unterstützung suchte. Hier war es wichtig, dass die Fachperson sich kundig machte und eine Hilfestellung für dieses Kind vermittelte, obwohl dies nicht zu ihren Aufgaben gehörte. Das Vertrauen war hergestellt und die Frau konnte später für einige Tätigkeiten im Sozialraum gewonnen werden, was wohl nicht geschehen wäre, wenn sich die Fachperson als nicht zuständig für das Anliegen der Frau erklärt hätte.

- *Kontakte knüpfen, motivieren und aktivieren* (Vgl. Kap. 7, G. Hangartner, S. 292)
Diese Aufgabe unterscheidet sich in der sozialraumorientierten Arbeit nicht von jener, wie sie Spierts (1998) als «Kontaktieren» bezeichnet. Es geht darum, im Sozialraum alle alltäglichen Gelegenheiten zu nutzen, um absichtslos und informell mit Leuten ins Gespräch zu kommen, sich mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Liegenschaftseigentümern oder Vertretern und Vertreterinnen von Organisationen oder Behörden bekanntzumachen. Solche Kontakte haben häufig Schneeballeffekte und man lernt dadurch weitere Leute kennen. Zunächst geht es darum, diese kennenzulernen, ohne feste Absichten damit zu verbinden. Solche Gelegenheiten bieten sich beim Besuch eines Spielplatzes, im Quartierladen, im Rahmen von Veranstaltungen oder Sitzungen. Dies bedingt auch eine gewisse Flexibilität im Umgang mit Arbeitszeiten und Freizeit. Wenn die Mitglieder einer Arbeitsgruppe oder eines Quartiervereins am Schluss ihrer Sitzung noch in eine lokale Kneipe gehen, ist das eine ausgezeichnete Gelegenheit, um auch privat die Leute kennenzulernen. Solche Formen des Kennenlernens sind die Voraussetzung für das gezielte Aktivieren personeller Ressourcen für quartierbezogene Netzwerke, Arbeitsgruppen, Projekte oder ganz einfach für Formen der Nachbarschaftshilfe oder ein Fest. Hierbei ist auch die Empowerment-Funktion von Bedeutung, indem die Menschen motiviert und ermutigt werden, sich für sich selbst und gemeinsame Ziele einzusetzen (vgl. Hermann, 2008).
- *Schlüsselpersonen aufbauen und einbeziehen*
Schlüsselpersonen sind Menschen, die aufgrund ihrer Funktion, Rolle, ihrer Sprachkompetenz oder auch ihrer Persönlichkeit in einem Sozialraum eine zentrale Stellung einnehmen und selbst Kontakt zu vielen unterschiedlichen Personengruppen haben. Das können Migrantinnen, Gewerbetreibende, Liegenschaftseigentümer/innen oder Leute aus der Kunst- und Kulturszene sein. Oft verlangt es der Handlungsbedarf, dass lokale Schlüsselpersonen für ethnische Gruppen erst aufgebaut werden müssen, damit sie für Quartieraktivitäten, die Schule oder andere lokale Organisationen eine Vermittlungsfunktion einneh-

men können. Dies ist gerade in jenen Wohngebieten, wo viele sozioökonomisch und bildungsmässig unterprivilegierte Menschen leben, oft gar nicht einfach. Die Funktion der Schlüsselperson erfordert eine gute Sprachkompetenz in Deutsch und der jeweiligen Muttersprache, Verhandlungskompetenz und vor allem Akzeptanz innerhalb der jeweiligen Gruppe. Diese Akzeptanz hängt von verschiedenen Aspekten ab, so unter anderem von der politischen Neutralität oder der regionalen Herkunft. Wenn zum Beispiel der Grossteil einer bestimmten ethnischen Gruppe aus ländlichen Gebieten stammt und über wenig Bildungskapital verfügt, wird eine Person derselben Ethnie aus der gebildeten städtischen Elite nicht unbedingt als eine der ihren anerkannt. Die Suche nach ethnischen Schlüsselpersonen erfolgt oft über Umwege, die auch ausserhalb des Sozialraums zu beschreiten sind (vgl. Willener, 2008a), denn Zusammenschlüsse ethnischer Gruppen haben in der Regel überregionalen Charakter und sind kaum je sozialräumlich organisiert. Der Einsatz als Schlüsselperson bedingt je nach Voraussetzungen der Personen Formen der Schulung bezüglich Aufgaben, Rollen und Rahmenbedingungen im Sozialraum.

Zusammenarbeit und Netzwerke im Nahraum fördern

Abgesehen von traditionellen quartierbezogenen Organisationen wie Quartiervereinen, Schulen oder Pfarreien bestehen oft kaum Zusammenarbeitsformen oder Netzwerke im lokalen Nahraum. Je nach Handlungsbedarf und Bedürfnissen ist es notwendig, solche Zusammenschlüsse erst noch aufzubauen und einzurichten. Gerhard Litges, Maria Lüttringhaus und Christoph Stoik (2005) bezeichnen die Kooperation und Vernetzung als eine zentrale Orientierungslinie in der sozialräumlichen Arbeit. Dabei werden von den Fachleuten der Sozialen Arbeit im Sozialraum soziale Netzwerke aufgebaut und bereits bestehende Netzwerke mobilisiert. Im Luzerner Stadtteil Basel-/Bernstrasse wurde zum Beispiel die «Quartierkoordination Kinder und Jugendliche» ins Leben gerufen. Darin haben alle privaten, staatlichen und kirchlichen Einrichtungen ihre Ressourcen eingebracht, die Arbeitsteilung definiert, gemeinsame Aktivitäten und ein gemeinsames quartierbezogenes Konzept für die Altersspanne bis 18 Jahre entwickelt – eine deutliche Abkehr von der üblichen Alterssegmentierung der Offenen Jugendarbeit. Regelmässige gemeinsame Evaluations- und Planungssitzungen gewährleisteten die Kontinuität und die bedarfsbezogene Anpassung der Aktivitäten. In Zürich wurde zwecks Optimierung der familienergänzenden Betreuung in jedem Quartier die Zusammenarbeit sämtlicher privaten und städtischen Krippen, Horte, der Spielanimation sowie der Pflegeeltern aufgebaut. Mit der Einrichtung einer lokalen Anlaufstelle, die jeweils einer bestehenden Organisation angegliedert wird, wird gewährleistet, dass den Familien fortan eine einzige Adresse beziehungsweise Telefonnummer für

alle Fragen der Kinderbetreuung im Sozialraum zur Verfügung steht. Zuvor mussten sie sich selber im Dschungel der verschiedenen privaten und städtischen Einrichtungen orientieren, um für ihr Kind die jeweils passende Lösung zu finden.

Die Beispiele zeigen, dass Netzwerke die Ressourcen im jeweiligen Sozialraum erschliessen und vermehren, damit sie für möglichst alle Bewohner/innen verfügbar werden.

- *Beratung und passende Unterstützung im Einzelfall leisten*

Sozialraumorientierte Arbeit wird richtigerweise im Allgemeinen als Arbeit mit grossen Systemen betrachtet. Zu Unrecht wird aber manchmal daraus geschlossen, dass die Unterstützung von Einzelnen nicht zu den Aufgaben der sozialräumlich ausgerichteten Arbeit gehört. Natürlich gibt es überall spezialisierte Dienste und klare Zuständigkeiten für alle möglichen materiellen, psychosozialen oder gesundheitlichen Problemlagen. Wenn aber durch das Knüpfen von Kontakten alltagsbezogene Fragestellungen, Besorgnisse oder Schwierigkeiten der Gesprächspartner/innen auftauchen, kann und soll auch unbürokratisch Unterstützung geleistet werden. Dies ist, wie im obigen Abschnitt ausgeführt, der beste Weg für den Aufbau von Vertrauen. Und Vertrauen ist wiederum die Basis für weitergehende Schritte hin zur Aktivierung von Menschen.

- *Gruppen aufbauen oder unterstützen*

Für viele Bedarfslagen ist die Bildung von temporären, differenzierten, den örtlichen Gegebenheiten und dem Bedarf entsprechenden Gruppen eine wirkungsvolle und nützliche Intervention, sei es zur Vertiefung von Gesundheitsfragen im Quartier, zum Austausch über Erziehungsprobleme, zum Aufbau eines Elternkreises für die Schule, zur Diskussion von sicheren Fusswegen oder für den Aufbau neuer Ressourcen oder Angebote im Sozialraum. Sozialraumbezogene Gruppen können eher Selbsthilfecharakter oder eher den Charakter des Engagements zur Verbesserung der Lebensqualität für den Sozialraum haben.

Die Selbsthilfe steht im Vordergrund, wenn die Mitglieder in erster Linie für sich selber neue Kompetenzen aufbauen wollen, sei es die Sprache, die Erziehung, der Umgang mit Gesundheit oder einer bestimmten Problematik. Das Engagement steht im Vordergrund, wenn gemeinsam für Verkehrsberuhigung, den Aufbau eines Mädchentreffs oder eines Gemeinschaftszentrums gearbeitet und gekämpft wird.

Ob Selbsthilfe oder Engagement für den Sozialraum, in beiden Fällen kann Judith Lee (2001) zugestimmt werden, dass Gruppen die besten Gefässe für

Schritte des Empowerment sind, denn sie ermöglichen Selbsthilfe, gegenseitige Unterstützung, Ermutigung und Ermächtigung. Das heisst, in Arbeitsgruppen können auch Menschen mit geringem sozialem oder kulturellem Kapital vielfältige Kompetenzen erwerben.

In beiden Fällen ist es die Aufgabe der Soziokulturellen Animatorin, die Gruppen so zu begleiten, dass sie mit der Zeit «selber laufen lernen», das heisst, allmählich Kompetenzen und Leitung zu übergeben, damit die Bewohner/innen selber mehr und mehr Verantwortung übernehmen können.

- *Beteiligungsmöglichkeiten und -strukturen im Quartier aufbauen und begleiten*
Ein Sozialraum ist immer in Bewegung. Menschen kommen und gehen, und je nach Lebenslage und Lebensphase steigen oder sinken die Möglichkeiten und Bedürfnisse von Menschen, sich zu beteiligen. Kommt dazu, dass viele Bewohner/innen wenige oder keine formalen Beteiligungsmöglichkeiten haben. Die Existenz eines Quartiervereins oder einer Quartierentwicklungsstruktur bedeutet nicht, dass die Beteiligung der Menschen gewährleistet ist, denn in jeder Struktur gibt es ein Mehrfaches an freiwillig oder unfreiwillig Ausgeschlossenen als effektiv Beteiligter. Das erklärt auch, dass selbst in aufwändigen Quartierentwicklungsprozessen immer wieder Leute auftauchen, die bisher nichts von Partizipationsmöglichkeiten mitgekriegt haben. Beteiligungsstrukturen in Quartieren sind deshalb immer wieder neu aufzubauen und an den Bedarf und die Möglichkeiten bestimmter Gruppen anzupassen. Dabei sind niedrige Eintrittsschwellen von Bedeutung, damit auch Kinder, Jugendliche, Fremdsprachige oder andere wenig Mitsprachegewohnte Schritte hin zu vermehrter Mitgestaltung des Sozialraums tun können.
- *Organisationen im Quartier unterstützen*
Vielen Organisationen (z.B. der Schule, Vereinen usw.) in den Sozialräumen mangelt es an Ressourcen, um die zunehmende Aufgabenfülle zu bewältigen. Gleichzeitig ist dauerhaftes Engagement von Bewohnerinnen und Bewohnern brüchig geworden. Selbst in quartierbezogenen Sportclubs fehlt es zuweilen an Nachwuchs im Bereich der Leitung und Führung, sodass die so wichtige Arbeit zugunsten der jungen Bewohner/innen eingeschränkt werden muss. Hier gilt es, Ressourcen von aussen an die jeweiligen Organisationen heranzutragen. Dies kann der/die Animator/in selber sein, der/die bestimmte Aufgaben übernimmt. Die Unterstützung kann aber auch darin bestehen, dass durch die Aktivierung von Personen, aber auch durch Projekte, Ausbildungspraktika oder Zivildiensteinsätze Menschen mit Ressourcen punktuell mit den Organisationen in Verbindung gebracht werden.

- *Ressourcen erschliessen und im Bedarfsfall nutzen*

Die systematischen und unsystematischen Erkundungen im Sozialraum fördern unweigerlich Ressourcen zutage: Menschen, Räume, Infrastrukturen, Institutionen, Angebote, Finanzen, Netzwerke und vieles andere mehr. In seltenen Fällen gibt es diese glücklichen Umstände, dass sich auf einen Bedarf hin umgehend die richtige Ressource eröffnet. Normalerweise ist das Zusammenbringen von Ressourcen und Bedarf aber das Resultat fleissiger Sammeltätigkeit im Sozialraum. Das Arbeitsmittel dazu ist ein Dokumentationssystem, eine Ressourcen-datenbank als wichtige Grundlage, um die Ressourcen von Fall zu Fall nutzen zu können. Diese sollte regelmässig mit den Akteuren und Schlüsselpersonen im Sozialraum besprochen und aktualisiert werden.

- *Mit allen Akteuren und Anspruchsgruppen zusammenarbeiten*

Das Gesicht eines Sozialraums ist geprägt durch zahlreiche Einzelentscheidungen verschiedener Akteure. Für zielorientierte Veränderungen und Entwicklungen im Sozialraum ist es deshalb auch wichtig, die jeweils relevanten Akteurgruppen und Anspruchsgruppen einzubeziehen. Dabei handelt es sich um Einzelpersonen wie auch um Organisationen, die aber meist durch einzelne Personen repräsentiert werden. Das können Schlüsselpersonen aus der Bewohnerschaft sein, Quartiervereinsvertreter/innen, Schulleiter/innen, Quartierpolitizisten, Gewerbevertreter/innen, Liegenschaftseigentümer/innen oder Vertreter/innen aus Verwaltung und Politik. Je nach Handlungsfeld und Handlungsbedarf handelt es sich um eine je andere Kombination von Personen, die einbezogen werden müssen. Voraussetzung für den angemessenen Einbezug von Akteuren und Anspruchsgruppen sind die von Fall zu Fall zu erstellende Stakeholderanalyse (vgl. Willener, 2007) sowie das laufende Knüpfen von Kontakten im Sozialraum.

- *Impulse aufnehmen und geben*

Sozialraumorientierte Arbeit bedeutet, mit offenen Augen und Ohren im Sozialraum präsent zu sein, das heisst, gut zu beobachten und den Leuten gut zuzuhören. Auf diese Weise kann Ansätzen und Ideen zur Veränderung oder im Keim angelegten Impulsen, die nicht von sich aus wachsen, zum Wachsen verholfen werden. Manchmal muss man dazu lediglich Hindernisse aus dem Weg räumen oder eine geeignete Ressource hinzufügen, und die Dinge kommen ins Laufen. In manchen Fällen ist es aber auch an der Fachperson, Impulse zu geben, wenn sie Potenziale oder Handlungsbedarf ortet. Nicht immer muss sie selber handeln, sondern sie kann eine Idee dem Quartierverein übergeben, eine notwendige Massnahme der Stadtverwaltung melden oder in eine bestehende Arbeitsgruppe einbringen.

- *Mit Politik und Verwaltung verhandeln*

Für fast jeden Aspekt des Sozialraums, für fast jede Veränderung braucht es irgendwann den Einbezug von Verwaltung oder Politik – insbesondere, sobald Geldmittel, Personal oder Infrastruktur benötigt werden. Das sozialraumorientierte Denken ist in den Behörden von Gemeinden und Städten im Allgemeinen noch nicht sehr verbreitet. Auf der Ebene der Verwaltung bedeutet dies nämlich die raumbezogene Zusammenarbeit über die Abteilungsgrenzen hinweg. Für dieses fachübergreifende Zusammenarbeiten braucht es immer auch wieder die Sensibilisierung und Aufforderung seitens der Fachperson. Ein guter Draht zu möglichst vielen Verwaltungsabteilungen und Kontakte zu Vertreterinnen und Vertretern der Politik sind deshalb wichtige Grundlagen für erfolgreiche sozialräumliche Arbeit.

- *Fachwissen liefern oder holen*

Für viele sozialräumliche Fragestellungen und Massnahmen muss Fachwissen lokal verfügbar gemacht werden, denn ohne fundierte Kenntnisse besteht die Gefahr von Verzettelung oder undurchdachter Vorgehensweise. Von Fall zu Fall braucht es in Entwicklungsprozessen Beiträge von Fachleuten wie zum Beispiel für Fragen der Gewaltprävention, der lokalen Ökonomie, der Strahlung von Mobilfunknetzen, der Funktion und Aufgaben von Gemeinschaftszentren, der kinder- und naturgerechten Ausstattung von Spielräumen oder der Möglichkeiten zur Verkehrsberuhigung. Dies kann der/die Animator/In selber sein, der/die sich über ein Thema kundig macht und im Rahmen eines Workshops oder einer Arbeitsgruppe einen Input liefert. Das können aber auch externe Fachleute sein, die für bestimmte Fragen geholt werden. Nicht selten sind Fachleute für eine bestimmte Frage sogar im Sozialraum auffindbar, was wiederum auf den Nutzen der Ressourcenkartei hinweist. Für viele Themen gibt es Leute aus der Verwaltung oder von privaten Organisationen, die einen bestimmten Wissenstransfer im Rahmen ihrer Arbeit leisten können, ohne ein Honorar verrechnen zu müssen. Und schliesslich macht es oft Sinn, Vertreter/innen von Projekten oder Massnahmen einzuladen, die anderswo erfolgreich umgesetzt wurden, damit nicht in jedem Sozialraum das «Rad neu erfunden» werden muss.

- *Mapping*

Die im vorhergehenden Kapitel beschriebene Relationalität von Sozialräumen bedeutet auch, dass Menschen je eine eigene Wahrnehmung des Quartiers haben. Deshalb ist es nützlich, den jeweiligen Raum im Sinne des Bearbeitungssperimeters gemeinsam mit Bewohnerinnen und Bewohnern auch visuell «begreifbar» zu machen. Für die Aktivierung der Bewohner/innen, für themenbezogene

Arbeitsgruppen, für Veranstaltungen oder Gespräche mit Verwaltungsvertreterinnen und -vertretern ist es sehr nützlich, eine Form von Quartierkarte zur Verfügung zu haben, in der topografische Daten und Wissen zum Sozialraum visualisiert sind. Die Karte enthält ein für die verschiedenen Bereiche (soziale Einrichtungen, Plätze für Kinder und Jugendliche, aktuelle Brennpunkte usw.) entwickeltes Symbolsystem. Damit wird für die Fachleute und die Adressaten ein Medium erstellt, das die Lebendigkeit, Veränderungen und «Spezialitäten» in der Region visualisiert. Für die visuelle Umsetzung kann ein/e interessierte/r lokale/r Gestalter/in angefragt werden, um auch in diesem Fall die Ressourcen im Sozialraum zu nutzen und gleichzeitig zu stärken.

- *Interventionen und Prozesse mitgestalten*

Gesteuerte Entwicklung in Sozialräumen (z.B. im Kontext von Quartierentwicklungsprozessen) spielt sich immer in einer mehr oder weniger lang dauernden, zusammenhängenden Abfolge von Schritten und Aktivitäten ab. Dabei können drei Ebenen unterschieden werden: die Prozessarchitektur, das Interventionsdesign und das Design methodischer Tools (vgl. Willener, 2009). Bei der Prozessarchitektur handelt es sich um die Gesamtkonzeption des Prozesses zwischen dem Anfangspunkt und dem Endpunkt des Vorhabens. Beim Interventionsdesign handelt es sich um die Gestaltung und Strukturierung eines bestimmten Prozessschrittes, eines einzelnen Architekturelements wie zum Beispiel eines Workshops oder einer Grossgruppen-Moderationsveranstaltung. Methodische Tools sind auf der nächsttieferen, sozusagen auf der Mikroebene angesiedelt. Im Grunde genommen handelt es sich hier auch wieder um Interventionen, die sowohl relativ alltägliche Tools umfassen wie Flipchart-Protokolle, Berichte, Kommunikationsmittel usw. als auch methodische Elemente aus der Werkzeugkiste der Moderation.

Die Fachleute der Soziokulturellen Animation haben hierbei die Aufgabe, solche Aktivitäten mitzugestalten und dafür zu sorgen, dass Methoden nicht beliebig, sondern zielgerichtet eingesetzt werden. Während die Erarbeitung einer gesamten Prozessarchitektur einiger Erfahrung bedarf und oft im Rahmen eines Teams oder durch spezialisierte externe Fachleute vorgenommen wird, sind Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren durchaus in der Lage, die Verantwortung für einzelne Interventionsdesigns und deren Durchführung zu übernehmen.

- *Kleinräumige Projekte entwickeln und umsetzen*

Die konsequente Orientierung an den Interessen der Bewohnerschaft bringt Bedarf und Bedürfnisse hervor, die oft mit kleinräumigen und kurzfristigen Projekten angegangen werden können (vgl. Michael Krummacher, Roderich

Kulbach, Victoria Waltz, & Norbert Wohlfahrt, 2003). Auch aus Sozialraumanalysen geht Handlungsbedarf für notwendige Massnahmen hervor, die im Kontext von Quartierentwicklungsprozessen in eigentlichen Massnahmenplänen oder Quartierentwicklungsplänen zusammengefasst werden. In beiden Fällen hat die Soziokulturelle Animation die Möglichkeit, sich als Projektverantwortliche für Einzelprojekte anzubieten und diese einer Umsetzung zuzuführen, denn nicht selten bleiben manche Massnahmen angesichts der Vielzahl an notwendigen Aktivitäten auf der Strecke. Im Projekt «BaBeL» in Luzern war es beispielsweise das Quartierzentrum Sentitreff, das sich anbot, im Handlungsfeld «lokale Ökonomie» für eine Projektumsetzung zu sorgen, nachdem dieses Handlungsfeld noch keine Massnahmen vorzuweisen hatte. Dies führte zum weitherum beachteten Projekt «Shop&Food» (vgl. Willener, 20082).

Fazit

Soziokulturelle Animatorinnen/Animatoren haben die Chance, im Sozialraum eine wichtige und vielfältige Rolle der Aktivierung, der Vermittlung und der fachlichen Arbeit zu spielen. Ihr besonderes Potenzial besteht darin, dass sie neben dem inhaltlichen Wissen in den Haupthandlungsfeldern auch die Kompetenz haben, Prozesse zu gestalten und mit kreativen und angepassten Methoden zu bereichern. Allerdings sind die skizzierten Idealvorstellungen in den meisten Fällen noch ausser Reichweite und die umfassenden Entwicklungsprojekte im Stil der «Projets urbains», in denen Animatorinnen und Animatoren eine gestaltende Rolle spielen können, nicht alltäglich. Oft geht es vielmehr darum, mit kleinen Impulsen die Spielräume im jeweiligen Arbeitskontext zu erweitern und Entwicklungen in Richtung dieser Vorstellungen in Bewegung zu setzen. Dies setzt allerdings eine Rollenklärung mit der Trägerschaft voraus, damit solche Schritte in den Sozialraum auch legitimiert sind.

Um eine bedeutsame Rolle als Soziokulturelle/r Animator/in im Sozialraum spielen zu können, braucht es

- Kenntnisse über die im Quartier lebenden und arbeitenden Menschen, die Verwaltung, die Partner und Fachleute aus anderen Disziplinen, deren Sprachen und Kulturen,
- die Lust und die Fähigkeit, sich auch in fremdem Territorium zu bewegen, in weniger bekannte Welten einzutauchen und die dortigen Spielregeln zu lernen,
- Beharrungsvermögen, um Handlungsfelder, Themen oder Partner mit einer gewissen Hartnäckigkeit zu erschliessen und zu aktivieren,
- Kreativität und Kompetenz zugleich, um den Sozialraum mit Ideen und Fachwissen zu bereichern.

Dabei sollten die Fachkräfte eine Mischung aus Bescheidenheit und Selbstbewusstsein an den Tag legen. Bescheidenheit deshalb, weil trotz der steigenden Zahl von Publikationen und Erfahrungen niemand wirklich weiss, wie sozial-räumliches Handeln und sozialräumliche Entwicklung wirklich «funktionieren». In jedem Quartier und in jedem Prozess stehen wir vor neuen unerwarteten Gegebenheiten – Selbstüberschätzung wäre hier fehl am Platz. Ausserdem sind Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren immer auch nur ein Teil des Prozesses – ohne Bewohnerschaft, ohne andere Akteure geht nichts.

Selbstbewusstsein hingegen deshalb, weil auch die Partnerinnen und Partner aus den anderen Disziplinen mit ihren herkömmlichen Instrumenten und Werkzeugen in diesen auch für sie oft neuartigen Prozessen an Grenzen stossen und ihre Verfahrensweisen neu erfinden müssen.

Literatur

- Alisch, Monika* (2002). Soziale Stadtentwicklung – Politik mit neuer Qualität? In Walther, Uwe-Jens (Hrsg.), Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur sozialen Stadt? Opladen: Leske + Budrich.
- Benda, Michel & Keppeler, Sigg* (2005). Verwaltungen und die Politik der Planung. In Kessl, Fabian et al. (Hrsg.). Handbuch Sozialraum. Wiesbaden.
- Berking, Helmuth & Löw, Martina* (Hrsg.). (2008). Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt: Campus.
- Böhnisch, Lothar & Münchmeier, Richard* (1990). Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim und München: Juventa.
- Bundesamt für Raumentwicklung (ARE)* (ohne Datum). Projet urbain. Gefunden am 25. Jan. 2010, unter <http://www.are.admin.ch/themen/agglomeration/>
- Casparis, Christian* (2008). The socio-economic potential of community centres: a voluntary sector without do-gooders. In Christen Jakob, Mariana & Reichmuth, Judith (Hrsg.) (2008), Community Development: Local and Global Challenges. Luzern: Interact.
- Dahme, Heinz-Jürgen & Wohlfahrt, Norbert* (2005). Recht und Finanzierung. In Reutlinger, Christian; Kessl, Fabian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver (2005), Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Deinet, Ulrich* (1990). Raumaneignung in der sozialwissenschaftlichen Theorie. In Böhnisch, Lothar & Münchmeier, Richard (1990), Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozial-räumlichen Jugendpädagogik. Weinheim und München: Juventa.
- Deinet, Ulrich & Krisch, Richard* (2002). Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen.
- Franke, Thomas* (2008). Wo kann sich die «Soziale Stadt» verorten? In Schnur, Olaf (2008), Quartiersforschung zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gillet, Jean-Claude* (1998). Animation. Der Sinn der Aktion. Luzern: Verlag für Soziales und Kulturelles.
- Grimm, Gaby; Hinte, Wolfgang & Litges, Gerhard* (2004). Quartiermanagement. Eine kommunale Strategie für benachteiligte Wohngebiete. Berlin: Edition sigma.
- Gross, Peter* (2005). Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt: Edition Suhrkamp.
- Healey, Patsy* (2006). Collaborative Planning: Shaping Places in Fragmented Societies. Basingstoke: Palgrave.
- Hermann, Heike* (2008). Gesichter und Facetten des Managements im Sozialen Raum. In Alisch, Monika & May, Michael (2008), Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Hinte, Wolfgang; Litges, Gerd; Springer Werner* (1999). Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin: Edition Sigma.
- Hinte, Wolfgang* (2002). Von der Gemeinwesenarbeit über die Stadtteilarbeit zum Quartiermanagement. In Thole, W. (Hrsg.) (2002), Grundriss Soziale Arbeit. Opladen 2002.
- Hinte, Wolfgang* (2007). Fachliche Grundlagen und Chancen sozialräumlicher Ansätze in der kommunalen Jugendhilfe. In Hellwig, Uwe; Hoppe, Jörg Reiner & Termath, Jürgen (2007), Sozialraumorientierung – ein ganzheitlicher Ansatz. Werkbuch für Studium und Praxis. Berlin: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.
- Hinte, Wolfgang; Lüttringhaus, Maria & Oelschlägel, Dieter* (2007). Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader für Studium, Lehre und Praxis. Weinheim und München: Juventa.
- Hopmann, Andreas* (2006). Sozialraumorientierung in der Jugendhilfeplanung. In Deinet, Ulrich; Gilles, Christoph & Knopp, Reinhold (Hrsg.), Neue Perspektiven der Sozialraumorientierung. Dimensionen – Planung – Gestaltung. Berlin: Frank & Timme.
- Kalter, Birgit & Schrapper, Christian* (Hrsg.) (2006). Was leistet Sozialraumorientierung? Konzepte und Effekte wirksamer Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa.
- Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver* (Hrsg.) (2005). Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krisch, Richard* (2009). Sozialräumliche Methodik in der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren. Weinheim und München: Juventa
- Krummacker, Michael; Kulbach, Roderich; Waltz, Victoria & Wohlfahrt, Norbert* (2003). Soziale Stadt – Sozialraumentwicklung – Quartiersmanagement. Opladen: Leske + Budrich.
- Langhanky, Michael; Friess, Cornelia; Hussmann, Marcus & Kunstreich, Timm* (2004). Erfolgreich sozial-räumlich handeln. Die Evaluation der Hamburger Kinder- und Familienhilfezentren. Bielefeld: USP Publishing

- Lee, Judith A.B.* (2001). *The empowerment approach to social work practice: building the beloved community*. New York: Columbia University Press.
- Litges, Gerhard; Lüttringhaus, Maria & Stoik Christoph* (2005). *Quartiermanagement*. In Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver (Hrsg.) (2005): *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- May, Michael* (2008). *Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit*. In Alisch, Monika & May, Michael (2008), *Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Muri, Gabriela & Friedrich, Sabine* (2008). *Stadt(t)räume – Alltagsträume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Park, Robert & Burgess Anthony* (1984). *The City. Suggestions for Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Reutlinger, Christian; Kessler, Fabian & Maurer, Susanne* (2005). *Die Rede vom Sozialraum - eine Einleitung*. In Reutlinger, Christian; Kessler, Fabian; Maurer, Susanne & Frey, Oliver (2005). *Handbuch Sozialraum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rogers, Carl R.* (2007). *Die nicht-direktive Beratung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Schnur, Olaf* (2008). *Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven*. In Schnur, Olaf (Hrsg.) (2008), *Quartiersforschung zwischen Theorie und Praxis*. Reihe VS Research. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schönig, Werner* (2008). *Sozialraumorientierung. Grundlagen und Handlungsansätze*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.
- Schrappner, Christian* (2006a). *Grenzen und Perspektiven einer sozialraumorientierten Gestaltung der Jugend- und Erziehungshilfen*. Oder: Warum ist so schwierig, was viele so gut finden? In Kalter, Birgit & Schrappner, Christian (Hrsg.) (2006), *Was leistet Sozialraumorientierung? Konzepte und Effekte wirksamer Kinder- und Jugendhilfe*. Weinheim und München: Juventa.
- Schrappner, Christian* (2006b). *Von Nichts kommt Nichts. Zentrale Befunde und Hinweise aus einer empirischen Untersuchung zur Leistungsfähigkeit von «Sozialraumorientierung»*. In Kalter, Birgit & Schrappner, Christian (Hrsg.) (2006), *Was leistet Sozialraumorientierung? Konzepte und Effekte wirksamer Kinder- und Jugendhilfe*. Weinheim und München: Juventa.
- Spierts, Marcel* (1998). *Balancieren und Stimulieren. Methodisches Handeln in der soziokulturellen Arbeit*. Luzern: Interact.
- Stocker, Monika* (2003). *Der Change zu einer modernen öffentlichen sozialen Hilfe: Zwischenhalt im Management eines komplexen Prozesses. Ein Werkstattbericht*. Zürich: Sozialdepartement der Stadt Zürich.
- Willener, Alex* (2005). *Bescheidenheit und Selbstbewusstsein. Transdisziplinarität als Voraussetzung für eine integrale Quartierentwicklung*. *SozialAktuell*, Nr. 11, Juni 2005.
- Willener, Alex; Geissbühler, Dieter; Inderbitzin, Jürg; Ineichen, Mark; Meier, André; Spalinger, Nika & Stolz Niederberger, Sibylle* (2008). (Hrsg.): *Projekt BaBeL, Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund. Einsichten – Ergebnisse – Erkenntnisse*. Luzern: Interact.

- Willener, Alex* (2007): *Integrale Projektmethodik. Für Innovation und Entwicklung in Quartier, Gemeinde und Stadt.* Luzern: Interact.
- Willener, Alex* (2008a). Migration, sozialräumliche Integration und die Frage der Beteiligung der Migrationsbevölkerung an der Quartierentwicklung. In Willener, Alex; Geissbühler, Dieter; Inderbitzin, Jürg; Ineichen, Mark; Meier, André; Spalinger, Nika & Stolz Niederberger, Sibylle (2008) (Hrsg.), *Projekt BaBeL, Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund. Einsichten – Ergebnisse – Erkenntnisse.* Luzern: Interact.
- Willener, Alex* (2008b). Projekt «Shop & Food»: Standortmarketing der besonderen Art. In Willener, Alex; Geissbühler, Dieter; Inderbitzin, Jürg; Ineichen, Mark; Meier, André; Spalinger, Nika & Stolz Niederberger, Sibylle (2008) (Hrsg.): *Projekt BaBeL, Quartierentwicklung im Luzerner Untergrund. Einsichten – Ergebnisse – Erkenntnisse.* Luzern: Interact.
- Willener, Alex* (2009). Externe Beratung in der Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung: Lernen aus der Organisationsentwicklung. *Gruppensdynamik und Organisationsberatung*, Nr. 4/Dezember 2009, S. 407–424.



Autorinnen und Autoren

Bernard Wandeler (Hrsg.)

Geboren 1957. Studium der Sozialarbeit, Sozialphilosophie und Soziologie an der Uni Fribourg. War Mitbegründer und aktives Mitglied diverser Bürgerinitiativen. Mehrere Jahre Projektkoordinator von einem Schweizer Hilfswerk in Westafrika. Nachdiplomstudium für Entwicklungszusammenarbeit an der ETH Zürich. Diverse Auftrags- und Studienreisen in Afrika. Langjähriger Koordinator des «Kulturmobils» der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und Mitinitiant der ersten Schweizerischen Kongresse der Soziokultur. Mitinhaber einer Beratungs- und Kommunikationsfirma in Zürich. Seit 1997 Professor und Projektleiter im Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern Soziale Arbeit.

Barbara Emmenegger

Geboren 1963. Studium der Soziologie, Publizistikwissenschaft und Philosophie an der Universität Zürich. 1995 Mitbegründerin von DAB-Sozialforschung in Zürich und bis 2001 freiberuflich in dieser Forschungsgemeinschaft tätig. Wissenschaftliche Arbeiten und Publikationen zu Genderforschung, sexueller Belästigung in der Ausbildung und zu sozialräumlichen Analysen. 1998 - 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin bei Stadtentwicklung Stadt Zürich. Dort unter anderem beauftragt mit der Koordination und der operativen Leitung der Programme zu Quartierentwicklungsprozessen der Stadt Zürich. Seit 2005 Dozentin und Projektleiterin am Institut für Soziokulturelle Entwicklung an der Hochschule Luzern. Schwerpunkte Stadt- und Raumforschung sowie Prozesse sozialräumlicher Entwicklung.

Martin Hafen

Geboren 1958. Früher Spitzensportler (Tischtennis). Diplom Sozialarbeit an der HFS Basel (88-91). 91-94 Geschäftsleiter der Kette (Dachverband Drogenhilfeeinrichtungen der Region Basel, 50%). Geschäftsleitender Redaktor SuchtMagazin (94-01, 50%). Hausmann und Vater von drei Jungen. Studium in Soziologie, Medienwissenschaft und deutscher Sprachwissenschaft an der Uni Basel (96-01). Promotion in Soziologie an der Uni Luzern (05). Dissertation 'Systemische Prävention. Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen (Carl Auer, 2005). Seit 2001 als Professor an der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit tätig. Verantwortlicher Kompetenzzentrum Prävention und Gesundheitsförderung im Institut für Sozialmanagement und Sozialpolitik.

Gabi Hangartner

Geboren 1957. Kunstgewerbeschule, Lehre und Berufsarbeit, künstlerische Tätigkeit und therapeutische Arbeit in Basel. 1999 Diplom Soziokulturelle Animation in Luzern. Gleichstellungspreis in Basel für das Projekt Lernen im Park zur Integration fremdsprachiger Frauen. Projektarbeit im Gesundheitsbereich und für Stellenlose. Leitung des Stadtladens (Bürgerbüro) in Basel. Nachdiplomstudium in Management und Leiterin der Bereiche Gestaltung und Kultur der Erwachsenenbildungsinstitution Klubschule Migros Basel. Absolventin des europäischen Masterstudiengangs Community Development in München. Seit 2008 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit tätig als Dozentin und Projektleiterin und verantwortlich für das Kompetenzzentrum Soziokultur.

Annette Hug

Geboren 1970, aufgewachsen in der Nähe von Zürich, ist heute Zentralsekretärin der Gewerkschaft VPOD. 2008 erschien im Rotpunktverlag ihr Roman Lady Berta, 2010 erscheint gleichenorts In Zelenys Zimmer. Von 2002 bis 2009 war sie an der Hochschule Luzern Soziale Arbeit Dozentin und Projektleiterin im Bereich Soziokultur. Sie hat Geschichte und Musikwissenschaften in Zürich, Women and Development Studies in Manila studiert.

Gregor Husi

Geboren 1962. Studium der Soziologie, Sozialpsychologie und Anthropologischen Psychologie an der Universität Zürich. Assistenz und empirische Sozialforschung an der Universität Zürich. Promotion in Soziologie an der Universität Bern. Veröffentlichungen (zusammen mit Marcel Meier Kressig): «Alleineltern und Eineltern», Zürich 1995; «Der Geist des Demokratismus», Münster 1998. 1997/98 – jähriger Forschungsaufenthalt bei Pierre Bourdieu in Paris. Mehrjährige Lehrtätigkeit an der Schule für Gestaltung und Kunst in Zürich und im Gesundheitsbereich. Seit 1999 Professor an der Hochschule Luzern Soziale Arbeit. Thematische Schwerpunkte: Gesellschaftstheorie, Theorie der Sozialen Arbeit, Werte.

Heinz Moser

Geboren 1948. Studium der Pädagogik Psychologie und Linguistik an der Universität Zürich. Habilitation an der Universität Münster. 1991-1998, Dozent an der damaligen Fachhochschule im Sozialbereich (Basel) für Pädagogik. Gegenwärtig Professor an der Pädagogischen Hochschule Zürich im Bereich Medienpädagogik. 1994-2002 Lehraufträge zur Praxisforschung im Aufbaustudium an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt. Seit 2003 Honorarprofessor für Medienpädagogik und Forschung an der Universität Kassel.

Reto Stäheli

Geboren 1960. Studium der Ethnologie an der UNI Zürich, Schauspielausbildung in Bremen, Lizentiat zum Thema «Theateranthropologie», während fünfzehn Jahren soziokulturelle Projektarbeit in Kulturmobil der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, Weiterbildung zum Supervisor, Nachdiplomstudium in Kulturmanagement (MasUniBS), Weiterbildungen/Coaching für Kulturschaffende und kulturelle Organisation in Rumänien, Bosnien und Kosova im Rahmen von internationalen Projekten der DEZA/Pro Helvetia. Mitinitiant diverser Kulturprojekte im In- und Ausland. Seit 2005 Dozent und Projektleiter im Institut für Soziokulturelle Entwicklung (CC Soziokultur) der Hochschule Luzern Soziale Arbeit.

Heinz Wettstein

Geboren 1946, Dr. iur., Gerichtspraxis, viele Jahre ehrenamtliche und 2 Jahre professionelle Jugendarbeit, 1975–1987 Aufbau und Leitung der Jugendarbeiterausbildung an der Akademie für Erwachsenenbildung in Luzern (Vorgängerausbildung der heutigen Studienrichtung Sozio-kulturelle Animation an der Hochschule Luzern Soziale Arbeit); Zusatzausbildung in Supervision, Teambberatung und Organisationsentwicklung; seit 1987 selbständig als Berater, Ausbilder und Projektleiter im Non-Profit-Bereich (Sozialwesen, Jugendarbeit, Schule, Kirche, Verwaltung, Politik); Mitglied von risorsa Gruppe für systemische Entwicklungsberatung und Mitinhaber der Büro West AG Beratung und Dienstleistung in Gemeinwesen und Organisationen.

Alex Willener

Lehrt auf BA und MA Stufe sowie in Nachdiplomstudiengängen Themen der Soziokultur, des Sozialraums, der Stadtentwicklung und International Community-Development sowie entsprechende Methoden. Im Bereich der angewandten Forschung leitet er verschiedene interdisziplinäre Projekte der Quartier- und Stadtentwicklung. Prof. Alex Willener war rund zehn Jahre im Bereich der urbanen Jugend-, Sucht- und Randgruppenarbeit tätig und begleitete für ein Hilfswerk Projekte in europäischen Grossstädten, bevor er Geschäftsführer und Dozent an der Höheren Fachschule für Soziokulturelle Animation und später Schulleitungsmitglied an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern wurde. Alex Willener hat Sozialarbeit in Luzern, Supervision und Organisationsberatung in Salzburg und Wien sowie Urban Studies in Milton Keynes studiert.



